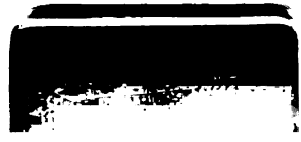
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6142

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
SANTA CRUZ



Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 8

März-August 1914

Viertes Jahr
Heft 11–20

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

AP
30
B11
1914

Der Brenner

Halbmonatsschrift

herausgegeben von Ludwig von Ficker

*

Achter Band
(März bis August 1914)

Brenner-Verlag/Innsbruck

Inhalt des achten Bandes:

Betrachtendes

Leo Brauzik: Wedekind . . . . . XX, 912
Hermann Broch: Ethik . . . . . XIV/XV, 684
Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die
" " Philoſophie der Innerlichkeit" XI, 467; XII, 515; XIII, 565
" " In Berührung mit Theoſophie . . . . . XIV/XV, 615
" " Widerſacher des Menſchen . . . . . XVII/XVIII, 787
F. M. Doſtojewski: Selbſtmord und Unſterblichkeit . . . . XII, 543
Zwei Briefe an ſeinen Bruder . . XVII/XVIII, 763
Theodor Haecker: Vorbemerkung zu Kierkegaard . . . . XIV/XV, 666
" " Vorwort zu Kierkegaards „Pfahl im Fleiſch" XVI, 691
" " Nachwort zu Kierkegaards „Kritik der Gegenwart" . . . . . XX, 886
Karl Borromäus Heinrich: Vom toten und vom lebendigen Bewußtſein . . . . . XII, 532
Sören Kierkegaard: Vorworte . . . . . XIV/XV, 671
" " Der Pfahl im Fleiſch . . XVI, 706; XVII/XVIII 779
" " Kritik der Gegenwart . . . . XIX, 815; XX, 869
Adolf Loos: Anmerkung . . . . . XIV/XV, 688
Hermann Oberhummer: Doſtojewski . . . . . XII, 556
Paul Wengraf: Phantaſie und Kunſt . . . . . XIX, 863

Erzählendes / Dichtungen in Proſa

Otto Alſcher: Der Greis und das Mädchen . . . . . XIV/XV, 642
Georg Büchner: Lenz . . . . . XIII, 580
J. J. David: Halluzinationen . . . . . XI, 481
Deſider Kosztolanyi: Die alte, alte Erzählung . . . . . XVI, 716
Elſe Lasker-Schüler: Der Malik . . . . . XIX, 852

Dramatiſches

Georg Büchner: Szenen aus „Dantons Tod" . . . . XVII/XVIII, 779
Karl Borromäus Heinrich: Vorſpiel zu einem Drama . . . XI, 497

Gedichte

Albert Ehrenstein: Gedichte . . . . . XI, 493
Felix Grafe: Epilog . . . . . XI, 511
Fritz Lampl: Hesperus . . . . . XVI, 722
Else Lasker-Schüler: Meiner Mutter; O, ich hab dich so lieb XVII/XVIII, 796
Arno Nadel: Zeichnung von Kokoschka . . . . . XIII, 609
Isidor Quartner: Abendlied . . . . . XII, 581
Johann Senn: Nokturne . . . . . XVI, 712
Leo Sternberg: Stunde der Erfüllung . . . . . XIII, 610
Georg Trakl: Föhn; Siebengesang des Todes . . . . . XI, 479
„ „ : Frühling der Seele; Immer dunkler . . . XII, 541
„ „ : Gesang des Abgeschiedenen . . . . . XIII, 578
„ „ : Abendland . . . . . XIV/XV, 636
„ „ : In Hellbrunn; Jahr . . . . . XVI, 715
„ „ : Vorhölle; Gesang einer gefangenen Amsel . . . XVII/XVIII, 761
„ „ : Das Herz; Der Schlaf . . . . . XIX, 850
„ „ : Das Gewitter; Der Abend; Die Nacht . . XX, 909
Arthur von Wallpach: Gebet . . . . . XII, 554

Gelegentliches

Carl Dallago: Aufblick . . . . . XI, 513
„ „ : Der Bildungsphilister als Geistesrichter (Otto Ernst) . . . . . XVI, 723
Theodor Haecker: Die müde Nazarenerseele . . . . . XIII, 611
Nochmals die Bibliothek der Philosophen (W. Scheller, Carl Dallago) . . . . . XII, 560
Ein Schlußwort (W. Scheller) . . . . . XIV/XV, 690

Zeichnungen

Max von Esterle: Karikaturenfolge 72 (Wilhelm Schmidtbonn) XII, 555
Else Lasker-Schüler: Zeichnungen zum Malik . . . . . XIX, 852

IV. Jahr Heft 11

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ / Georg Trakl: Zwei Gedichte / J. J. David: Halluzinationen / Albert Ehrenstein: Gedichte / Karl Borromäus Heinrich: Vorspiel zu einem Drama / Felix Grafe: Epilog / Carl Dallago: Aufblick

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. März 1914 Heft 11

Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ / von Carl Dallago

I.

Die Schrift, von der hier die Rede ist, hat Theodor Haecker zum Verfasser. Als sie zu mir ins Haus kam, war es draußen schon winterlich, und winterlich müde und schläfrig war auch mein Sinnen. Aber ich las, und es wehte mich gute Luft an, die immer besser wurde, je länger ich las. Eine Lektüre von Bedeutung ist wohl wie der Atemzug eines verborgenen Lebens, das zunächst in Worten auf den Leser einwirkt und ihn sich eröffnet. So liegt in solchem Geschriebenen immer eine Art Frühling, die erwecken hilft. So wurde auch ich von der Schrift in diesem erweckenden Sinne angeregt, vielleicht nur, um ihr angemessen begegnen, um ihr Stand halten zu können. Jedenfalls macht sie es nötig, daß ich sammle, was in mir als Geist und Gefühl umgeht, um von der Aufnahme berichten zu können, die ihr in mir zuteil geworden ist.

In der Bedeutung, wie ihn die Schrift dartut, höre ich den Namen Kierkegaard zum erstenmal. Wo ich ihn schon früher hörte, war es so, daß er mir mit dem Klang des Wortes auch wieder verloren ging. Darum wohl habe ich von Kierkegaard noch nichts gelesen und kenne auch heute von ihm nicht mehr als was sich in der Haecker'schen Schrift

zitiert findet. Ich spreche also über diese Schrift, und über Kierkegaard nur insofern, als dieser mir aus ihr entgegentritt.

Wenn ich nun auch glaube, daß die Schrift von Kierkegaards Persönlichkeit und Schaffen ein hinreichend klares und bedeutendes Bild gibt, so darf ich doch nicht annehmen, daß meine Stellungnahme zu ihr auch eine genügende Stellungnahme zu Kierkegaard bilde. Darf solches umso weniger annehmen, als der Verfasser selber betont, der Zweck seiner Schrift sei zunächst „aufmerksam zu machen", und er Kierkegaards Ausspruch: „Es lebt nur ein einziger Mensch, der die Voraussetzungen hat, eine wirkliche Kritik meiner Arbeit zu geben: Das bin ich selber" mit der Bemerkung zitiert, daß sich seither daran nichts geändert hat. Immerhin bleibt Kierkegaard das Thema der Schrift, und wenn ich dem, der über dieses Thema mit Geist und Gefühl sich ausspricht, zu entgegnen versuche, mag es sein, daß ich mich dabei auch zu Kierkegaard (ohne dessen Werk zu kennen) in ein Verhältnis bringe.

*

Theodor Haecker verweist auf Kierkegaard „von der Philosophie her"; ich verweise auf Haeckers Schrift von meiner Natur her. Denn diese ist es, die jene Denkungsart des Gefühls in mir auslöst, die meine ganze Philosophie ausmacht, diese und nicht die Philosophie als Wissenschaft, die mir zu wenig bekannt ist, als daß sie aus mir etwas machen könnte. Doch möchte ich deshalb nicht zugeben, „ein bloßer Naturphilosoph" zu sein, der „sofort irre redet, wenn ihm das Christliche in den Weg tritt." Denn ich glaube nicht, daß das Christliche außerhalb des Menschennatürlichen zu verlegen ist, wie ich auch den Geist nicht außer die Natur verlege; dementsprechend erschiene mir am Naturphilosophen nicht das Natur-sein, sondern das Philo-

ſoph-ſein als das Unzulängliche. Aber es iſt hier wohl nur der Ausdruck „Naturphiloſoph“ zu bemängeln, nicht der Sinn dieſes Ausdruckes in ſeiner Anwendung auf Philoſophen von der Art des Grafen Hermann Keyſerling. Denn das Natürliche beeinträchtigt nicht das Denken; vielmehr ſchiene mir die natürlichſte Art zu denken auch als die höchſte und fruchtbringendſte Art, und der natürlichſte Denker müßte demzufolge auch am wenigſten irre gehen. Jedenfalls eignet dieſer Denkungsart die Beſchaffenheit, die Haecker ſelber der „Abſchließenden Unwiſſenſchaftlichen Nachſchrift“ Kierkegaards zuſpricht, und die darin beſteht: daß ſie „die größtmöglichſte Annäherung des Denkens an das Leben, an die Exiſtenz, an das Werden, an den einzelnen konkreten Menſchen“ iſt. *Dieſe* Beſchaffenheit nun darf wohl auch ich für das Denken, wie es in meinen wichtigeren Proſaſchriften dargetan iſt, in Anſpruch nehmen. Ja, es ließe ſich vielleicht ſogar in ihnen ſtellenweiſe etwas von jener lyriſchen Begeiſterung auffinden, von der Haecker meint, daß ſie auch Nietzſche von dem großen Denker verlangte. Sie ſoll Kierkegaard beſonders eignen; ja eines ſeiner Werke trägt ſogar den Untertitel „Dialektiſche Lyrik“. (Wenn ich dieſe Dinge hervorhebe, geſchieht es, weil ich gerne glauben möchte, daß manches in mir vorhanden iſt, was mich trotz anderer Art zu Kierkegaard ein wenig in Verwandtſchaft bringt. Es erklärt vielleicht zum Teil meine große Frude über die Haecker'ſche Schrift, anderſeits läßt es mich meine Eignung, hier mitzureden, erproben wollen.)

Ich kann mir in der Tat den *ſchöpferiſchen* Denker ohne lyriſchen Untergrund nicht vorſtellen; denn dieſer erſt ergibt den Anſchluß an die Geſamtnatur und bewahrt davor, in völlig Abſtraktes zu verfallen. Auch geht das Gefühl ungleich weniger irre als der bloße Intellekt, weil es die Wege nicht beſtimmt, die es geht, weil es nicht unternehmend iſt. Und ſo kommt es auch unvergleichlich weiter

als der Intellekt, der als bestimmende Einsicht, als ein unwirkliches Erkennen den Dingen auch eine unwirkliche Begrenzung gibt. Das Gefühl kommt so weit mit, daß es findet: Das Reale hat kein Ende. Ein Fund, den ich bereits vor Jahren machte und den ich dahin ausbeutete: daß die geistige Entwicklung immer mehr ein Auffinden von Verhangenheiten ergeben müsse und nicht eine Welträtsellösung im Sinne einer Daseinsenträtselung. Denn „das Reale hat kein Ende" besagt: daß sich das Wirkliche nicht erkennen läßt, indem jedes Erkennen Grenzen, somit auch ein Ende setzt. Wobei sich schließlich zeigt, daß Seele und Geist Bildungen des Gefühls sind, das hier mitkommt; daß somit diese drei Begriffe dem Wesen nach ein Gleiches sind, und verschieden wohl nur in der Geklärtheit dieses Wesens. Daß das Gefühl vielleicht die noch mehr dumpfe, die Seele die geläuterte und der Geist die bewußteste Form desselben einen Wesen und des Vermögens ist, in die endelose Wirklichkeit zu gelangen, das Unvergängliche und Unbedingte zu erreichen. Hier könnte ich einigermaßen, und zwar in einem wichtigen Punkt, auf eine Verwandtschaft des Gefühls mit Kierkegaard hinweisen, indem ich aus der Schrift das Folgende zitiere: „Für Kierkegaard ist nächst Gott nichts so unsagbar wirklich, so ewig und unzerstörbar, wie das geistige Selbst des einzelnen Menschen, das Ich, das hier aber das Gegenteil einer Abstraktion und die höchste Konkretion ist."

Indem ich nun mit dem Hauptthema soweit in Fühlung gekommen bin, möchte ich diese Fühlungnahme noch weiter auszudehnen streben. Und so will ich diese Schrift als einen Besuch ansehen, der so anregend ist, daß er mich weit eröffnet und mich drängt, tief in mich zu gehen und manches zu wecken und hervorzuheben, was sonst noch in Schlummer verbliebe.

II.

Was mir Haeckers Schrift ſogleich vertraut machte, war zunächſt Einiges, was in den Anmerkungen ſteht, die den Haupttext begleiten. Da iſt einmal von Paul Claudel die Rede (worauf ich noch zurückkommen werde), und an anderer Stelle findet ſich der Satz: „Es iſt übrigens eine meiner tiefſten Ueberzeugungen, daß Wahnſinn für den großen, dezidierten Chriſten keine mögliche Krankheit iſt“ — eine Ueberzeugung, die ich völlig teile, ein Glaube, der auch in mir ſchon lange lebt; doch müßte ich ihn etwa ſo ausdrücken: Ein Menſch, der in tiefer Inſichgekehrtheit die Geſetzlichkeit ſeines Menſchentums lebt, kann nicht wahnſinnig werden. (Man ſieht: mir genügt der Begriff Menſch und nicht erſt der Begriff Chriſt. Und faſt möchte ich heute auch von Nietzſche denken, daß er ſeinen Geiſt wie einen Bogen überſpannte und ſo die Geſetzlichkeit ſeines Menſchentums verletzte). Ein Uebereinſtimmen in ſolchen Dingen aber iſt ſofort ein Vertraut-ſtimmen. Die Schrift zeigt ſich mir nun ſo: ein Menſch, der mir in manchem vertraut iſt, redet über einen Großen, den ich nicht kenne. Da horcht man begierig auf und geht mit, und man mißt und befühlt ſeine eigenen Beſchaffenheiten an dem Gehörten. Der Geiſt kommt ſo zu einem Stelldichein, das manchmal nicht weniger Luſt abwirft als eines unter Liebenden.

Die Anmerkung über Claudel aber ließ mich ausrufen: Endlich einer, der hier nicht blind zujubelt! Das über Claudels „Verkündigung“ verbreitete übertriebene Lob erweckt nämlich auch übertriebene Erwartungen. Die erfüllen ſich nun ganz und gar nicht. Das Beſte an Paul Claudel bleibt — wie auch Haecker zugibt —, daß er wirklich ein Dichter iſt. Es dünkt mich auch das Frömmſte an ihm. Aber es iſt eine Frömmigkeit der Sinne, die aus dem Dichteriſchen und nicht aus dem Katholiſchen herzuleiten iſt. In der „Verkündigung“ erreicht ſie ihren Höhepunkt in den Wor-

ten Violänens: „Der Unglückliche war aussätzig, und ich, ich war glücklich an jenem Tag“. Darum küßte sie ihn. Das ist herrlich! So erlebt nur ein wirklicher Dichter das Glück. Dem Katholizismus aber gehört Claudel wohl mehr dem Willen als seiner Natur nach an, die freilich so zwiespältig sein mag, daß sie ihr Religiöses an einem bestehenden Ritus festigen muß. Claudel vergißt dabei, daß solche Festigung für das Religiöse kein Wachstum bedeutet. Aber er ist vielleicht der Sinnlichkeit leicht ausgesetzt (sein Aussehen deutet es an) und strebt die Askese als Wehr an. So zeigt er sich gleichsam „christlicher“ als Christus, der Aussatz und Krankheit — wo sie nicht Prüfung und Läuterung waren — mit einem Abkommen vom Leben und mit Sünde in Verbindung brachte, und nicht mit seelisch hohem Tun. So zeigt Claudel an der Aussätzigen gewissermaßen seine ideelle kirchenchristliche Anschauung in gesteigertstem Maße, er selber aber bleibt wohlgepflegt als Konsul oder Diplomat und entsetzt sich, wenn ihm der Aussatz in Wirklichkeit entgegentritt. So sagt er in „Pagode“: „Ich steige aus meinem Wagen, und ein entsetzlicher Bettler bezeichnet den Beginn der Straße“. Somit sehe ich Claudel, in Hinsicht auf den Katholizismus, sich eher zur Ueberzeugung zwingen, als daß diese Ueberzeugung als natürliches Wachstum aus ihm hervorzubrechen vermöchte. Und der Glaube an seine katholische Religiosität von Seite seiner Verehrer scheint mir in manchem fast gefestigter als die Gläubigkeit Claudels der katholischen Kirche gegenüber. Denn jenen gelang — zum Teil wenigstens — die Verherrlichung Claudels, diesem wohl auch die Verherrlichung Christi (wozu es jedoch keines Katholizismus bedarf), aber wo er von der Kirche spricht, ist es ein Fehlgreifen, ein Widerspruch. So wenn Peter von Ulm am Ende einer frommen Rede sagt: „Wer möchte dann sich seinem Gesetze entziehen und seiner ihm von der Kirche bestimmten Stelle“. Das berührt anti-

quariſch und verſagt heute völlig als „Verkündigung“. Denn es iſt jetzt mit dem Menſchen ſo: daß, je weniger er ſich dem Geſetze entzieht, umſo weniger ihm auch eine Kirche ſeine Stelle beſtimmen wird. Und ich könnte hier dem Dichter nur mit der unkirchlichen Frömmigkeit von Violänens Vater antworten: „Du biſt reich an Gedanken, mir aber genügt dieſe verlöſchende Sonne.“

Dieſe Abſchweifung kann inſoferne als zum Thema gehörig betrachtet werden, als ſie meine Stellung zum Religiöſen wie zum Chriſtlichen und Kirchenchriſtlichen verdeutlichen hilft. Auch iſt mit Paul Claudel wohl auch das Kirchenchriſtliche für dieſen meinen Vorwurf abgetan. Das Chriſtliche hingegen, wie es Haeckers Schrift zu Anſehen bringt, wird ſich noch meſſen müſſen mit dem rein menſchlich Religiöſen — der Chriſt, wie er dort dargeſtellt iſt, mit dem Menſchen.

*

Einige Ausſprüche Haecker's ſcheinen mir der Einſchränkung zu bedürfen, weniger vielleicht ihrer Anſchauung als ihren Worten nach. So, wenn von den erſten Schriften Kierkegaards geſagt wird: „Ihresgleichen gibt es nicht zum zweiten Mal in der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit.“ Oder, Kierkegaards Schaffenszeit betreffend: „Was in dieſe dreizehn Jahre gebannt iſt, iſt die mächtigſte Produktion, die je einem Menſchen vergönnt war“. Oder, wenn zuletzt geurteilt wird: „In der religiöſen Geſchichte der Menſchheit hat keiner gelebt, der die Fülle von Genialität und Verſtand, die Kierkegaard beſaß, zur ‚Einfalt‘ gezwungen hätte, aus dem ſimplen Grunde, weil kein anderer je in ſolcher Fülle gelebt hat.“

Ich möchte nämlich nicht glauben, daß Kierkegaard in der Schrift überſchätzt wird, wohl aber, daß wir die religiöſe wie auch die Geiſtesgeſchichte der Menſchheit zu wenig ken-

nen, des weiteren zu wenig kennen, was je einem Menschen zu produzieren vergönnt war, um zu solchem Urteil berechtigt zu sein. Unsereiner, der zu dem Glauben gelangt ist, daß im Anfang die Vollendung war, der den Entwicklungsglauben völlig abtut, muß diese Bedenken jenen Aeußerungen entgegenhalten, insoferne er sich unter Menschheit alles, was je an Menschen gelebt hat, vorstellen soll. Ist es doch so, daß die noch wahrnehmbaren größten Repräsentanten des Religiösen, des Geistigen oder der schöpferischen Produktion überhaupt, ihrerseits wieder auf Vorläufer verweisen und anspielen, die wir nicht mehr wahrnehmen können. Man bedenke beispielsweise, wie vorbildlich Tschuang-Tse, der bereits im vierten vorchristlichen Jahrhundert lebte, von den „reinen Menschen der Vorzeit" spricht. Und wie schon das Wenige, das vom Schaffen des Ostens überliefert ist, unsereinen glauben machen muß, daß dieser Osten in seiner Vergangenheit in Hinsicht auf das Geistige und Religiöse vor uns sicher nicht zurücksteht. Ein genügendes Vordringen in vergangene Zeit, das uns zeigt, wie alles zerfällt und alles wieder neu entsteht, ergäbe vielleicht sogar keine feststehenden Beschaffenheiten für Westen und Osten, für Occident und Orient, indem es auch diese Begriffe auflösenden und neugestaltenden Einflüssen unterworfen sieht.

Was ich eben vorbrachte, soll verdeutlichen, wie ich mir jene nötigen Einschränkungen vollzogen dächte. Der Bedeutung, die Kierkegaard zugemessen wird, nimmt es kaum etwas vorweg; es macht nur den Horizont des allgemeinen Schauens ein wenig durchsichtiger und läßt so die Grenzen erkennen, die nicht überschritten werden dürfen, wenn jene Aussprüche völlig gelten sollen.

Uebrigens mögen diese Andeutungen auch dem Verfasser der Schrift nicht allzu ferne liegen. Der Entwicklungsgedanke steht sicher nicht so fest bei ihm, folgendem Ausspruch nach: „Man könnte an dem schönen Gedanken der Ent-

wicklung leicht irre werden, wenn man recht innerlich bedenkt, wie viele Millionen Jahre doch unſer Planet dazu gebraucht hat, um, ſagen wir einmal, den Moniſten und Chemie-Ethiker Jacques Loeb hervorzubringen". Und daß er auch dem Wiſſenſchaftswahn unſrer Zeit nicht hold iſt, entnehme ich den Worten: „Die Bergſonſche Philoſophie — und mit ihr die wiſſenſchaftliche Biologie, wenigſtens in ihren Hauptvertretern — hat bewieſen, daß ſchon das niederſte Leben inkommenſurabel iſt für Chemie und Phyſik". Wie er denn auch die chemiſchen und phyſikaliſchen Eigenſchaften der Materie nur als „Stützpunkte des Lebens", als deſſen „Inſtrumente" erkennt.

Hier nun möchte ich dem Verfaſſer der Schrift meine Sympathie in meiner Weiſe kundtun, und ich will ihm, der von der ernſten Philoſophie herkommt und kein bloßer Wiſſenſchaftler iſt (der dort ſofort verſagt, wo das Schöpferiſche erſt beginnt), Rechenſchaft geben über meinen Satz: Im Anfang war die Vollendung. Der Satz trägt einen Urſprungsglauben in ſich. Er ſetzt anſtatt des Glaubens an ein beſtändiges Höherhinauf — den jede Stunde beſſerer Einſicht Lügen ſtraft oder als Dummheit dartut — den Glauben an eine Herkunft aus dem Höchſten. Wie ſoll in ſolchem Glauben (der immer wieder Abwehr und Einkehr erfordert, um die durch allerhand Torheiten verſchüttete Verbindung mit jener Herkunft herzuſtellen) eine gleichſam von ſich ſelber gehende Höherentwicklung noch Platz finden? Es iſt ein Glaube, dem dieſe Herkunft nie wahrnehmbar und nie beweisbar wird, dem ſie vielmehr tiefſte Verhangenheit bleibt, eine Verhangenheit, die darum nicht weniger höchſte Wirklichkeit iſt, weil ſie nur für Gefühl, Seele, Geiſt zu erreichen iſt. Ein Glaube, dem daher der Anfang ohne Anfang iſt; dem er das Ewige, das Nichtgeſchaffene, dem er — Gott iſt. Für jeden alſo, für den Gott noch vorhanden iſt, muß es die einfachſte Lö-

ſung ſein, daß im Anfang die Vollendung war. Es verlegt das Gottserleben gewiſſermaßen in die Durchbrechung des Nur-Wahrnehmbaren, in den Anſchluß an die Herkunft, in den Kontakt mit dem Ewigen.

Damit vertrüge ſich auch die Gottesauffaſſung Kierkegaards (ſoweit ſie in der Schrift zur Darſtellung kommt), der „mit dem Ewigen nicht das logiſch-abſtrakte Sein, ſondern Gott, alſo das höchſte Leben“ meint. Und weiters: „daß Gott Geiſt iſt und nichts als Geiſt, Innerlichkeit und nichts als Innerlichkeit“. Womit zunächſt wohl dem Gotterfaſſen des Menſchen, ſeinem Gott-teilhaftig-werden Ausdruck verliehen iſt.

Das wäre das eine, das die „Vollendung im Anfang“ mit Gott, mit dem Ewigen und darum Seienden, mit dem Nicht-Geſchaffenen und darum Unbedingten in Verbindung bringt. Daran knüpft ſich das andere: daß, als der Menſch zuerſt des Menſchen gewahr wurde, dieſer auch ſchon vollendet daſtand. Die Betonung liegt hier auf dem Gewahrwerden, das von der Beſchaffenheit des Schauenden ebenſo abhängig iſt wie von der des Geſchauten. Denn ſicher iſt nur, daß die Vorausſetzungen für die Vollendung im Anfang, wo immer der Anfang auch einſetzen mag, gegeben ſind; indem der Menſch ſeine Vollendung durch ſeinen Kontakt mit Gott, mit dem Seienden und Unbedingten, das immer vorhanden war und iſt, dartun muß. So bewährt ſich der Satz: Im Anfang war die Vollendung, wie immer man ihn auch wenden mag. Er verweiſt auf keinen Rückſchritt und auf keinen Fortſchritt, ſondern läßt die Vollendung, die im Anfang war, für den Einzelnen immer wieder erreichbar ſein. Denn das Seiende hat ſich nicht verändert. Wo dieſer Anfang einſetzt, wird freilich von der Sehweite des Schauenden abhängig. Und wo dieſe Sehweite getrübt oder verſtellt iſt, wird ſie den Menſchen bald aus den Augen verlieren. Das fortwährende Ver-

gehen und Werden des Kosmos mag der Sehweite des Schauenden ſolche Trübungen und Hinderniſſe bereiten. Es begünſtigt das völlig verfehlte Verfahren, von den auffindbaren Beſchaffenheiten des Kosmos auf deſſen Vergangenheit und von dieſer auf die Beſchaffenheit der damaligen Menſchen zu ſchließen. Anſtatt die Möglichkeit zu bedenken, daß auch damals (alſo in jeder annehmbaren Vergangenheit) Menſchen von unſrer Beſchaffenheit auf heute nicht mehr auffindbaren oder nicht zugänglichen Teilen des Kosmos gelebt haben können. In jedem Falle wäre es weiſer, einer Natur gegenüber, deren Rätſel nicht im geringſten gelöſt ſind, das Sehvermögen der Forſcher von heute für völlig unzulänglich zu halten, bevor man die Menſchen urälteſter und nicht mehr wahrnehmbarer Zeiten im Vergleich zu den heutigen für völlig unzulänglich hält. Denn der Intellekt eines ſolchen Forſchers iſt ſicher das Unzulänglichſte, um die Beſchaffenheit eines Anfangs — alſo auch die Beſchaffenheit der erſten Menſchen — zu ergründen.

(Die innere Verdorrtheit eines Forſchers dieſer unzulänglichſten Art hängt ſich freilich noch an die „ungeheuren Fortſchritte, welche das verfloſſene 19. Jahrhundert in der wahren Naturerkenntnis gemacht hat". Es iſt Ernſt Haeckel, der ſo ſchwätzt, und ich nenne ihn hier, damit man ihn nicht verwechsle mit Theodor Haecker, dem Verfaſſer der Schrift, der ſomit bereits in höchſt bedeutender Weiſe auf einen Großen der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit verwieſen hat, für die ein Haeckel ein Unmöglicher iſt. Mag ihn auch unſre Zeit, der alles Ranggefühl abhanden gekommen iſt, mit Hilfe eines Moniſtenbundes, in dem das Hinausſperren des Lebens wohl das Einende iſt, in ihrer Gott- und Geiſt-Verlaſſenheit in einem Atem mit Giordano Bruno nennen).

Aber unſer Europa iſt vielleicht ein noch ziemlich junger, wenn auch früh gealterter, und nicht ein älteſter Erdteil; ſeiner Kultur nach ſicher, die heute anſcheinend ihre dümmſte

und aufgeblaſenſte, ihre wiſſeriſche Periode durchmacht und die dementſprechend gährt und brauſt; wobei ſie ſich auch als ein welker Abkömmling übelberatener Sinne erweiſt. So ſteht ſie protzig und marktſchreieriſch da im blanken Blechglanz ihrer Erfindungen, die aber bald genug zu ihrem Roſt kommen werden und die — ich wiederhole, was ich ſchon früher einmal betonte, — von älteren und weiſeren Kulturen vielleicht ſchon mehr als einmal abgelegt und verworfen wurden. Denn es mag ſo ſein: daß, wer den Menſchen im Auge behält, ſich der Erfindung nur bedient, wenn es die Not erfordert, und daß es Kulturen gab, die den Menſchen beſſer als die unſere im Auge behielten in einem Daſein, das ſeines nie auffindbaren Anfangs wegen auch niemals völlig beſtimmbar iſt.

Daß ich derartiges auch einem philoſophiſch geſchulten Manne vortrage, ſoll beſagen, daß ich nicht darauf ausgehe, Philoſophiſches geben zu wollen, wohl aber ſtellenweiſe etwas wie dialektiſche Lyrik. Und als Mutmaßung des Gefühls kann alles, auch das zuletzt Geſagte, beſtehen. Zudem möchte ich annehmen, das Geſagte habe in die Vergangenheit gleichſam ein Fenſter ausgebrochen, durch das nun wieder das Anfangloſe wie verjüngt und unberührt hereinſieht.

(Fortſetzung folgt)

Gedichte / von Georg Trakl

Föhn

Blinde Klage im Wind, mondene Wintertage,
Kindheit, leiſe verhallen die Schritte an ſchwarzer Hecke,
Langes Abendgeläut.
Leiſe kommt die weiße Nacht gezogen,

Verwandelt in purpurne Träume Schmerz und Plage
Des ſteinigen Lebens,
Daß nimmer der dornige Stachel ablaſſe vom verweſenden Leib.

Tief im Schlummer aufſeufzt die bange Seele,

Tief der Wind in zerbrochenen Bäumen,
Und es ſchwankt die Klagegeſtalt
Der Mutter durch den einſamen Wald

Dieſer ſchweigenden Trauer; Nächte,
Erfüllt von Tränen, feurigen Engeln.
Silbern zerſchellt an kahler Mauer ein kindlich Gerippe.

Siebengeſang des Todes

Bläulich dämmert der Frühling; unter ſaugenden Bäumen
Wandert ein Dunkles in Abend und Untergang
Lauſchend der ſanften Klage der Amſel.
Schweigend erſcheint die Nacht, ein blutendes Wild,
Das langſam hinſinkt am Hügel.

In feuchter Luft ſchwankt blühendes Apfelgezweig,
Löſt ſilbern ſich Verſchlungenes
Hinſterbend aus nächtigen Augen; fallende Sterne;
Sanfter Geſang der Kindheit.

Erſcheinender ſtieg der Schläfer den ſchwarzen Wald hinab,
Und es rauſchte ein blauer Quell im Grund,
Daß jener leiſe die bleichen Lider aufhob
Ueber ſein ſchneeiges Antlitz;

Und es jagte der Mond ein rotes Tier
Aus ſeiner Höhle;
Und es ſtarb in Seufzern die dunkle Klage der Frauen.

Strahlender hob die Hände zu ſeinem Stern
Der weiße Fremdling;
Schweigend verläßt ein Totes das verfallene Haus.

O des Menſchen verweſte Geſtalt: gefügt aus kalten
Nacht und Schrecken verſunkener Wälder [Metallen,
Und der ſengenden Wildnis des Tiers;
Windesſtille der Seele.

Auf ſchwärzlichem Kahn fuhr jener den mondenen Fluß
Purpurner Sterne voll, und es ſank [hinab,
Friedlich das ergrünte Gezweig auf ihn,
Mohn aus ſilberner Wolke.

Halluzinationen / von J. J. David

Es ist eine traurige und unerquickliche Rückschau. Sie bedrängt, als fühlte man abermals den Alp auf sich lasten, der einen so lange und so unentrinnlich bedrückte.

Als sähe man in ein vollkommenes Dunkel, so ist es; in eine Finsternis, die nur aus sich selbst heraus von einem fahlen Licht durchgeistert wird, eben noch stark genug, daß man häßliche Fratzen gewahren kann, die sich, herrisch, gebietend und ungeformt, verschwommen daraus emporrecken und den Blick unentrinnlich bannen.

Beschäftigt man sich aus freiem Willen mit ihnen, die einen so oft und so peinigend heimgesucht, ohne daß man sie scheuchen konnte, so mag das damit erklärt und wohl auch gerechtfertigt sein, daß ähnliche Beobachtungen selten sind und somit vielleicht einen psychologischen Wert für sich in Anspruch nehmen können. Sie sind schwer festzuhalten, wie denn auch mir wohl nur noch Trümmer verblieben sind. Das Fieber versengt nämlich auch jene wunderlichen Blüten, die es aufwachsen ließ, also daß sie dorren und in der Hand zerfallen, die sie verwahren möchte.

Am 9. September 1905 war ich von Gmunden heimgekommen, der Meinung, Geschäftliches zu ordnen und schlüssig zu werden, wo ich den Winter verbringen wolle, den in Wien zu verweilen nicht möglich erschien. Schon den kommenden Tag aber meldete sich jenes Leiden, das mich nun schon ins dritte Jahr heimsucht, nun dieses, dann ein anderes Organ anfällt, nicht zu besiegen scheint und das die Aerzte, wohl nur, weil auch das fatalste Kind endlich getauft sein muß, eine chronische Influenza heißen. Diesmal schien der Anfall sehr, so sehr gelinde, daß trotzdem Reisepläne erwogen und die Aussichten einer Kräftigungskur abgeschätzt wurden, die notwendig erschien, nachdem der Sommer nicht die gewohnte Wirkung getan, an einem so herrlich gele-

genen und weislich nach allen Rücksichten und Umständen gewählten Orte Südtirols man ihn auch verbracht hatte.

Es sind seitdem Monate vergangen, die mich ans Bett gebannt sahen, mehr als ein Vierteljahr, darin ein hartnäckiges und springendes Fieber allen Versuchen der Aerzte trotzte, es zu bändigen; darin man der nächsten Stunde nicht sicher war und alle Künste anwenden mußte, eine notdürftige Zufristung zu erlangen, die vielleicht die entscheidende Wendung zum Guten bringen konnte; da jeder scheinbaren Besserung mit der unerwünschtesten Geschwindigkeit der Rückfall mit neuen Sorgen für den Kranken und alle seine Umgebung folgte. Herbst und Winter vergingen so; nur auf den Wänden der gegenüberstehenden Häuserreihe sah ich alle die Zeit die Sonne walten, die ich so liebe und die sich doch gerade diesen Winter öfter den Wolken und den andrängenden Nebeln entrang.

Immer war ich mir über meinen Zustand und alle seine Gefährlichkeit vollkommen klar, daß jeder Versuch des Verstecken- oder Komödiespielens eitel bleiben mußte. Böse Schmerzen aller Gattung, ärger als man sie erträglich glauben möchte, waren mir verhängt: niemals aber das Bewußtsein und kaum einmal die Fähigkeit der Selbstbeobachtung, während ich mich so in einer höllischen Schaukel fühlte, nun aufwärts gewippt, nun mit unheimlicher Wucht und Schnelligkeit niedergerissen zur Erde, an der ich aber wiederum nur im rasenden Umschwung vorübersauste.

Davon kann man nun schon ohne zu starke Erschütterung sprechen und ermißt so am besten die Schritte, die man auf dem weiten und steilen Pfad zur Genesung gemacht. Auch die schlimme und lähmende Furcht vor dem Wahnsinn ist besiegt. Das ist, als hätte man sich einmal ein böses und tückisches Raubtier gebändigt und führe es immer mit sich und es gehorche auf den Wink. Aber die Angst kann man nimmer los werden, wenn man die schleichenden Katzen-

ſchritte nahen, hinter ſich mehr fühlt als vernimmt: wann wird es dich hinterrücks anſpringen, den Wehrloſen niederreißen und an ihm tun nach ſeinem grauſamen und lange genug unterdrückten Gelüſt? Nur eine Erſcheinung, auch ſie ſchon verbleichend, meldet ſich noch. Urſprünglich war es, als rauſchten mächtige und ganz blanke Schwanenflügel um mich und ſauſten in atemloſer Geſchwindigkeit immer von der Rechten zur Linken an meinem Haupte hart vorüber. Das klang betäubend und dennoch voll geheimer Melodie. Nun kümmern die Fittiche und werden immer kleiner. Nur das Flirren verblieb. Immer wieder narrt es mich und zwingt mich ihm nachzuſehen, als zöge mir etwas leibhaftig vorüber, und nicht das letzte Reſtchen aus einer Schar, die mir geraume Zeit, wie ſie ſelbſt in einem Leben ſchon ins Gewicht fällt, vertraut und alleinige Geſellſchaft geweſen; Reigentänze um mich geſchlungen, toll, ſcheinbar ſonder Geſetz und dennoch rhythmiſch und den Blick mit einer einzigen Gewalt an ſich ziehend. Es dampfte um ſie von Schwüle und von Verwirrung.

Merkwürdig war zunächſt die Unfähigkeit, ſich in der Zeit zurecht zu finden. Es war doch im Herbſt: der Winter rückte heran, und die Tage ſchwanden. Im Grunde vergingen ſie mir auch mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Die Fähigkeit der Auffaſſung war ſehr eingeengt: die Zeitung zu leſen bedeutete eine ernſthafte Arbeit, die nicht ohne lange Unterbrechungen vollzogen werden konnte und zu der man ſich ohne ernſtes Bedürfnis, aus einer Art Pflichtgefühl und damit man mitreden könne, zwang. Ich entſinne mich kaum einer einzigen Regung von Langeweile. Vielleicht war die allgemeine Müdigkeit zu groß, um auch nur das Gefühl beſtimmter aufkommen zu laſſen. Dennoch verlangte mich's manchmal zu wiſſen, was es an der Uhr ſei. Niemals behielt ich die Stunde oder es blieb mir ein innerer Maßſtab für das Verklingen der Glocken, wie ihn

doch ein erwachsener Mensch sonst in sich zu tragen pflegt. Sowie die Lichter entzündet wurden, das zeitig geschehen mußte, begann für mich der Abend mit einem stärkeren Ruhebedürfnis, dem ohne allen Uebergang die Nacht folgte. Das führte zu mancher komisch-verdrießlichen Irrung. Etwa: aus dem Nebenzimmer drang Flüstern zu mir, wenn ich meinte, es sei längst Schlafenszeit, und ich ärgerte mich der fatalen Rücksichtslosigkeit. Und es war noch gut am Tage, und es wisperten untereinander oder mit meiner Frau teilnehmende Besucherinnen, die man gar nicht oder nur für kürzeste Weile zu mir lassen konnte. Denn jeder Besuch, auch der erwünschteste, jedes liebe Gesicht weckte mich aus jenem Zustand halben Bewußtseins, der allein mir gemäß war, zwang mich, meine Gedanken zurückzurufen, die im Uferlosen schwärmten oder schon scheu und erschaudernd an noch ferne Gestade rührten, legten mir also erhöhte Anstrengungen auf, die hernach abzubüßen waren. Oder, es fiel mich auch nur die Erkenntnis meines Elends zu heftig an: sie beklemmte mich, ohne daß die Lust am Spott oder an der Selbstverhöhnung gänzlich zu unterdrücken war. Einer Regung von Todesfurcht entsinn' ich mich nicht — sie hätte sich denn kurios genug in die Sehnsucht nach endlicher Erlösung und der gänzlichen Ruhe vermummt, die ungestüm genug schrie und sich Bilder voll einer eigentümlichen Kühnheit schuf, die manchen durchfröstelten, der sie etwa vernahm . . .

Es war notwendig geworden, mich in meiner Empfindlichkeit und Schwäche vor jedem Anhauch zu schützen. So wurde denn eine spanische Wand angeschafft und vor mein Bett gestellt. Sie schied mich in der erwünschtesten Weise von der Welt, vor der ich mich verbergen zu müssen glaubte; denn alle meine Sinne hatten sich in einer befremdenden Weise verfeinert, bis auf das immer stumpfe Gehör, und waren also sehr leicht zu verletzen. Der nicht um den wahren

Grund wußte, dem mocht' ich unerträglich launenhaft erſcheinen. Im übrigen war oder erſchien mir jene Schirmwand abgeſchmackt genug; was immer aber in einer Krankenſtube ſteht, das gewinnt über ein Weilchen ein widerwärtiges und häßliches Geſicht. Unſichtbare, aber raſtloſe Spinnen überweben es mit Netzen, die man nicht abſtreifen kann, aber ſieht und in der leidigſten Weiſe fühlt. Da nun ſind einem dunkelgelblichen Grunde in hellerem Ton ſchwanke Binſen und allerhand Blütenſträuche, an gewiſſe heimiſche Orchisarten ferne mahnend, ohne Stiliſierung und dennoch unähnlich aufgedruckt. Wurde dahinter aber ein Licht angeſteckt, ſo gewann er ein ganz anderes Geſicht. Abend für Abend genoß ich ſo eines eigenſten Schauſpiels. Denn es war, als erhelle ſich die ganze gleichgültig eintönige Fläche vor einem Schimmer aus geheimem Born, wie er etwa durch kunſtvolle, uralte Glasfenſter bei günſtigem Stand der niedergehenden Sonne fließen mag. Ein kräftiges Rötlich, dem Orange zu, ſchlug ſiegreich durch die Felder der ſpaniſchen Wand, oder die wölbten ſich und formierten ſich zu feierlichen gotiſchen Bogen. In ihnen ſtanden in ſtolzer Haltung Geharniſchte. Und Könige, die Krone über der Stirn, umwallt vom Goldbrokat der ſteifen und rauſchenden Gewandung, hoben mit großer Gebärde die Hände mit dem Reichsapfel darin zu flammenden Kandelabern. Auch an Muſik, einem Münſter gemäß, fehlte es keineswegs. Denn oftmals war in mir ein Ton, als würde vielleicht ein langer Stahlſtab angeſchlagen; klinge nun voll Kraft und einer Fülle, die für ſeine Eintönigkeit vollauf entſchädigt, verſchwinge, verzittere, verſtumme, um nach regelmäßigen Pauſen, die aber zu berechnen ich niemals vermochte, von neuem ſeine geheimnisvolle Muſik zu erheben.

Eine Röntgen-Unterſuchung des Bruſtkaſtens war wünſchenswert geworden. Schäden waren entſtanden; ihr Ort und ihr Umfang ſollten tunlichſt genau feſtgeſtellt werden,

damit man wiſſe, ob nicht vielleicht das Meſſer des Chirurgen Beſſerung bringen könne. Die Durchleuchtung konnte natürlich nur außer Hauſe, in einem Sanatorium vorgenommen werden. Trotz hohen Fiebers wurde die Fahrt dahin gewagt. Da waren Gänge, Durchfahrten, Korridore, auf denen Geneſende neugierig nach dem Siechen blickten, der ihnen vorübergetragen wurde. Ein flüchtiger, aber ganz neuer Einblick in ein ſolches Unternehmen, in dies Mittelding von Gaſthof und Heilanſtalt, huſchte aufregend genug vorüber. Alsdann die Unterſuchung ſelbſt, die immer noch etwas Geſpenſtiges an ſich hat, mit ihrem geheimnisvollen Schnurren der Apparate, dem jäh vorbrechenden und ebenſo wiederum verlöſchenden Lichtſchein. Nichts von dem allen blieb dem Kranken und folgte ihm in die Geſichte, die ihn daheim wieder anfielen. Nur die Art, in der er im Aufzug gehoben, im Tragſtuhl, immer in einer ſtillen Angſt vor einem möglichen Fall, befördert worden war, haftete in ihm und übte ihren Eindruck. Er war ausgezogen, ſo ſchien ihm, und wohnte nun ein Stockwerk höher. Es war mir bewußt, wie unſinnig dieſe Vorſtellung ſei. Dennoch ließ ſie ſich durchaus nicht bannen. Immer, trotz aller Mühe, es zu unterdrücken, entſchlüpfte mir ein ungehöriges „Oben“ oder „Unten“, zu allem Glück unbeachtet oder nicht richtig gedeutet, und ich ſorgte, es möchte meinen Zuſtand verraten oder die unbeſiegliche Zwangsvorſtellung, unter der ich ſo litt und die aller Augen zu verbergen ich mich ſo mühte. Noch etwas ganz Unglaubliches geſellte ſich dazu. Ich war dieſen Sommer auf einer ſehr kühnen Alpenſtraße gefahren, die hart an Abgründen, manchmal ganz ſchwindelig, dann wieder dem lebendigen Fels eingeſprengt, mit ganz einzigen Blicken auf ferne und leuchtende Gletſcher emporklomm. Aehnlich dacht' ich mir die Ueberſiedlung: eine Treppe des gleichen Hauſes höher. Das ging ſo weit, daß ich ſelbſt den Firnenwind wieder zu verſpüren meinte,

der uns damals, der Jochhöhe nah, unerwartet und unwirsch genug angeblasen hatte, samt dem Schmerz, den er mir geweckt. So hatt' ich viel zu hehlen, darein kein fremdes Aug' Einblick gewinnen durfte, und die Besorgnis lebte und wuchs, ich könnte einmal fiebernden Händen die Maske entgleiten lassen, die ich so ängstlich und hüllend vor mein eigentliches Gesicht preßte. So brütete ich über meinen Geheimnissen und fühlte mich in mir immer einsamer. Es fehlte nicht an Anteil; manchmal wurde mir dessen selbst zuviel. Dennoch erschien ich mir ganz verlassen, ganz für mich hausend, losgelöst von meiner Familie, als hätte sie nie bestanden, und wiederum gezwungen, ständig auf meiner Hut zu sein. Ewige Angst vor Ueberrumpelung. Vor Selbstverrat. Beobachten des anderen, ob er wirklich nichts ahne? Ueberprüfen jedes Wortes, das einem entschlüpft. Ein unleidlicher Zustand, den keine Dauer erträglicher machte, der den letzten Nerv bis ins Reißen spannte.

Daß sich langsam eine große Gleichgültigkeit allem gegenüber des Siechen bemächtigte, ist nur zu begreiflich. Ich sah stumpf die Angst, die über dem ganzen kleinen Hauswesen lag. Mein Kind kam und schmiegte sein Köpfchen nach Gewohnheit in meine Hand. Gleichgültig, wie auf ein ganz Fremdes sah ich darauf. Es verdroß mich nur, wenn die Wärterin mit einem Schritt, so leise sie ihn vermochte, der aber meiner Meinung nach immer noch das Zimmer ins Zittern und Schwingen brachte, an mein Bett trat, nach meinem Befinden zu sehen; die Sorgen meiner Frau samt der Tapferkeit, mit der sie sie zu verhehlen sich mühte, gewahrte ich wohl mit Verwunderung, aber ohne richtige Rührung, ohne Verständnis für alle ihre Plage. Ich wußte, daß sich die Aerzte verweilten und verhandelten, lange nachdem sie mich mit einigen Worten ohne Belang verlassen hatten; daß mir viel versteckt wurde; begriff sehr genau, warum man also verfahre, und hätte unter anderen Um-

ständen derlei sicher weder ungerügt noch unvermerkt gelassen. Nun aber schwieg ich. Wozu erst reden? Alles war mir offenbar; nichts bewegte mich.

Dazu kam eine vollkommene Spaltung des Bewußtseins. Ich empfing einen Gast, und ich führte mit ihm ein Gespräch, so vernünftig man sich's unter solchen Verhältnissen nur irgend begehren konnte, das freilich bald abgebrochen werden mußte, weil es mich denn doch anstrengte. Dabei stand aber regelmäßig am Kopfende des Bettes, wo doch gar kein Raum für ihn sein konnte, jemand und hatte mir etwas mitzuteilen, das viel wichtiger war und mehr Aufmerksamkeit und Anstrengung beanspruchte, wollte man's fassen. Das muß auf die Dauer wohl verstimmen. Und zu gutem Ende hatten diese Besucher Gewohnheiten, die in leidlicher Gesellschaft nicht erwünscht sind. Niemals ließen sie sich melden, wie sich das unter allen Umständen, gar bei einem Kranken gehört; eine geschlossene Türe bestand nicht für sie als Hindernis. Schieden sie, so nahmen sie nicht den Weg Gesitteter, in ganz ungehöriger Weise benützten sie das Fenster als Ausgang, was mich, nachdem ich doch im dritten Stock wohne, zu Anfang und ehe ich noch mit ihrer Art und Gewohnheit besser vertraut war, nicht wenig erschreckte. Besonders mein Großvater von Mutterseite hatte immer noch keine Manier gelernt, wiewohl er nun schon an vierzig Jahre tot war.

Ueberhaupt, ich selber hatte mich doch in einer schwer glaublichen Weise verändert. Mir gegenüber standen zwei Schränke. Zwischen ihnen und der Wand blieb ein Raum. Darin lag nun eine ziemliche, weiße Kugel, deren Stoff sich nicht bestimmen ließ, dem Aussehen nach etwa Kalk, ohne daß sie aber auch nur bei Ferne an ein Ei erinnert hätte. Mit dieser Kugel nun identifizierte ich mich in einer vollkommen unklaren Weise, bangte mich um sie, wenn gefegt ward, staunte innerlich, daß sie niemand gewahrte.

Ein Nahrungsbedürfnis wollte durch Monate nicht in mir erwachen. Man mußte mich aus dem Halbschlummer wecken, der mich meist befing, vieles Zureden, ja gelinde Gewalt daran wenden, um mich zu einem Bissen zu bewegen. Die mich so aus dem mir eigentlich meist gemäßen Dämmerungszustand scheuchten, in dem meine Seele unablässig um dennoch streng verschlossene eherne Pforten flatterte, die haßte ich mit der Zeit. Und eine neue, ganz tolle Vorstellung entwickelte sich in mir: was ich genoß, das frommte nicht mir, sondern der, die mir's aufgezwungen, also meiner Frau. Darüber durfte ich mich mit Fug entrüsten. Es war doch unbillig, mir derlei zuzumuten, und gewiß nicht in Ordnung, ohne mich zu befragen meine Wohnung so umzugestalten, wie es ersichtlich geschehen war. Denn man kam nicht etwa in eine andere Stube aus dem Schlafzimmer; es stieß ein schöner, grüner Garten daran, und im Freien und unter heller Sonne saßen die Leute und vergnügten sich, ohne daß mir ein Anteil daran vergönnt gewesen wäre. Also schuf sich die Sehnsucht nach der Natur in mir ihren Ausweg, die so lange nicht befriedigt werden konnte.

Es kamen auch sonst Gesichte von anderer Art, aber voll Größe und Nachdruck. Da hatt' ich in grenzenloser Mißstimmung, wider eine Art Reinlichkeitsbedürfnis in mir, das in gesunden Tagen niemals ein Wort in mir laut werden läßt, geeignet eines einzigen Menschen Glaubensbedürfnis zu stören oder zu besudeln, einmal dem Abend zu gegen Gott und alle Teufel blasphemiert. Die Zeit schlich: die Vorkehrungen für die Nacht wurden getroffen; die Wärterin bezog ihre Ruhestatt hinter der spanischen Wand, das Gas wurde abgedreht; nur auf dem Kästchen neben meinem Bett brannte eine Kerze, weil ich noch las; das Nachtlicht gab einen ganz matten Schein, und wenn im Ofen nachgelegt werden mußte, so schoß der Widerschein der Glut vor und flackerte breit und begierig die Wände

aufwärts. Ich war ſicherlich und ſo vollkommen wach, wie ein Kranker es nur irgend zu ſein vermag; denn ich hörte jeden Auftrag, den man der Pflegerin erteilte, verſtand ihn und ſuchte ihn nach der fatalen Art von Kranken in irgend einen Bezug mit Veränderungen des eigenen Zuſtandes zu ſetzen. Da nun trat Er ein, und ich begriff kaum, wie er in ſeiner Rieſengröße die Tür paſſieren konnte. Am geeignetſten Ort, hinter dem Ofen, da für Männer ſeiner Statur ſchon gar kein Raum war, ließ er ſich behaglich nieder. Er war in jeder Hinſicht ſchön. Der Körper, ganz anders, als man ihn in der Regel darſtellt, ohne jede Spur von Verbildung, tadellos gebaut und von unwiderſtehlicher Kraft. Ich konnte das ermeſſen, da er den Rock von ſich ſtreifte. Der Kopf ein wunderſchöner, ebenmäßiger Rundkopf, reiches, ganz kurz geſchorenes, rötliches Haar darum; um die vollen und runden Wangen ein jünglinghaft weicher Bart von gleicher Farbe; eine ſtarke, edel geformte Hakennaſe im Antlitz. Er ſchien gewohnt, zu gebieten und zu zwingen. So nun, in einem Ton, deſſen man nimmer vergißt, ohne ihn ſchildern zu können, flüſterte er einige Worte, entſinne ich mich recht: der Entgegnung auf meine Herausforderung, gegen mich. Dann hob er ſich, reckte ſich mächtig. Sein Auge, grün und glanzlos und groß wie edler Serpentin, tauchte in das meine. Immer näher kam er mir, und mein Herz ſchlug, daß ich meinte, man müſſe das hören, daß ich mich umſah, ob denn niemand merke, welchem furchtbaren Geſellen man mich Wehrloſen allein gelaſſen habe. Eine beiſpielloſe Lähmung und Beklommenheit in mir. Alles zerrann. Um mich das Schweigen. Ich ſah nach der Uhr — die ganze Viſion konnte nicht eine Minute lang gewährt haben.

Verwunderlich genug, und vielleicht nur erklärlich aus der nahezu vollkommenen Erſchöpfung aller meiner Kräfte, in der ich ſchon in die Krankheit eingetreten, war mir ſelber

in jeder Rückschau der vollkommene Mangel an sexualen Gesichten in einer so langen und bunten Reihe von Erscheinungen. Noch eine daraus sei verzeichnet, weil mir ihr Ursprung durchaus rätselhaft erscheint. Ich wußte ganz gewiß, daß der Arzt, der mich behandelte und alle seine Hingebung und Kunst an mich wendete, keinen anderen ähnlichen Fall in seiner Praxis habe. Dennoch glaubt' ich an einen solchen, und es war ein Doppelgänger von mir, und es bestand eine Art Vampyrismus zwischen uns. Denn je schlechter es mit mir bestellt war, desto näher rückte jener seiner Genesung; trat aber bei mir eine jener immer trügerischen Wendungen zum Bessern ein, so siechte mein Widerpart schlimmer dahin, ohne daß mir in einer nicht aufzuhellenden Weise das gleichgültig bleiben konnte. Zwischen uns beiden aber lief eilfertig und ohne Unterlaß ein Hündchen hin und wider. Oftmals war mir, als müßt' ich darauf deuten, damit man ihm endlich den Paß verlege; niemals aber vermocht' ich diesen Entschluß. Es war, als müßten nun einmal die Dinge und was immer in noch so wunderlicher Weise mit ihnen verwoben war, ihren unaufhaltsamen Lauf haben bis ans letzte und vorbestimmte Ende, das niemand zu wenden stark genug war, dahin ich von geheimer Gewalt geführt ward, um es schaudernd oder eratmend zu grüßen. Und so trug jener kleine behende Bote des Unheils fürder unbeirrt seine Posten.

Ich bin mir bewußt, Wahrheit gegeben zu haben, soweit ein Mensch dies kann, zumal bei der Rückschau auf immerhin längere Zeiten, die ferner rücken und verdämmern wollen. Absichtlich gefärbt und stilisiert hab' ich sicherlich nichts, weil ich diesen Aufzeichnungen den einzigen Wert nicht nehmen wollte, den sie allenfalls beanspruchen können, den unbedingter Wahrheit. Es scheint mir merkwürdig, wie die Einbildungskraft, die wir sonst zu meistern wähnen, sich selbstherrlich aufreckt, dem gebietenden Verstand fast

feindselig gegenüberstellt und uns Widerstrebende gewalttätig Pfade führt, die zu betreten uns anders mit gutem Grund schaudern würde. Die Wogen des Unbewußten haben einmal über mir zusammengeschlagen, daß ich ihnen kaum mehr zu entrinnen hoffen durfte, warfen mich dann verzagt, abgemattet vom verlorenen Kampf, zerschlagen von ihrem Anprall, an einen Strand, der mir fremd erschien, bis ich erkannte, es sei der, daran ich sonst hause, und meine Sonne sei bemüht, alle Dünste zu verscheuchen, die mir das Bewußtsein benahmen. Auch ihren verständigen und freundlichen Strahl muß man freilich erst wiederum gewöhnen und vertragen lernen. Was ich in gekrampften Händen, wie sie ein Ertrinkender ballt, aus jenen Tiefen emporgebracht, das hab' ich hier mitgeteilt, das entfällt mir, nun sich der Krampf zu lösen beginnt. Mag sein, das ist Tang, wie ihn jede Welle an das Ufer wirft, sonder allen Wert, den man so wenig als den Salzschaum am Dünensand auch nur eines Blickes für wert hält. Es ist aber immerhin doch auch möglich, daß sich unter so geringem Angeschwemmten auch eine Muschel berge, wert des Augenmerks dessen, der sich, aus welchen Gründen immer, aus Sammellust oder müßiger Neugierde um derlei Gut der See zu kümmern gewöhnt ist. Wie immer dem sei, ich mußte mich dieses unwillig genug Mitgebrachten entledigen, will ich meine Hände annoch zu den Werken nutzen, die meiner etwa noch harren mögen und die nicht gar zu unfänglich noch allzu schwierig sein dürfen, sollen sie in dem Endchen Tages vollendet sein, das mir neuerdings vergönnt oder verhängt scheint.

Aus „J. J. David. Gesammelte Werke": R. Piper & Co., München.

Gedichte / von Albert Ehrenſtein

Kinderpark

Liebſt auch du den Strand,
wo meine Seele
mit roten Drachenadlern
um die Wette flog?

Schöner Sand iſt dort zum Bauen,
auf dem Waſſer ſchwimmen Schwäne,
Enten rufen ihre Jungen,
und eh' dich ein Weh bezwungen,
eine gute Stimme ſpricht:

„Horch, noch geht um dich kein Wind.
Schlafe tief,
der Weg iſt blind."

Doch du, Jehovah!

Auf Deinem Schild gedonnert ſteht
der Tod und das Verderben.
Deine Donner wühlen Gräber
in das fluchbedeckte All,
Deine Donner thronen über Bergen,
hinabzurollen in der Nacht.

In den Marmorbrüchen von Carrara
dünkt ſich mancher Klump geboren,
Eckſtein ward er dann den Hunden,
bis er auch dies Amt verloren.
Du haſt ihn geſendet,
— unter die Sichelwagen Deines Grimmes!
In Dir iſt er beendet,
wer hat Dich mißgeboren?

Verzeihung

Im Bette lag ſie,
bleich, ausgehärmt
und arg zerlitten
von des Lebens
Tag auf Tag.
Aus ihren armen Augen
ſtarrten meine Sünden
mir entgegen
Mal an Mal.
Und aber, da ich mich
zu ihren Faltenhänden
beugte, neigte
ſie ſich über mich,
und ihrer Seele
letzter Hauch
ſegnete mich,
wie eine Roſe
gelb und welk
im Fallen noch
den Boden küßt.

Aber Hagel wird unter dem Himmel

Ihr Tanz gebar mir Mitleid, und träumend:
„Ach, ſie iſt hilfloſes Geſträuch,
wegſpült ſie ein Wellchen,
bis ein Strohhalm ſie ergreift“,
— aß ich Freundſchaft mit der Schlange.
Abertäubend das ſchaurige Rot des hinüberſterbenden Blutes
nannt' ich das Weib: das Angenehm-Weiche.
Es war
Gift, Nacht, Rabengewölk!

Nicht kann ich mehr die Anker lichten,
aus frohem Waſſer hoch zur Sonne heben.
Nicht mehr fleh' ich betend die Hände empor zu den heiligen Türmen,
lautauf drohe ich ſchon dem blauhinhallenden Himmel.
Den Mond möchte ich ſchlucken
und ausſpeien ins All.
Heimtückiſch ein jeder gebohrt in die Wölbung,
den Ausſatz des Himmels, die Sterne,
achte ich längſt nicht mehr.

Heimkehr

Wo ſind deine alten Wellen, o Fluß,
und wo ſind euere runden Blätter,
ihr Akazienbäume der Jugend,
und wo der friſche Schnee der verſtorbenen Winter?

Heim kehr' ich und finde nicht heim,
es haben die Häuſer ſich anders gekleidet,
ſchamlos verſammelt ſind ſie zu unkenntlichen Straßen,
es haben die zopftragenden Mädchen meiner ſcheueſten Liebe
Kinder bekommen.

Dämmerung

Irgendwo ſcheint die Sonne,
ich ſpüre es nicht.
Irgendwo leben Menſchen,
ich weiß es nicht.
Irgendwie lebe ich,
es kann wohl ſein.
Irgendwann ſterbe ich,
ſo wird es ſein.

Leid

Wie bin ich vorgeſpannt
den Kohlenwagen meiner Trauer!
Widrig wie eine Spinne
bekriecht mich die Zeit.
Fällt mein Haar,
ergraut mein Haupt zum Feld,
darüber der letzte
Schnitter ſichelt.
Schlaf umdunkelt mein Gebein.
Im Traum ſchon ſtarb ich,
Gras ſchoß aus meinem Schädel,
aus ſchwarzer Erde war mein Kopf.

Traum

Als ich die Nacht durchwachte,
kam mir die Zeit herein,
hin glitten ſachte
Träume und Tode mein.

Der Knabe, der im Sande
mit Muſcheln Spiele trieb,
mit manchem Tande
die Zeit vorüberhieb,

der Selbe ſtets zu ſein!
O weh der Muſchelſpiele,
du lange Weile,
ihr ewig gleichen Ziele,

nur nicht auch tot der Selbe ſein!

Aus einem demnächſt bei Georg Müller in München erſcheinenden Gedichtband „Die weiße Zeit“

Karl Borromäus Heinrich / Vorſpiel zu einem Drama*)

Ort: Grafſchaft, nachmals Bistum Lauſcha, in Mitteldeutſchland
Zeit: Das frühe Mittelalter, vor dem Bauernkrieg und der Reformation

Ein Flügel der gräflichen Burg. Ein Zimmer des jungen Grafen Johannes, in frühgotiſchem Stil. Eine Türe verbindet das Zimmer mit einem Vorgemach. Auf der einen Wand hängt ein Gobelin; hinter ihm iſt, verdeckt, ein geheimer Einlaß in das Zimmer; vor dem Gobelin ſteht eine hölzerne Bank mit Lehne. Ein Tiſch mit ſieben Stühlen. Ein hohes Kruzifix, in der Ecke, vor dem, auf dem oberen Brett eines Betſchemels, ein ſiebenarmiger Leuchter ſteht. Die kleinen, niedrigen Fenſter ſind vergittert; das Zimmer liegt im Zwielicht des Abends, ſehr düſter, nur durch grellfarbige Malereien in den Kaſſetten der Zimmerdecke belebt.

1. Auftritt

Der junge Graf Johannes ſitzt am Fenſter und lieſt im Zwielicht aus einer alten Handſchrift. Da poltert der alte Diener Rupprecht herein; er ſchwankt leicht und iſt im Geſicht gerötet.

Rupprecht: Gnädigſter Herr Graf ...

Graf Johannes: Rupprecht? Wo warſt du denn den ganzen Tag?

Rupprecht: Gnädiger Herr, ich eile herbei, um Euch eine Nachricht zu bringen, die mir eilig erſcheint. Der Abt Julianus war drei lange Stunden lang beim gnädigſten Herrn, Euern Vater. Gleich nachher habe ich den Alumnen Kilian in das Kloſter eintreten ſehen ... Ja, ja, denn der Alumne Kilian iſt vielleicht ein ſehr falſcher Freund von Euch; wenn einer falſch iſt von den Sechſen,

*) Das Drama (1911 geſchrieben) iſt betitelt „Johannes von Lauſcha“ und bisher unveröffentlicht.

die zu Euch zu den heimlichen Sitzungen kommen dürfen, ſo iſt es meiner Treu der Alumne Kilian. Und mich hat der Stadtpoet zum Trinken eingeladen. Aber woher hat der Stadtpoet Geld zum Trinken, für zwei? Wir haben getrunken und auch noch einen feſten Krug mitgenommen, zu einem ... zu einer Frauensperſon, zu der wir gegangen ſind. Und dann haben mich die zwei nach Petronilla gefragt, die man Euch zur Geliebten gegeben hat, und, ſagt der Stadtpoet: Hm, Rupprecht, hm, hm, iſt das Liebeskunſt, was die beiden treiben, der junge Herr und die Petronilla, oder Schwarzkunſt, ſogenannte Magie? — Hm, habe ich geſagt, hm, hm, Herr Domine poeta Lauschaensis, haſt du vielleicht vom Abte Julianus das viele Geld bekommen zum Saufen, daß wir es zuſammen verſaufen, und daß du mich dann herbringſt zu dieſer Perſon da, und daß du mich ausfragſt?!... Und außerdem, gnädiger Herr, klebt Wachs am Schlüſſelloch der verborgenen Tür, die in den geheimen Gang führt, und zu der Pforte, die hier, hinter dieſem Wandteppich, liegt ... ſoll das dann nicht etwa geſchehen ſein, um einen Schlüſſel darnach zu machen, nach dem Wachsabdruck, gnädiger Herr? (er deutet auf den Gobelin und atmet erſchöpft und betrunken auf).

Graf Johannes: Vielleicht haſt du doch zu viel getrunken und zuviel geſehen, lieber Rupprecht?

Rupprecht: Ei bewahre, gnädiger Herr, ſoviel nur, daß meine Augen heller geworden ſind und ſo geſchärft, daß ich einen Verrat erraten habe. Das ſcheint mir denn doch ſehr eilig, mit Verlaub.

Graf Johannes: Es iſt ja ganz ſchön von dir, Rupprecht, aber weißt du ... (Man hört den Klopfer. Rupprecht ſchwankt eilig zur Türe und führt den alten Beichtvater Clemens durch den Vorraum in das Gemach, ſchließt die Türe hinter ſich, winkt noch ſchnell bedeutſam

und betrunken mit dem Finger und verſchwindet nicht ohne Lärm).

2. Auftritt

Graf Johannes (überraſcht): Gott zum Gruß, hochwürdiger Herr, und willkommen! Es iſt lieb von Euch, daß Ihr kommt. Wir haben uns lang nicht mehr geſehen.

Clemens: Es iſt meine Schuld nicht. Aber ich mache Euch keinen Vorwurf. Eher kommen die Alten noch zu den Jungen als die Jungen zu den Alten.

Johannes: Verzeiht! Ich bin ein ſehr undankbares Beichtkind.

Clemens: Es iſt mein Amt, viel mehr zu verzeihen als das Verzeihliche. Aber ſeid Ihr denn noch mein Beichtkind?

Johannes: Ach ja, Ihr erinnert mich. Es wird ſchon wieder langſam Zeit für die Oſterbeichte.

Clemens: Schon wieder! Und es liegt doch eine ſo lange Zeit zwiſchen Oſtern und Oſtern!

Johannes: Wie geht es ſeither Eurer Geſundheit, Hochwürden?

Clemens: Ich ſorge mich mehr um die Eure.

Johannes: Ihr ſeid ſehr ernſt heute.

Clemens (mit einer ablehnenden Geſte): Ich bin eben ein alter Mann, Graf Johannes, und nicht mehr zu dem zu gebrauchen, was man von mir verlangt. Ich darf froh ſein, irgendwo noch Gutes tun zu können, ſolange es Zeit iſt. Darum will ich jetzt gegen Euch ſo offen wie nur möglich ſein! — Ich komme in einem doppelten Auftrag. Der Abt Julianus ſchickt mich, um Euch auszuhorchen. Es gehen böſe Gerüchte über Euch, und der Abt Julianus möchte vielleicht nicht ungern, daß ſie wahr ſeien. Man ſagt alſo, Ihr treibt Magie ... Der Abt Julianus jedenfalls liebt Euch nicht. Ich weiß nicht, wo er damit hinaus will. Aber er liegt Euerm Vater in den Ohren.

Vielleicht handelt es sich ihm nur um eine Stiftung. Euer Vater verwahrt ja auch die Erbschaft Eurer Mutter, Gott hab sie selig. Vielleicht also soll dieser Reichtum in eine geistliche Stiftung abgeleitet werden. Vielleicht jedoch hat Julianus noch andere Dinge im Sinn, die er mir natürlich nicht anvertraut. — Und auch Euer Vater schickt mich her; daß er gegen Euer Wesen, gegen Eure Stille, gegen Eure Schwärmerei, gegen Eure Güte, gegen Eure unzeitigen Impulse und Ideen schon längst mißtrauisch ist, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Ihr wißt es und habt es zu spüren bekommen. Nun soll ich in Eure Zukunftspläne eindringen, wenn Ihr wirklich solche habt, die Euern Vater persönlich interessieren könnten . . .

Johannes: Sie werden ihn sicher nicht interessieren.

Clemens: Es geht mich nichts an. Ich will auch gar nicht in Euch dringen. Aber es gibt Einzelheiten, die Euern Vater stutzig machen.

Johannes: Ich plane nichts gegen ihn, und nichts für mich. Die Menschen —

Clemens: Nun ja, eben die Menschen! Was zum Beispiel die Menschen betrifft, so ist neulich die Frau des Glasbläsers Petzolt aus dem Gefängnis entkommen, knapp einen Tag, bevor sie wegen vielfachen Ehebruchs gerädert werden sollte. Euer Vater erinnert sich dunkel, daß Ihr ihm gesagt habt, so bittweise, man solle zu solchen Frauen sein, wie unser Herr Jesus gut war zu Magdalena. Aber Euer Vater seinerseits war doch mehr dafür, die Frau Petzolt rädern zu lassen. Nun ist sie entkommen, niemand kann sich erklären wie. Euer Vater denkt, ob Ihr nicht vielleicht recht gut wißt, wo diese Magdalena hingeraten sein könnte. Nicht als ob er Euch in Verdacht hätte . . .

Johannes: Ich muß gestehen —

Clemens: Schon gut, Graf Johannes. Ich will nichts

wiſſen. — Nicht als ob er Euch alſo in Verdacht hätte, mit der Frau ſelbſt irgend etwas gehabt zu haben. Ihr ſeid Eurem Vater darin eher zu . . . zu geſittet. Aber nun ja, dieſe Frau iſt entkommen. Und es iſt doch nicht ſo leicht, aus dem Gefängnis . . .

Johannes: Nein, es war —

Clemens: Nun ja . . . , es war Gottes Fügung, wollt Ihr ſagen. Uebrigens gibt es viel wichtigere Dinge als die Frau Glasbläſer Petzolt. Zum Beiſpiel hat man Eurem Vater hinterbracht: Graf Johannes habe den Bürgern heimlich ſein Wort gegeben, nichts dagegen zu tun, wenn — natürlich nach dem Tod des alten Grafen — die Bürger beim Kaiſer petitionieren, um Verwandlung der Grafſchaft Lauſcha in eine Reichsſtadt!

Johannes: Ihr fragt mich viel auf einmal.

Clemens: Aber ich frage ja gar nichts, junger Freund; denn ich will Eurem Vater und dem Abte Julianus ſagen können, Ihr hättet mir nichts geantwortet. — Es wird noch mehr gemunkelt über Euch. Ihr ſollt — wiederum heimlich — einem Wortführer der Bauern dieſer Grafſchaft zugeſagt haben, daß Ihr ſpäter einmal für die Befreiung der Bauern vom Zehnten an die Prieſter eintreten werdet . . . wenn Ihr erſt in der Grafſchaft zur Regierung gelangt wäret. Befreiung vom Zehnten an die Prieſter! Der Abt Julianus behauptet, Ihr ſeid, wenn man Euch nicht gleich für einen rohen Kirchenräuber nehmen wolle, ein Armutsapoſtel, ein frommer Schwärmer und ein Vermeſſener dazu, und er rät Eurem Vater, Euch bald in ein Kloſter zu ſchicken. Dort würde dann Eure Frömmigkeit in geiſtige Bahnen gelenkt, ſo gewiſſermaſſen unſchädlich abgeleitet, während Ihr ſonſt, im weltlichen Leben und als Regent dieſer Grafſchaft, einmal auf recht ſchädliche Wege geraten könntet.

Johannes: Es liegt mir nichts am Regieren. Aber ans Kloſter denke ich auch nicht.

Clemens: Das ist Eure Sache. (Man hört einen Augenblick ein leises Geräusch, hinter dem Gobelin, wie von andrängenden Menschen. Der Beichtvater sieht nach der Richtung und blickt den jungen Grafen an; dieser errötet). Es ist Eure Sache. Ich will auch darüber nichts hören. Aber Euer Vater faßt allmälich den schlimmsten Verdacht gegen Euch. Er denkt, es eile Euch einfach mit der Grafschaft. Deshalb wäret Ihr immer fromm-heuchlerisch, sagt er, daheimgeblieben, statt auf Turniere und Fehden zu gehen, damit Ihr Bürger und Bauern gegen ihn aufhetzt. — Man sagt . . . ach, was sagt man nicht alles! Und Petronilla soll nicht Eure rechtmäßige Geliebte sein, sondern Euer Werkzeug bei der schwarzen Magie. Ihr hättet beide, sagt man, dem Teufel versprechen müssen, keusch zu bleiben.

Johannes: Was soll man da antworten, hochwürdiger Herr? — Wenn mein Vater sich nicht so mißtrauisch gegen mich abgeschlossen hätte, ginge ich auf der Stelle zu ihm hin und . . .

Clemens: Ich, wie gesagt, will jedenfalls nichts erfahren haben.

Johannes: Ich danke Euch herzlich.

Clemens: Ach, ich bin ein alter Mann und zu nichts mehr zu gebrauchen. Für den Abt Julianus nicht zu gebrauchen. (Wieder ein flüchtiges Geräusch hinter dem Gobelin. Der Beichtvater richtet seinen Blick wiederholt dahin. Der junge Graf macht eine verlegene Geste). Nicht zu gebrauchen. Ich verstehe ihn nicht. — Euch, Johannes, verstehe ich, und ich verstehe Euch doch wieder nicht. — Was zum Beispiel wollt Ihr denn erforschen durch Petronilla? Was können denn Menschen erforschen? Wieviel im besten Fall? Wie wenig? Ist nicht der Glaube die einzige Sicherheit?

Johannes: Aber der Abt Julianus . . .

Clemens (unterbrechend): hat — von allem andern

abgesehen — in dem Einen recht, daß der Glaube die einzige Sicherheit für uns Menschen ist. Die einzige, Johannes!

Johannes: Ich möchte mich Euch so gern erklären, hochwürdiger Freund.

Clemens: Tut es lieber nicht! Aber seht, Ihr, gerade Ihr, habt doch das Leid begriffen, das Leid so vieler, ja aller Menschen, das schreckliche Dunkel auf dieser Welt, den Abgrund ohne Steg, und die Blindheit, diese Blindheit, Herr Johannes! Wieviel kann dieser blinde Mensch erforschen? Wie wenig? Und der Glaube ist der Stab, der einzige Stab des blinden Wanderers! Und da wundert Ihr Euch, Herr Johannes, daß die Menschen mit einer solchen Angst, mit Todesangst über den Glauben wachen?!

Johannes: Ich will doch den Glauben nicht erschüttern, ich will ihn wahr machen durch Werke ... (Erneuter Lärm hinter dem Gobelin.)

Clemens (erhebt sich eilig): Ach ja, die Werke! Was sind denn die Werke?! Wieviel kann denn ein Mensch wirken, im besten Fall?! Wie wenig?! Aber glauben kann jeder. Jeder Bescheidene. Die Werke sind alle sündhaft. Ja, auch die guten, Johannes. Sie führen doch nur zur Ueberhebung. Sie führen vom Glauben weg ... Ach, ich bitt' Euch, Johannes, seid vorsichtig ... ich bin ein alter Mann, der es nicht mehr lang treiben wird, laßt mich in Frieden gehen ... Lebt wohl, Johannes, lebt wohl!

Johannes (küßt ihm die Hand und begleitet ihn zur Türe. Seine Augen sind feucht vor Rührung. So steht er einen Augenblick still im Zimmer. Dann geht er zum Gobelin, schiebt die Bank weg, hebt den Teppich hoch, und öffnet mit einiger Umständlichkeit, die geheime, in die Wand eingebaute Pforte).

3. Auftritt

Aus der kleinen Pforte treten gebückt fünf jüngere Leute in bürgerlicher Kleidung, ein sechster Mann, der Alumne

Kilian, erſcheint an letzter Stelle. Sie begrüßen den Grafen Johannes, legen ihre Mäntel und Hauben ab, und nehmen am Tiſche Platz. Kilian rückt die Bank wieder an ihre Stelle, aber, ſcheinbar ohne Abſicht, nicht dicht an die Wand.

Johannes (öffnet die Türe zum Vorgemach ein wenig und ruft): Rupprecht! (keine Antwort) Rupprecht! (keine Antwort). Wo ſteckt er denn nur? Wir brauchen doch Licht. Entſchuldigt, ich will ſelbſt nachſehen. (geht.)

Der eine Bürgerliche: Er iſt viel zu gut zu den Dienſtleuten. Deshalb tun ſie, was ſie wollen.

Kilian (etwas unruhig): Das möchte ich nicht gerade behaupten. Ich habe Beweiſe, daß dieſer Rupprecht unſerem Grafen Johannes ſehr ergeben iſt.

Ein zweiter Bürgerlicher: Na, um ſo beſſer. Im Allgemeinen iſt die große Freundlichkeit jedenfalls nicht ratſam, gegen Dienſtboten. Unſer Johannes iſt darin ſozuſagen ein wenig ſchwach. Ich bin doch auch ein Chriſt, aber Knecht muß Knecht bleiben!

Kilian (gedrückt): Das möchte ich nicht gerade behaupten. Wo ſäße ich jetzt, wenn jenes Wort der heiligen Schrift auch an mir befolgt worden wäre, wenn ſich Johannes nicht meiner angenommen und mich im Latein hätte unterweiſen laſſen! Im Kuhſtall ſäße ich, eine arme Doppelwaiſe!...

Ein dritter Bürgerlicher: Ich möchte ſein können wie Johannes. Aber ich bin zu jähzornig. Ich kann kein Unrecht und keinen Ungehorſam leiden.

Der zweite: So oder ſo, aber was den Rupprecht anbetrifft: Ordnung muß ſein.

Der dritte: Könnte ich ſo werden, wie Johannes! Könnte ich doch Unrecht leiden! Dann wäre mir auch die Ordnung ganz gleichgültig.

Der zweite: Du biſt ein Schwärmer ... Ich für meinen Teil finde zum Beiſpiel nachträglich, daß unſere Unternehmung für die Frau Petzolt eigentlich hätte un-

terbleiben können. Ordnung muß doch ſein. Was tätest Du einmal (zum Vorigen gewandt), wenn Deine Frau untreu wäre? Und dann gleich ſo oft, wie die Petzolt? . . .

Der dritte: Könnte ich ſo ſein, wie Johannes! Aber den Gerichten ausliefern, rädern laſſen würde ich meine Frau nicht. Vielleicht würde ich ſie im Zorn ſelbſt ermorden.

Ein vierter Bürgerlicher: Ich finde es ſehr nett von unſerm Grafen Johannes, daß er ſo mit uns verkehrt.

Ein fünfter: Wie mit ſeinesgleichen.

Der erſte (eigenſinnig): Aber Du ſiehſt doch, daß er ſogar die Dienſtleute wie ſeinesgleichen behandelt. Er muß jetzt eine halbe Stunde nach dem Rupprecht ſuchen. Iſt das eine Art, iſt das ein rechter Zuſtand?

Kilian: Ich möchte doch behaupten, daß er darin konſequent iſt. Er iſt gegen Jedermann ſo . . . Uebrigens, den Rupprecht, wie geſagt, ich halte ihn für ſehr treu.

Der dritte Bürgerliche: Johannes iſt ſo gar nicht wie ein Ritter, ſo gar nicht ſtreitbar und ſtreitſüchtig.

Kilian (ſehr nachdenklich): Ich weiß nicht . . . Vielleicht wäre ich glücklicher geworden, wenn Graf Johannes ein richtiger Ritter wäre und er hätte mich, ſo vom Kuhſtall weg, zu ſeinem Buben gemacht. So aber hat er mich Latein lernen laſſen. Latein! Ich weiß nicht, — ich glaube, Latein verdirbt den Charakter.

Der dritte Bürgerliche: Nur das Kirchenlatein, lieber Kilian!

Kilian (nickt und wiederholt): Wenn er ein richtiger Ritter wäre und ich ſein Bube . . . Aus dem Stall heraus ins Kirchenlatein, ja, es iſt ein krummer Weg, ſage ich Euch. Mit welchen Leuten kommt man zuſammen, als Alumne? Und man will doch gefällig ſein gegen jeden, weil man von ſo einfacher Herkunft iſt! (Schüttelt traurig den Kopf und platzt plötzlich heraus): Es tut mir leid, ſage ich Euch, es tut mir ſehr leid! Ich bin herausgeriſſen,

aus mir ſelbſt! . . . Ich wollte, ich wäre noch im Kuhſtall!
(Die andern ſehen ihn verwundert an.)

Der dritte Bürgerliche (tritt mitleidig auf ihn zu): Geh, Kilian, was haſt du denn heute?!

Johannes (tritt mit dem brennenden Kienſpan ein): Rupprecht iſt nicht zu finden. (Zündet die Kerzen des ſiebenarmigen Leuchters an und ſtellt ihn auf den Tiſch). So, hier iſt endlich Licht. Es geht auch allein.

Kilian (aufmerkſam fragend): Du haſt ihn nicht gefunden, Johannes? . . . Und doch möchte ich behaupten, daß Rupprecht eine treue Seele iſt. Wer weiß, was er gerade Gutes für dich tut. (Neigt, wie horchend, den Kopf nach dem Gobelin, dem er zunächſt ſitzt.)

Johannes: Ja, ſicher iſt er treu. Uebrigens, Kilian, ich muß dich um Verzeihung bitten, ich habe dir Unrecht getan.

Kilian: Du mir? Ich möchte doch behaupten . . .

Johannes: Das heißt, ich habe wenigſtens unrecht von dir gedacht. Aber du biſt ja gekommen. Das iſt der beſte Beweis, daß ich unrecht von dir gedacht habe. Wäreſt du nicht gekommen, gerade heute nicht, ſo hätte ich vielleicht —

Kilian (ſieht ihn forſchend an): Vielleicht?

Johannes: Vielleicht . . . Ach nein, verzeih! Reden wir gar nicht davon. Nein.

Der dritte Bürgerliche (in ſchwärmeriſcher Ungeduld): Johannes, ich habe die Leitſätze unſerer letzten Zuſammenkunft zu Hauſe nachgeſchrieben. Darf ich ſie vorleſen? Ich möchte überhaupt ein Protokoll in unſerer Liga führen.

Die andern: Ja, lies ſie nur vor. (Kilian neigt den Kopf, verſtohlen horchend, nach dem Gobelin).

Der dritte Bürgerliche (lieſt laut und mit empha-

tischer Betonung): „Das Hauptgebot ist: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

„Wenn der Papst Kriege führt, Kriege anstiftet, wenn er die Untertanen gegen die Herrscher hetzt, wenn er hinrichten läßt, und erkläret, solches geschehe um Christi und um des christlichen Glaubens willen, so ist er selbst ein Antichrist. (Kilian rückt vernehmbar mit dem Stuhle.)

„Wenn die christlichen Fürsten, die Kaiser, Könige, Herzöge und Grafen, Kriege führen gegen einander, wenn Tausende von Menschen hingemordet werden, um der Macht willen, und sie, die Anstifter, rufen Gott noch um Sieg an, so besorgen sie das Werk des Antichrist und lästern Gott auf eine furchtbare Weise. Denn sie bitten ihn um Hilfe bei ihrem Morden . . . Und deshalb müssen wir mit dem wahren Geist des Heils gegen sie kämpfen . . ."

Eine schlanke Mädchengestalt, schwarz gekleidet, mit blassem Gesicht und tiefliegenden Augen, mit sehr schmalen Händen, mit schwebendem Gang ist ins Zimmer getreten.

Johannes: Ah! Petronilla! Also ist Rupprecht bei dir gewesen und hat dich hergebracht.

Petronilla: Nein, Rupprecht war nicht bei mir. Und er hat mich nicht geholt. Ich bin allein auf meinem Turmzimmer gesessen und habe gewartet, ob er mich nicht hole. Verzeih, daß ich ungerufen komme! Es hat mich hergetrieben.

Johannes: Ich hätte dich ja ohnehin bald geholt. Wie fühlst du dich heute?

Petronilla: Ich bin dein. Dein Geschöpf, deine Dienerin, deine Sklavin. Dein Wille herrscht über meine Seele. Du hast sie hinausgesandt, auf die Ebene der Geister, und nun wirst du die Geister durch mich sprechen hören . . . (sinkt beinahe um.)

(Johannes ergreift ihre Hände und streichelt sie.)

Der dritte Bürgerliche (flüſternd): Sie iſt ſchon bei den Geiſtern. Johannes! Sie iſt ſchon bewußtlos. Führ ſie doch zu der Bank.

Kilian (flüſtert dazwiſchen): Nein, leg ſie lieber auf den Boden nieder. Von der Bank könnte ſie herunterfallen. (Nimmt eilig den Gobelin von der Wand und breitet ihn am Boden aus. Johannes läßt Petronilla, deren Arme ſchlaff herunterhängen, leiſe auf den Teppich ſinken. Er nimmt wieder ihre Hände und ſtreichelt ſie leiſe. Kilian bleibt vor dem geheimen Einlaß ſtehen.)

Johannes (flüſternd): Löſcht die Kerzen aus!

(Es geſchieht.)

Johannes: Iſt ein Geiſt hier? (Schweigen. Petronilla zittert in Krämpfen.)

Johannes: Spricht ein Geiſt durch Petronilla? (Petronilla zittert noch heftiger. Ihr Geſicht hat eine grünliche Farbe angenommen. Geſpannt ſtehen alle vom Tiſch auf und ſtellen ſich in die Nähe.)

Johannes: Zum dritten Male, ſpricht ein Geiſt?

Die Stimme des Geiſtes (ſpricht durch die Petronilla, die halbtot und unter fortwährenden Krämpfen der Arme und Füße daliegt und bewußtlos erſcheint; die Stimme des Geiſtes iſt ſehr tief, ſchneidend hart, und höhniſch): Caeſar heiße ich ... (Bewegung unter den jungen Leuten).

Johannes: Wo kommſt du her? (Keine unmittelbare Antwort. Pauſe).

(Petronilla ſtöhnt.)

Stimme des Geiſtes: Mein Imperium war mir lieber als das des Apoſtel Paulus.

Johannes: Wie meinſt du das? (Wieder keine unmittelbare Antwort. Petronilla wimmert leiſe.)

Stimme des Geiſtes: Ich habe ihn neulich ge-

troffen. Er hat Angſt, daß einmal ein paar wahre Chriſten aufſtehen und es wegblaſen.

(Pauſe. Petronilla wimmert wieder.)

Stimme des Geiſtes: Aber da brauchte er doch wirklich keine Angſt zu haben, der Apoſtel Paulus.

(Pauſe. Petronilla wimmert fort.)

Stimme des Geiſtes (gedehnt und höhniſch): Graf Johannes von Lauſcha zum Beiſpiel iſt doch nur ein Narr.

(Bewegung unter den jungen Leuten. Petronilla ſtöhnt.)

Stimme des Geiſtes: Ein Narr iſt Graf Johannes von Lauſcha. (Sehr höhniſch.) Das Imperium des Paulus ſteht ſehr feſt. Was der Graf Johannes tut, iſt umſonſt. Er wird geopfert werden.

Der dritte Bürgerliche (beherzt, mit Emphaſe): Im Namen des Kreuzes, böſer Geiſt, weiche von hinnen!

(Petronilla ſchreit auf, ſchlägt mit den Armen in der Luft. Plötzlich ein Krachen gegen die geheime Pforte. Kilian ſpringt weg. Die Türe wird zerſplittert. Büttel mit Fackeln und bewaffnete Männer ſtürzen herein, hinter ihnen Graf Otto von Lauſcha und der Abt Julianus).

4. Auftritt

Graf Otto von Lauſcha: Schlagt ſie nieder, feſſelt ſie, werft ſie in Ketten! Und dieſen da, der ſich meinen Sohn nennt, feſſelt dreifach. (Die Büttel und die Bewaffneten werfen ſich auf ſie. Petronilla richtet ſich langſam, noch halb geiſtesabweſend auf. Kilian bleibt ungefeſſelt.)

Graf Otto: Alſo verſchworen hat er ſich mit den Bürgern! Kämpfen will er gegen den wahren Geiſt der Lehre des Heils, dieſer „Chriſt“! Kämpfen gegen ſeinen eigenen Vater!

Abt Julianus: Und gegen Papſt und Kirche. Mit dem Satan hat er ein Bündnis!

Graf Otto: Damit ihn der Satan ſelbſt noch einen Narren ſchelte.

Johannes: Vater!

Graf Otto: Schweig, ſage ich dir, ſchweig. Duckmäuſer! Schleicher! Am Ofen verhockſt du alſo deine Jugend, um Verſchwörung anzuſtiften . . .

Abt Julianus: Laßt auch dieſe feſſeln, gnädigſter Herr, die Euren Sohn verführt hat zu den Künſten des Satans, und die ihm als Werkzeug gedient hat.

Petronilla (endlich erwacht, in tiefſtem Entſetzen): Laßt ihn los, befreit ihn, der Graf Johannes iſt unſchuldig. Ich geſtehe, ich geſtehe. Ich habe ihn umſtrickt. Meine Liebe hat ihn ins Verderben gejagt. Nehmt mich ſtatt ſeiner! Nehmt mich, zertretet mich, rädert mich! Er iſt unſchuldig!.... (Die Büttel legen ihr Ketten an.)

Graf Otto: Fort mit ihnen, ins Gefängnis! Und dieſen da, unter die Erde, in das tiefſte Loch, das jemals für Verbrecher gegraben worden iſt, daß er mit Kröten zuſammenhauſe, in Schmutz und in Finſternis, bis zum Tage, wo ihn der Büttel zur Richtſtätte holt, dieſen Stillen, dieſen Schleicher! . . . (Die Gefeſſelten werden fortgeſchleppt, Petronilla zuerſt. Man hört ſie noch ſchreien: Ich bin ſchuldig, laßt ihn frei!)

Der dritte Bürgerliche (zu Kilian, der mit aufgeriſſenen Augen dageſtanden hat und die Finger einer Hand um den eigenen Hals krallt): Kilian, du biſt ein Schuft!

Die andern Bürgerlichen: Gnade, gnädigſter Herr, Gnade! Wir haben nichts getan. Johannes iſt ſelbſt zu uns gekommen! . . . Gnade!

Johannes: Ja, Vater, ſie haben nichts getan. Ich bin ſelbſt zu ihnen gekommen.

Graf Otto: Weg mit ihm! Ich kann nicht hören, daß er mich Vater nennt, dieſer Menſch ohne Schwert, dieſer Stille, dieſer Kämpfer mit unſichtbaren Waffen!

Der dritte Bürgerliche (der ſich noch gegen die Büttel wehrt, die ihn hinauszerren): Kilian, ein Schuft biſt du!

Julianus: Gnädigſter Herr, laßt dieſem Schreier den Mund ſtopfen! Kilian hat ſeine Pflicht getan gegen Euch, gegen mich, gegen die Kirche, gegen den Glauben!

Graf Otto (zu Kilian, der noch immer die eigene Hand um den eigenen Hals gekrallt hält): Es gibt allerdings Pflichten, die ich nicht haben möchte.

Julianus (abwehrend): Er hat ſich dem Glauben nützlich erwieſen.

Graf Otto (zu Kilian): Nützlich ſchon. Aber ein Schuft iſt er doch. (Zu ſeinem Sohn, der gerade hinausgeſchleppt wird): Deine Freunde ſuchſt du dir ſchlecht. Und ebenſo deine Diener. Du hätteſt dir den Rupprecht beſſer ziehen ſollen, hörſt du? ... draußen an der Gartenpforte liegt er ja wohl, ganz wie ein treuer Hund, aber er ſchnarcht und riecht nach Fuſel ... Nun ja, wie der Herr, ſo der Knecht, du treuer Sohn, du Stiller, du „Chriſt", du Narr ...

(Vorhang)

Epilog / von Felix Grafe

So mit Beten wie mit Fluchen
ging ich einen Gott zu ſuchen.
Schweigſam fiel die Nacht ins Land,
ſie, die voll von Zeichen ſtand.

Schweigſam trat ich an den Brunnen,
ſinnend über dunklen Runen.
Schläfer aus verſchneiten Tagen
trank ich Mut zu tauſend Fragen.

Schläfer war ich — aus den Tiefen,
drin die andern ſchlafen — ſchliefen —
einzig bin ich aufgewacht
in die ſternenhelle Nacht.

Einzig wach, untreu der Erde,
als ein Hirt (doch ohne Herde)
Gott zu ſuchen iſt mein Sehnen,
ohne Lachen, ohne Tränen.

Gott — von Schmerzen ſchwer zerriſſen
ſchluchz' ich auf aus Finſterniſſen
in die helle Nacht der Not:
Sei mein Gaſt zu Wein und Brot.

In die helle Nacht zu rufen,
Sieh, zu deines Berges Stufen,
Liebſter, wag ich's hinzutreten,
ſo mit Fluchen wie mit Beten.

Liebſter, laß mich, laß mich enden,
heb mich auf mit holden Händen,
daß ſich jedes Ding enthüllt.
Was du forderſt, iſt erfüllt.

Daß die Sehnſucht dieſer Erde
Urſach meines Ekels werde,
daß zu dreizehn Ewigkeiten
Haß und Liebe aufwärts leiten.

Schweigſam ſpiegelte die Ferne
tauſend Schatten, tauſend Sterne.
Aus verſchneiter Schollen Schoß
rang ſich Gottes Stimme los:

So mit Beten, wie mit Fluchen
Gingſt du einen Gott zu ſuchen.
Wie mit Fluchen, ſo mit Beten
haſt du deinen Gott zertreten.

Aufblick / von Carl Dallago

(Aus „Das Buch der Unsicherheiten“. Xenien-Verlag, Leipzig 1911)

Es ist Nacht. Ich wandle in der Dunkelheit, die mir schon vertraut ist. Der Himmel hängt voller Sterne, die aus dem helldunklen, sammtnen Raum funkelnd hervortreten. Es ist wie eine endlos breite Heerstraße wunderlichster Flämmchen und Lichter, die alle unbestimmbar und unentwirrbar vor einem herschweben, die immer da sind, die aber erst der klar entfaltete Mantel der Nacht aufglühen läßt. Immer wieder dringt mein Blick empor und erhebt wunderlich auch mein Gefühl, daß es hineinsteuern möchte in diese Sternenbreiten, die hell und verführerisch wie ein funkelndes Meer über die finstern Höhenzüge dahingleiten.

Vom einsamen Hause her irrt trüb und zaghaft ein Lichtschein in die Nachtzeit um mich und mahnt mich an meine ärmliche Unterkunft. Mein Sinnen kehrt wieder zu Zeiten zurück, da noch mehr Freunde und Wohlhabenheit um mich waren und sonst allerlei Dinge, die in der Welt Ansehen genießen. So manches zieht verlockend an mir vorüber. Aber nicht ein Hauch wird untreu meinem Gefühl, das nur fester und bedürftiger hineingreift in die raunende Räumlichkeit um mich, in das funkelnde Sternenmeer, in die sammtne Ruhe der Nacht. Und wie es halb forschend und halb erstaunt in meiner Seele sich regt wie ein lässiger Flügelschlag und frägt: warum es so ist, kommt mir wie ein Flaggenhissen zugeweht: „Der gestirnte Himmel über mir“, die Wahrhaftigkeit in mir. Zugleich besinne ich mich auf den Weisen von Königsberg und bewundre die Schönheit seines Satzes, der wie eine leuchtende Wehr der Seele ist. „Der gestirnte Himmel über mir“: es sagt mehr als Unendlichkeit, es ist ein Endloses von Möglichkeiten, von Unendlichkeiten.

Mit einemmal fühle ich meine Ergänzung als Verwässerung. Wie blaß es sich ausnimmt: die Wahrhaftigkeit in mir. Und ich denke: Wer die herrliche Fassung des ersten Satzes fand, dem gelang gewiß der ganze Wurf. — Da aber kommt es mir zugetragen: „Das moralische Gesetz in mir.“ Wie ein Blitz der Erkenntnis schlägt der

Satz in mich ein. Dem ich früher aus dem Wege ging, eben das nun meine Seele umschlossen hält. „Das moralische Gesetz in mir!“ Es sagt mir: Einzig das Gesetzliche in dir ist moralisch. Es gibt mir die Lösung für mein ganzes Tun: Ich habe nur Gesetze in mir erfüllt, Gesetzliches meiner Menschennatur, das mir aus dem Schutt des Ueberkommenen und Bestehenden heraushalf. Ich vermochte ein wenig zu leben das moralische Gesetz in mir, davon Wahrhaftigkeit nur ein kleines Teil ist, vielleicht das Aeußerlichste, vielleicht eine Art Schlüssel zur Eröffnung des Ganzen.

Ein eigenes Glück überkommt mich, ein Glück, das dem redlichen Manne von Königsberg zujubelt, seiner Größe zujubelt, die sich mir neu aufgetan hat und die ich damit vielleicht auch der Welt neu aufzeige. Kant, nicht erst Nietzsche, ist bereits ein Immoralist der Deutschen. Kann man gründlicher jede Art von Moral abtun, als durch Verlegung des moralischen Gesetzes in sich selber? Heißt das nicht neue Dunkelheiten aufdecken? — Und wo der Intellekt versagt, diktiert oft unbewußt das durchaus redliche Wollen Aussprüche von solcher Tragweite. So vielleicht auch bei Kant. Denn der Mensch ist dunkel und rätselvoll, wo er groß und licht wird, so daß der größte und lichteste Mensch vielleicht die meisten Dunkelheiten aufweist. Ja, es mag so sein, daß gerade seine Größe, seine Klarheit und Lichtheit erst das Aufweisen der Dunkelheiten bedingt.

Wie alles so auf mich einstürmt, bin ich ganz erregt geworden. Ich irre umher wie ein Trunkener, vor dem alles zu schwanken scheint. Aber alles ist von Glück überblüht, und den Weisen von Königsberg hab ich dankbar ins Herz geschlossen. So wandre ich mit schwankenden Schritten, in lächelnder Müdigkeit, dem trüben Lichtschein zu, der mir noch vom einsamen Hause her entgegenschimmert.

Und im Bett, vor dem Einschlafen, geht noch in mir die Freude um über meine Entdeckung Kants, als eines Immoralisten. Ich verwundere mich selber darüber und gestehe mir: Nichts ist rätselhafter als das Glück.

Zur Beachtung. Diesem Heft liegt ein Inhaltsverzeichnis der ersten zehn Hefte des laufenden Jahrgangs bei.

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus** Jahrgang I—XIV komplett in 18 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 360.—**
2. **KARL KRAUS,** Die chinesische Mauer. **Luxus-Ausgabe.** Mit 8 Lithographien von O. K o k o s c h k a. Einmalige Ausgabe in 200 **Exemplaren.** Groß-Folio. **P eis K 42.—, geb. K 45.60, Pergamentband K 78.—**
3. **Die Fackel Nr. 1 sehr selten . . . . . K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität K 7.20, geb. K 8.70
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche K 4.20, geb. K 5.40
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . K 7.20, geb. K 9.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo . . K 3.—, geb. K 4.80
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) à K 14.40
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . K **84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 12

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ (Forts.) / J. Quartner: Abendlied / Karl Borrom. Heinrich: Vom toten und vom lebendigen Bewußtsein / Georg Trakl: Gedichte / F. M. Dostojewski: Selbstmord und Unsterblichkeit / A. v. Wallpach: Gebet / H. Oberhummer: Dostojewski / Nochmals die Bibliothek der Philosophen / M. v. Esterle: Karikaturenfolge 72 (Wilhelm Schmidtbonn)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. März 1914 Heft 12

Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“/ von Carl Dallago

(Fortsetzung)

III.

Gleich zu Anfang der Abhandlung ist zu lesen, daß Kierkegaard im letzten Hefte seiner Kampfschrift „Der Augenblick“ den Satz geschrieben hat: „Meine Aufgabe ist die Revision des Begriffes ‚der Christ‘.“ Der Versuch, diesen Christen und das Christliche Kierkegaards darzutun, macht auch das Wesentlichste in Haecker's Schrift aus.

Wenn ich nun diesem Christlichen begegne, begegne ich auch Kierkegaard. Und wenn ich diesem Christlichen das Menschliche gegenüberstelle, ist es, um beide Begriffe an einander zu messen und ihre Beschaffenheit bestimmen zu können. Denn ich glaube nicht, daß der Christ über dem Menschen steht. Schon mein Ursprungsglaube bringt es mit sich, daß ich das Christliche im Menschlichen enthalten sehen muß.

Ich zitiere nun aus der Schrift Aussprüche über den Christen und das Christliche, um zu prüfen, ob das Gesagte auch für den Menschen und das Menschliche gelten könnte. Da heißt es einmal von Kierkegaard, daß er das andere Leben begann, „das seine Kraft aus dem erbaulichen Gedanken schöpfte, daß wir vor Gott immer Unrecht haben.“ Mit diesem Gedanken wäre mein Menschentum

nicht unvertraut, nur müßte ich ihn etwa so ausdrücken: daß wir vor der Gesetzmäßigkeit des Geschehens immer Unrecht haben. Wobei es doch gewiß kein religiöser Mangel wäre, anzunehmen, daß, was Gott diktiert, Gesetz ist. Weiter heißt es: Kierkegaard „hatte von der Vorsehung die Aufgabe erhalten, auf das Christliche aufmerksam zu machen . . . Ehe er zum Christen gelangte, mußte er als Denker, der er war, alle Existenzformen, soweit sie vom Geist aus gesehen werden, durchlaufen, denn der Christ steht am Ende." Und daß Kierkegaard seine Innerlichkeit „unter keinen Umständen dem äußeren Erfolg eines Werkes geopfert hätte; das wäre für ihn soviel gewesen, wie seine Seele verkaufen, und das tut ein Christ nicht."

Wie gut würde hier überall der Mensch den Christen ersetzen und das Menschliche das Christliche. Denn auch der Mensch verkauft seine Seele nicht und opfert niemals dem äußeren Erfolg seine Innerlichkeit; und auch er steht am Ende, weil er einen Kontakt mit dem Anfang, mit dem Ursprung bedeutet, der vom jeweiligen äußeren Leben aus immer erst als Letztes, als Innerstes, zu erreichen und so immer am Ende ist. Und auf dieses Menschliche ist immer aufmerksam zu machen. Weiters wird an den großen Christen wahrgenommen: „Haben sie denn je ein Hehl daraus gemacht, daß ihre Wahrheit den Verstand überschreite?" Ja, haben denn die großen Menschen je ein Hehl daraus gemacht? Und wenn die Schrift den Christen eine „letzte paradoxe Bestimmung der Innerlichkeit" nennt, sagt sie das Zutreffendste auch für den Menschen. Und wenn gesagt wird: „Gerade das hohe christliche Ideal wendet sich mit aller Energie gegen die pöbelhafte Arroganz, die man so oft bei Staatsanwälten und Richtern findet: sie könnten einen Menschen im Geist und in der Wahrheit richten", so ist damit wohl ausgedrückt, daß im Begriff der Mensch auch bereits

jenes hohe christliche Ideal verwirklicht liegt. Wenn weiters auf Tolstoi hingewiesen wird, „der durch seine physische Vitalität auch zeigt, daß das Christliche nicht an kränkliche Menschen gebunden ist", und hinzugefügt wird: „Als er aus dem Rausche des unmittelbaren Lebens erwachte . . ., entdeckte er und sah und fühlte die geistigen Wirklichkeiten, von denen der Christ, also auch Kierkegaard, redet", so erweist sich hier der Christ wiederum als der Mensch, der auch eine geistige Wirklichkeit ist, und jenes Christliche als etwas, das auch von jeher das Menschliche ist. (Aber dieses Menschliche leben wäre eher erst das unmittelbare Leben, das äußere Leben hingegen das mittelbare.)

Besonders deutlich veranschaulicht dies die Anmerkung: „Die christliche Liebe ist nicht eine Genialität, sondern sie ist ein Gebot, und das ist das Paradoxe für den natürlichen Menschen." Hier wird der natürliche Mensch mit dem uneröffneten, ungeistigen Menschen identifiziert, was aber ein Unrecht ist. Denn der Menschennatur eignet das Geistige wie das Physische, und daß der Mensch auch zu diesem Geistigen komme, macht erst seine völlige Menschwerdung aus. Solchem Menschen ist jene Liebe auch ein Gebot, wie jeder Trieb dem Wachstum ein Gebot ist. Und auch das Geistige ist ein Wachstum. Und so darf ich nun sagen: Ueberall in der Schrift entspricht das Christliche auch dem Menschlichen, der Christ dem Menschen. Der Begriff Mensch ist eben groß genug, auch den Christen völlig in sich unterzubringen.

Das Vorausgegangene läßt mich dem Satze: „Es handelt sich ja bei Kierkegaard immer um die Großmacht des Geistes, um das Christentum", mit der Frage begegnen: Ob das Christentum diese Großmacht ist — ob der Geist nicht schon Großmacht war, bevor das Christentum war? Freilich bemerkt der Verfasser der Schrift noch: „Ich kann natürlich nicht wissen, ob das Christliche die letzte Position, das letzte

Wort des Geistes war, aber nichts ist gewisser, als daß es heute noch so ist.“ Das Erstere kann vielleicht nach der Richtung meiner Frage gedeutet werden, der letzte Teil des Satzes trifft jedoch nicht zu; denn, wie man nicht wissen kann, ob das Christliche die letzte Position des Geistes war, so kann man auch nicht wissen, daß es heute so ist. Indem mit dem Menschen immer auch die Möglichkeit gegeben war und ist, jenes Menschliche zu entfalten, das auch das Christliche in sich unterbringt.

*

Am Ende der Schrift betont der Verfasser noch: „In dieser ganzen Abhandlung habe ich die mögliche Frage offen gelassen, ob der Christ, den Kierkegaard meint, je existiert hat. Ich habe die mögliche Frage offen gelassen, ob ein Apostel je den Anforderungen gerecht geworden ist, die Kierkegaard an ihn stellt. Muß auf diese Frage mit Nein geantwortet werden, so hat Kierkegaard einen neuen Typus geschaffen, von einer Innerlichkeit, und flammenden Helligkeit, die alle vergangenen in Schatten stellt . . . Der Abraham des Alten Testaments — oder sein Dichter — hat gewiß nicht die geistigen Bewegungen vollführt, die er in ‚Furcht und Zittern‘ macht. Ob der Apostel und der Christ die noch schwierigeren vollzogen hat?“

Da ich Kierkegaards Werk nicht kenne, kann ich hier wenig entgegnen. Auffällig ist mir nur, daß auch hier, dem Zitierten nach, wiederum der ganze Osten für die Betrachtung des Religiösen und Geistigen wie ausgeschaltet erscheint, daß nur das Alte und Neue Testament berührt wird. Den letzten Satz müßte ich überdies in eine bestimmtere Form bringen, nämlich: Ob ein Apostel oder Christus die noch schwierigeren Bewegungen vollzogen hat? Denn der Apostel und der Christ schwankt mir zu sehr in den Umrissen. Wenn ich aber anstatt „der Christ“ Christus setze (was allerdings dem Sinn des Verfassers ent-

gegen sein mag), um den Christen als eine bestimmte Besonderheit erfassen zu können (da er mir ja sonst im Menschen enthalten ist), antworte ich: Daß Christus gewiß die noch schwierigeren geistigen Bewegungen vollzogen hat. Und diese Antwort wird nicht gegen die Anschauung des Verfassers der Schrift sein und noch weniger gegen die Anschauung Kierkegaards, denn „Christus war ja für ihn ‚Gott, der Fleisch wurde'."

Hier muß ich einsetzen, da es mir nicht darum zu tun ist, die Größe und Bedeutung Kierkegaards in Zweifel zu ziehen, sondern nur die Größe und Bedeutung des Christlichen an sich; und zwar darum, weil ich das Große und Bedeutende am Christlichen als das Religiöse überhaupt, ja als das Menschliche, als ein von jeher im Menschen Gelegenes, ansehen muß. Und merkwürdig, diese Anschauung vertritt auch Haeckers Schrift, indem sie meint: daß es für Kierkegaard der Erfahrung nach unmöglich gewesen sein muß, anzunehmen, „daß das Religiöse nur ein spezifisches Talent ist, . . . daß es nicht unbedingt das Allgemeine ist, daß nicht jeder Einzelne von Genie herab bis zu dem, dessen Stirne sich nicht mehr wölbt, sondern flach ist, wie die eines Tieres, in ein unmittelbares Verhältnis zu Gott treten kann, ohne Kunst, Wissenschaft und Philosophie, und daß vor der Bedeutung eines solchen Verhältnisses alle äußere Weltgeschichte zu nichts wird." Hier sagt die Schrift „das Religiöse", nicht „das Christliche", und wirkt so völlig überzeugend. Auch in der Anmerkung über die „christliche Liebe" wird gesagt: daß „Liebe in jedem Menschen ist" (ich höre: daß das Religiöse in jedem Menschen ist), und daß darum vom Menschen verlangt werden müsse, „daß er abgrabe und die Quelle bloßlege." Daß somit dieses „die Quelle bloßlegen" nicht ein spezifisch Christliches ist.

Man sieht: Nicht der Art, wie das Religiöse dargestellt

ist, will ich begegnen, sondern einer Auffassung, die dieses Religiöse für das Christliche nimmt. Freilich hat das Christliche seiner Namens-Herkunft nach Christus für sich, der nicht nur die Quelle bloßlegte, sondern selber zur Quelle wurde. Und wer sich wie er als Quelle fühlt, darf von sich sagen: „Ich bin die Wahrheit und das Leben". Gegen dieses Christliche vermag ich nichts einzuwenden, wenn mir Christus auch nicht Gott ist, sondern ein Fleischgeborener, der Gott wurde durch sein Aufgehen in Gott: dadurch, daß ihm Gott — das Verhangene, das Seiende — zum Vater wurde. So lebte er als Mensch das höchste Leben, das auch das rein menschliche Leben ist. Denn rein menschlich leben heißt: religiös leben, der Verhangenheiten bewußt leben, den Anschluß an diese Verhangenheiten leben.

Am Anfang dieses Lebens steht vielleicht die geistige Geburt des Menschen. Und es erfüllt sich so, daß jeder Mensch zweimal geboren werden muß. Aber beide Geburten liegen in der Natur des Menschen, die auch ein zweifaches Wachstum kennt, davon das eine das andere vorbereiten mag, so daß beide mithelfen, den Menschen zu erschließen. Wenn sich nun Christus — von uns aus in die Zeit gesehen — auch als die wahrnehmbar höchste Menschenbeschaffenheit, als der wahrnehmbar erschlossenste Mensch zeigt, so wäre doch zu bedenken, daß unser Sehen nicht weit reicht und völlig unzulänglich wird, wo das Anfanglose hereinsieht. Aber auch aus noch wahrnehmbaren Zeiten, nur von entlegeneren Oertlichkeiten her, verweisen Aussprüche erleuchteter Menschen (wie schon früher berührt) auf „die reinen Menschen der Vorzeit". Der Vorstellung nach, die diese Aussprüche erwecken, müssen diese Menschen einer nicht mehr wahrnehmbaren Vergangenheit erschlossenste Menschen gewesen sein gleich Christo. Es bestärkt die Annahme, daß das Christliche Christi das rein Mensch-

liche von jeher ist, das immer wieder im völlig erschlossenen Einzelnen zum Durchbruch kommt.

Hier nehme ich den Ausspruch der Schrift auf: „Es wird ein Ruhm des 19. Jahrhunderts bleiben und ein Beweis für die Geisteskraft des Christentums, daß zwei so grundverschiedene Menschen, wie im Westen der Germane, der Jütländer Kierkegaard und im Osten der Slave Dostojewski nur infolge ihrer bis auf die Knochen gehenden christlichen Infizierung zu den glücklich-unglücklichen Entdeckern der tiefsten Geheimnisse wurden." Und erwidere darauf, daß ich das Entdecken der tiefsten Geheimnisse, also gewissermaßen das Sichzusammenfinden in der Tiefe, bei so grundverschiedenen Menschen wie den beiden Genannten nicht auf christliche Infizierung, sondern auf das rein menschliche Sicherschließen zurückführe (im Sinne meiner Ausführungen in der Betrachtung „Die Rasse der Meschen"), wenn dafür auch zunächst das Menschenbeispiel des Heilands fördernd gewesen sein mag. Denn obwohl ich, wie wiederholt bemerkt, das Werk des einen gar nicht und das des andern nur wenig kenne, glaube ich doch, daß das, was ich vom „Sicherschließen zum Menschen" gefunden habe, hier zutrifft. Auch entspricht es dem Ursprungsglauben, daß alles Entdecken tiefer Geheimnisse einem Menschlichen von jeher und nicht erst dem Christlichen zuzuschreiben ist.

*

Das Christliche, das in der Welt herrschend geworden ist, ist auch nicht das Christliche Christi. Das hätte, als herrschend, doch das Schlechte in der Welt verringern müssen. Wer aber getraute sich zu behaupten, daß durch das Christliche auch nur um eine Schlechtigkeit weniger in der Welt sei?

Das Christliche Christi, das das rein Menschliche ist, kann wohl in der Welt auch nicht herrschend sein, da es im Dasein ein Herrschendes ist, im wirklichen Sein. In der Welt jedoch herrscht der Schein. Es ist nur ein vermeintliches

Herrschen, das ein Stück Oberfläche des Daseins willkürlich abgrenzt und darüber die Herrschaft übt. Daher auch jeder Lebensbegriff sein Bestes einbüßt, sobald er verweltlicht wird. Ein solcher Begriff ist dann wie übel umhürdet, wie eingesperrt. Man erhöre dies aus Worten wie „Lebewelt", „Kunstwelt". Wie Leben und Kunst sich wegstehlen, wo diese Welt sich zu ihnen gesellt. Sogar rein praktische Begriffe wie „Handel" büßen durch das Anhängsel „Welt", der Vorstellung nach, etwas von ihrer Freiheit ein und erscheinen wie in ein Netz von Verordnungen eingeschnürt. Wie belebt und erhöht sich hier aber noch der Begriff Halbwelt: als nur halbe Welt, die doch noch zur Hälfte Sein und nicht nur Schein ist; in der die Dirne ihr Dirnentum dartut und die Schande auf sich nimmt und nur ihren Partner aus der Welt des Scheins bezieht, von der sie dafür als Auswurf behandelt wird.

Der Begriff Welt wird immer halt- und inhaltloser, je mehr man ihn ernster Betrachtung unterzieht; er zerrinnt nachgerade vor dem Schauen des Menschen. Und das Weltliche hinterläßt in der Vorstellung etwas Unsauberes wie das Politische. Weil es dem Dasein nicht im geringsten gewachsen ist, bedrängt es das Wachstum des Menschen, der das Dasein spiegelt. Es hat kein eigenes Leben; so will es den Schein erwecken, als beherrsche es alles Leben. Es ist Politik, die ja immer faul ist. Damit stimmt auch, daß die Politiker sehr weltliche und unbedeutende Menschen sind. Der bedeutende Mensch gibt sich nicht im Weltlichen und in der Politik aus. Er könnte es auch nicht; denn er müßte beides als das Ueberflüssigste dartun, und das würde man nicht zulassen. Man denke nur an Sokrates, der doch bekannte, warum er sich der Politik fern hielt, die das Weltliche seiner Zeit festigen half. Bedeutende Menschen tragen eben das in sich, was sie diesem weltlichen Treiben fern hält. (Auch Bismarck war weder

Weltmann noch Politiker, sondern ein gläubiger Mensch, dem das Geschick die Lenkung eines Staates aufzwang. Er zog sicher auch die Stärkung für seine weltliche Stellung aus seinem Menschlichen. Niemals aber vermöchte auch höchste weltliche Stellung dem Menschlichen die geringste Stärkung zu bringen.)

Das erweist doch genug den Unwert alles Weltlichen gegenüber dem Rein-Menschlichen. Es erweist auch die geringe Bedeutung der „Welt"-Geschichte *für den Menschen*. Ja, das Ergebnis des nach dieser Richtung zuende gedachten Gedankens wäre wohl: Daß der Mensch, der aus seiner Karyatiden-Stellung heraus will, gegen das Weltliche ankämpfen muß bis an sein Ende.

Hier erreicht mich die erquickende Vorstellung: daß der Untergang des Weltlichen in einem erst eigentlich das Aufgehen des Menschlichen zeitigt. Und ich erkenne zugleich, wie begrenzt man ist, solange man nur Welt ist.

Diese Ausführungen richten sich nicht gegen Haeckers Schrift; sie sollen nur dartun — indem sie den Unterschied zwischen weltlich und menschlich möglichst fühlbar machen —, wie sehr das Christliche darin diesem Menschlichen verwandt ist.

*

Das Christliche, das in der Welt herrscht, ist bereits ein Weltliches geworden. Es ist das Kirchenchristliche. Das Christliche, als das rein Menschliche, entläßt aber auch die Kirche, diese einstmals vielleicht geistigste Form eines Weltlichen; denn es ist sich bewußt: der Geist und das Geistige bedürfen keines Weltlichen. Es verschlägt demnach gegen den Begriff des Reinmenschlichen, von diesem noch als von dem Christlichen zu reden. Das Weltliche des Kirchenchristlichen windet sich zu störend um den Begriff des Christlichen, dem der Quell längst wieder verschüttet wurde, den Christus bloßlegte. Denn der Quell kam in

harte und eigennützige Hände, in die Hände der Kirche, die in ihrem Tun der Hierarchie des verfallenen Judentums bald viel näher stand als dem Tun Christi, und die den jüdischen Sündenbegriff in sich aufnahm und überbot, aber nicht den Sündenbegriff Christi, der dem Fleische ließ, was des Fleisches ist, wie er dem Kaiser ließ, was des Kaisers ist, Gott aber gab, was Gottes ist.

(Auch Ueberschreitungen der Rechte schließen noch nicht die Rechte aus. Und Fleischesgelüste sind ein Eingeordnetes im Menschlichen; wo sie diese Einordnung aus sich verlieren, mögen sie gleich weltlichem Machthabertum immer zu Ueberschreitungen neigen. Ein Ueberschreiten der Rechte ist ja nur am ewig sich gleichbleibenden Höchsten ausgeschlossen — an Gott. Die Regelung in diesem Punkte bestände also darin: des Einordnenden immer wieder habhaft zu werden. Aber er berührt völlig verfehlt und gewalttätig, wenn eine weltliche Macht — und auch die Kirche ist eine solche — diesen Ueberschreitungen durch Gesetze und Verbote abhelfen will, obwohl sie eine derartige Ueberschreitung gar nicht zu bestimmen vermag, weil ihr Wahrnehmungsvermögen für jenes Einordnende nicht ausreicht. Damit ist auch ausgedrückt, daß die Sünde, ja das Böse überhaupt, von außen her nicht bestimmbar ist; daß es aber an dem, der die Ueberschreitung begeht, in irgendeiner fühlbaren Weise als Störung oder Schädigung auftreten muß.)

Auch dieses Ergebnis verträgt sich mit der Aussage der Schrift: „Kierkegaard stellt die Angst als den letzten durch die Psychologie (Phänomenologie) erreichbaren Zustand vor der Sünde dar", läßt aber im weiteren „die Sünde, wie auch die Erbsünde" nur durch den Glauben erreichbar sein. Nun will mir scheinen: Der Glaube entstammt der Gefühlssphäre, — daß demzufolge die Sünde auch durch das Gefühl erreichbar sein müsse. Freilich kann ich den dies-

bezüglichen Ausführungen Kierkegaards nicht weiter begegnen, da ich sie nicht kenne. Aber anknüpfend an das, was ich vom Ueberschreiten der Fleischesrechte gesagt habe, möchte ich meinen, daß auch die Erbsünde für das Gefühl erreichbar sei. Indem jedes jeweilige Leben in der endlosen Kette seiner vorhergegangenen Zeugungen sicher solche Ueberschreitungen aufzuweisen hat, die diesem Leben als Störung oder Schädigung seiner Vollkommenheit anhaften müssen.

(Diese Vorstellung hat neben dem Unerfreulichen doch wieder ihr Erfreuliches: indem sie, wie die Erbsünde, so auch das Böse überhaupt, erst als ein Geordnetes begreift, das Eingeordnete hingegen als das Ursprüngliche — als ein das Böse noch nicht Kennendes (weil eine Abtrennung noch nicht kennend) — hinstellt. Und dieses Eingeordnet-sein in seiner höchsten Bewußtheit kennt vielleicht weder die Liebe mehr, noch die Gerechtigkeit. Es wäre wohl der Zustand, den Religionen des Ostens noch als den „des Vollendeten" kennen. Das Persönliche Christi, als völlig eingeordnet in Gott, mag ihn in sich getragen haben. Mit der Kirche und ihrem Christlichen hat er nichts gemein. Diese hätten immer noch Liebe und Gerechtigkeit als das Höchste anzustreben. Und da müßte noch gelten: daß der Liebe gerecht werden, heißt: auch dem Fleische gerecht werden. Und wer das Fleisch nicht anerkennt, kennt auch die Gerechtigkeit nicht).

Aber erst das Tun Luthers, der sich die Fleischesrechte nicht nehmen ließ, machte Front gegen das Tun der Kirche. Und so entstand die Bewegung, die vom Kirchenchristlichen zum Christlichen führen sollte. Und der Geist der Wahrhaftigkeit war dabei das Führende. Auch die Schrift berührt in einer Anmerkung diese Sache und sagt: „Diese Bewegung war als religiöses Erlebnis tiefer als der Katholizismus." Und es ist wahr: „Hier stehe ich und kann nicht anders!"

iſt vom Geiſte der Geſchlechtlichkeit und vom Glauben ausgelöſt und getragen von einem tiefen und echteſten Erleben. Dennoch verweltlichte auch dieſe Bewegung Luthers und wurde zur inſtituierten Kirche. (Die Kirche, als ein Religiöſes, könnte nur Symbol, nur Zeichen, dürfte aber niemals eine inſtituierte Macht ſein.) Und ſo iſt noch immer die Bewegung ausſtändig, die vom Chriſtlichen, das heute vom Kirchenchriſtlichen nicht mehr zu trennen iſt, zum rein Menſchlichen führt und den Menſchen wieder in alle ſeine Daſeinsrechte einſetzt und ihm die Selbſtverantwortung zurückgibt, die der Beſitz der Fleiſchesrechte mit ſich bringt. Und der dieſe Bewegung ausführt (die vielleicht keine Bewegung, nur das Dartun eines Lebens iſt), muß wohl mit der Welt völlig fertig ſein und muß ſich ſelber völlig aufgegeben haben für die Welt.

IV.

Das tiefe und gewichtige Wort Abgeſtorbenheit findet in der Schrift auf Kierkegaard ſeine Anwendung. Nach einem Hinweis auf deſſen Darlegung des Begriffes der „Angſt“ und der „Krankheit zum Tode“, wird nämlich geſagt: „. . . ohne Abgeſtorbenheit ſchenkt der Geiſt keinem die Gnade ſo tiefer Erkenntniſſe. Denn ſo iſt das Geſetz.“ Und daran knüpft ſich ein Ausſagen über Gnade und Leiden, das zum Schönſten der Schrift gehört.

Ich habe vor Jahren eine kleine Betrachtung, die ich geſchrieben, „Verlorenheit der Größe“ betitelt. Dieſe Verlorenheit erinnert ein wenig an „Abgeſtorbenheit“, welch letztere jedoch, auf Kierkegaard geprägt, ein mehr Geläutertes bedeuten mag, ein noch mehr Freigewordenes und mit Bedacht in ſich Gekehrtes. Denn von dem „Abſterbenden“ wird noch ausgeſagt: „Dieſer . . ., der einen Augenblick lang mit dem Strome des Lebens ſchwamm, . . .

stellt sich ihm nun plötzlich entgegen, so daß die Welle für einen Augenblick innehält, sich bricht und sich spiegelt; aber qualvoll ist dieser Akt, kraft der besonderen von sich selber zehrenden Dialektik des Lebens, daß der Erkennende selber die Welle war und nun auch der Gebrochene ist."

Dagegen halte ich nun die Abgestorbenheit, die für mein Gefühl erreichbar ist. Es ist eine innere Macht, die aus diesem Worte zu mir spricht, eine Macht, die stärkt und frei macht. Aber ich fühle diese Abgestorbenheit sich nur auf das Weltliche erstrecken, nicht auch auf das Irdische. Denn weltlich und irdisch gehen nicht miteinander. Das Irdische verweist dankbar auf die Schöpfung, von der das Tun, das dem Geist der Welt entstammt, fortweist, da es sich der Schöpfung gewachsen glaubt. So kann es nicht genug Tätigkeit entfalten und vermeint, immer fortzuschreiten, so kläglich die Ergebnisse dieses Tuns auch sein mögen. Der Erkennende, der bisher mit dem Strom der Welt schwamm, stellt sich nun diesem entgegen, so daß die Welle für einen Augenblick innehält, sich spiegelt und sich bricht; und so leidvoll der Akt als Entschluß auch sein mag, dem Lebensgefühl des Erkennenden wird er zuletzt zur Befreiung, weil sich ihm offenbart, daß die Welle nicht er, sondern sein weltliches Tun war, und daß nur dieses nun das Gebrochene ist. Damit ist vielleicht die Wende im Menschen berührt, die der Betätigung der Innerlichkeit, dem Tätigkeit-erleiden, zuführt. Es entrückt der Welt, ohne daß man ihr aus dem Wege geht.

Das Absterben stellt sich nun mehr und mehr von selber ein, wie das Wachstum im Frühling; es ist auch ein Wachstum der inneren und geistigen Kräfte des Lebens, die vom Tun der Welt nicht mehr berührt werden. Die Welt als Autorität, als wertende Massenpersönlichkeit, ist völlig ausgeschaltet. Und die Kraft, die dies im Menschen zustandebringt, darf sich wohl auch „sehende Leidenschaft" nennen.

als ein leidenschaftliches Erkennen, das sich von der verlangenden blinden Leidenschaft überragend abhebt. Sie hilft mit, daß der Mensch aufhört, „in irgendeinem anderen Menschen unbedingte Autorität zu sehen — und das ist ja die Vollkommenheit, die Kierkegaard für den Einzelnen will —", und so (folgert die Schrift noch sehr schön) „ist alle Autorität in Gott selber, der ja aber in einem transzendenten Sinne geistige Person ist". (Ich betone nochmals: Das Gesagte *ist* keine Auslegung der Haecker'schen Schrift, sondern der Versuch, ihr meine Gefühlsanschauung entgegen zu halten und diese an ihr zu messen).

*

Die Abgestorbenheit läßt den Menschen Gott allein untertan sein. So macht sie eine Stärkung am Menschen aus, nicht eine Schwächung. Das irdische Leben des Menschen, das ja auch das geistige in sich trägt, kommt durch sie zum ungeteilteren Besitz dieses seines Lebens, das ihm nun keine Welt mehr vorenthält. Es schaut nun, mehr als früher, alles Irdische als ein Erschaffenes, als ein zur Schöpfung Gehöriges, an dem nichts ist, was von Menschenhand herrührt. So wird ihm dieses Irdische auch ein Ueberirdisches, daran es nur wie der wahrnehmbare und vergängliche Teil ist. Mit dem geistigen Wachstum des Menschen mag dieses Wahrnehmbare mehr und mehr zur Wegstrecke werden, die einer bereits zurückgelegt hat. Ich übertrage das nun auch auf die Liebe.

Es läßt zunächst erkennen, daß der für die Welt Abgestorbene zur Liebe erst frei wird. Rein äußerlich gesehen zeigt das schon die Dirne, die, in ihrem Verhältnis zur Welt, der Nonne wirklich grundverwandt ist. Aber beide zeigen sich dennoch als Gescheiterte und unterliegen einer Gebundenheit von außen her. Die Abgestorbenheit nämlich, die ihr Freigewordensein zur Liebe auch lebt, kennt nur ihre eigene innere Gebundenheit, die mit dem Wachstum des

Absterbens wohl auch immer fühlbarer und durchsichtiger wird. Es läßt erkennen, daß keine Weltlichkeit, weder Kirche noch Satzung, mit der Liebe dort noch zu tun hat, wo eine Abgestorbenheit gelebt wird. Umso mehr mag der Abgestorbene mit der Liebe noch zu tun haben, zu der er ja nun erst frei geworden ist.

Was ich daher der Abgestorbenheit im Sinne der Schrift entgegensetze, ist: daß der irdische Mensch, auch als abgestorben für die Welt, die Liebe nicht von sich abtut. (So mag sich freilich dieses Abgestorben-sein als eine Abgestorbenheit geringeren Grades erweisen im Vergleich zu jener). Aber er erkennt und anerkennt ihre Verpflichtungen; und er ist für die Verpflichtung. So darf er auch für die Lust sein, denn nichts verpflichtet mehr als die Lust. Das bloße Zusammenfinden zur Lust jedoch ergibt noch keine Ehe. Die Ehe — dieses Seltenste in der Liebe — hält auch der zur Liebe Freigewordene für unlöslich. Was sollte wohl dort noch löslich sein, wo eine Willigkeit einen Willen so bindet, daß zwei in einem Fleische sind! Es besagt sicher auch: daß zwei in einem Geiste sind. Wo die Willigkeit des Leibes aber nur der Anfang und die gewinnendste Form ist, den eigenen Willen — auch wenn er geistverlassen ist — durchzusetzen, ersteht keine Ehe. Es läßt zwei nie Eines werden, und es entläßt schließlich auch jede Willigkeit, so daß Mann und Weib sich ferner denn je sind. So kann man mehrmals verheiratet und doch nicht zur Ehe gekommen sein. Und ist immer noch frei für die Liebe.

Angenommen, ich spräche als Erfahrener, und die Abgestorbenheit hätte in mir allen Sinn für das Urteil von Seite der Welt längst getilgt. Und ich fühlte mich dabei mehr denn je freigeworden zur Liebe. Und lebte doch ohne die Liebe.

Mit diesen Auslassungen habe ich eine dritte Art von Askese berührt, die, als meiner Natur zugänglich, ich nun

Haeckers Schrift entgegenhalten möchte, darin folgende zwei Arten hervorgehoben sind: Die Askese, „die des Teufels Erfindung ist, und die die Leidenschaften und Begierden nur wie in einen Käfig einsperrt, sie also doch bei sich behält, um nur zunächst zur Ruhe zu kommen. Eine solche Askese ist wider den Geist und nicht für ihn.“ Auch mir liegt sie völlig fern. Dann die andere, die hohe, die Kierkegaard ausübte, von dem gesagt wird: „Ein leidenschaftlicher Entschluß trieb ihn zur Askese, die alle dunklen Leidenschaften und Begierden im Fegefeuer der Angst immer von neuem verbrannte und sich wohl hütete, einen erreichbaren Rest übrig zu lassen.“ Es ist eine Askese, die für mich nicht, wenigstens noch nicht, erreichbar ist. Und so komme ich zu jener dritten Art von Askese.

Sie ist mir die tiefstgehende Bereitwilligkeit, in jedem Augenblick und an jedem möglichen Ort sich restlos der Liebe hinzugeben, wenn sich der Gegenstand dafür findet, an dem die Gebundenheit der eigenen Menschennatur frei werden müßte. Sie ist also eigentlich der größte Gegensatz zur Askese, kann aber diese trotzdem ein Leben hindurch möglich machen. Denn abgesehen davon, daß mit dem Freiwerden zur Liebe sich die Gebundenheit in einem immer fühlbarer macht — jene Gebundenheit, die es einem erschwert, ein Wahlverwandtes aufzufinden —, ist das Getragensein von jener tiefstgehenden Bereitwilligkeit etwas, das den Liebesgenuß gleichsam als inneres Erlebnis vorwegnimmt und so einigermaßen dafür Ersatz schafft, daß ohne die Liebe gelebt wird.

(Freilich mag diese Bereitwilligkeit mehr der Widerschein einer großen Fähigkeit zu lieben sein, durch die man in einen Zustand versetzt wird, ähnlich dem eines Wartenden, der glaubt, daß das Erwartete jeden Augenblick kommen müsse, und der dabei aushält. Es zeigt, daß solche Fähigkeit zu lieben auch sehr zur Askese befähigt. Doch hier kommt es nicht auf die Ergründung des Herkommens jener

Bereitwilligkeit an, sondern auf die Gesinnung. Und diese kommt in jener Bereitwilligkeit zum Ausdruck.)

Das wäre heute meine mögliche Askese. Ob sie von hoher oder niederer Beschaffenheit ist? Wer möchte noch darüber mit sich selber rechten, wenn man sich schon sagen muß: „Hier stehe ich und kann nicht anders!“ Obschon man sich aufgegeben hat für die Welt.

(Schluß folgt)

Abendlied / von Isidor Quartner

Ein Rauchgespenst zergeht in dünner Luft.
Der steile Himmel ist hinabgelandet
Zum roten Abendmeer der Phantasien.

Der Wind verrät den offenen Herzen Duft.
Er hat den Tag in Schweigen eingewandet
Und trägt ihn selig über Hügel hin.

Ich bin ein schwarzes Kreuz auf einer Gruft.
Die Heide ist schon ganz in Nacht versandet,
In deren Ahnung ich verdunkelt bin.

Hör' ich denn nicht, was da aus Wäldern ruft?
Ist denn mein Dasein nur von mir umrandet?
Lebt außer mir nicht meines Wesens Sinn?

Das Seelische ist nicht mehr abgestuft.
Da mir die Erde an die Schläfen brandet,
Schwing ich in ihres Atems Harmonien
Unendlich aus.

Karl Borromäus Heinrich / Vom toten und vom lebendigen Bewußtsein

In der Meinung, daß auch das kleinste menschliche Faktum, wenn anders wir es redlich berichten, auch wert ist, den Menschen zur Kenntnis gebracht zu werden, erzähle ich das Nachfolgende.

1.

Im Jahre 1902 auf 1903 besuchte ich die Oberklasse des Gymnasiums in München. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Obwohl ich zu jener Zeit sehr wenig schlief und ziemlich viel trank, weil ich einer verbotenen Schülerverbindung vorstand und also ein recht geselliges Leben außer dem Hause führte, erfreute ich mich der denkbar besten Gesundheit. Ich war dick und rund; wog mehr als heute; ertrug körperliche Strapazen mit Leichtigkeit (zum Beispiel ging ich nie vor drei, ja vier Uhr morgens zu Bett und war trotzdem am gleichen Morgen um acht Uhr pünktlich in der Schule); hatte keinen Anlaß, mir geistige Strapazen aufzuerlegen und tat es auch nicht; war wohl ein recht lebhafter und lustiger Mensch, aber ich war damals durchaus nicht nervös. Auch entsinne ich mich nicht, daß ich in den Jahren vorher irgend etwas erlebt hätte, was auf gewisse Störungen hätte hindeuten können.

Im Januar des Jahres 1903 begab ich mich an einem Samstag Abend zur sogenannten erlaubten Schülerkneipe. Diese Kneipe, die in einem separaten Zimmer eines Gasthauses in der Nähe des Sendlingertores stattfand, war mir, wie jedem Angehörigen einer geheimen Schülerverbindung, höchst unsympathisch; sie erschien mir knabenhaft, und war mir namentlich wegen des auf ihr herrschenden Lärms und der dauernden Unordnung zuwider. Dennoch ließ ich mich aus Vorsicht zuweilen auf dieser Kneipe sehen, und zwar

deshalb, weil zu ihr regelmäßig auch der eine oder andere Lehrer der Anstalt eingeladen war und ich befürchten mußte, daß man aus meiner Nichtanwesenheit bei der erlaubten auf Anwesenheit bei einer unerlaubten Kneipe schließen könnte. (Es stand nämlich die Strafe der Demission auf der Zugehörigkeit zu einer Schülerverbindung).

Nun trank ich auf dieser Kneipe manchmal recht viel, und zwar schon aus Langweile und aus Verachtung des unordentlichen Lärms, der um mich herrschte. Aber an eben dem Samstag, von dem ich erzähle, trank ich nur zwei ein halb Glas Bier, ein Quantum, das im Verhältnis zu dem, was ich damals ohne jegliche Alteration vertragen konnte, sehr gering war. Ich verließ die Kneipe gegen viertel vor elf Uhr abends in vollkommener Ruhe. Am Sendlingertorplatz bestieg ich die Trambahn und nahm ein Umsteigbillet nach Haidhausen, wo ich wohnte. Ich hatte an diesem Abend sehr wenig Geld bei mir; vielleicht hätte ich mich sonst doch länger auf der Kneipe aufgehalten oder wäre noch allein ins Café gegangen. So aber weiß ich ganz bestimmt, wie ich in die Trambahn einstieg und das Umsteigbillet nahm.

Um drei Uhr morgens fand ich mich an der letzten Bogenhausener Brücke, am westlichen Ufer der Isar, das dort ziemlich jäh zum Wasser abfiel und von hohem Schnee bedeckt war, einen halben Schritt von dem Wasser selbst entfernt, wieder. Wäre ich einen halben Schritt später erwacht, so hätte das nur mehr *im* Wasser sein können.

Als ich mich solchermaßen plötzlich wiederfand, brauchte ich zunächst geraume Zeit, um mich über die Gegend zu orientieren, in der ich mich befand. In Anbetracht des Schreckens darüber, ohne jedes Bewußtsein meiner selbst an diesen (von meiner elterlichen Wohnung dreiviertel Stunden abliegenden) Teil des Flusses gelangt zu sein; und auch darüber, bewußtlos das Ufer hinabgeklettert zu sein und mich

zweifellos in tödliche Gefahr begeben zu haben, erscheint es begreiflich, daß ich, nachdem ich das abschüssige schneebedeckte Ufer hinaufgeklettert war, eine ganze Weile untätig stehen blieb und nur versuchte, mir meine Situation und deren Entstehung zu erklären. Ich besann mich auch allmählich auf den Verlauf des ganzen Abends, bis zum Einsteigen in die Trambahn und zum Lösen des Umsteigbillets. Ich zog meine Börse und fand darin erstens den bescheidenen Rest meiner Barschaft, zweitens das Umsteigbillet; es war von der Mitte aus in zwei Teile zerrissen, ich war also zweifellos richtig umgestiegen.

Aber von dem Moment an, wo ich das Billet gelöst hatte, bis zu dem Moment, wo ich, in Lebensgefahr schwebend, unmittelbar am Flusse mich wiederfand, also über eine Zeitspanne von etwa mehr als vier Stunden fehlte mir durchaus jedes Bewußtsein. Ich konnte nur feststellen, daß ich mich nicht verletzt hatte und auch, außer meinem ungeheuren Schrecken, körperlich späterhin keinen Schaden verspürte.

Es ist vielleicht nötig, hinzuzufügen, daß ich mich in jener Zeit nicht mit Selbstmordgedanken getragen habe; vielmehr war dieses letzte Jahr meiner Gymnasialzeit wohl auch eines der wenigen wahrhaft vergnüglichen Jahre meines Lebens. (In den Jahren vorher, namentlich vom zwölften bis zum sechzehnten, war ich, obwohl sonst ein ausnehmend heiteres Kind, Anfällen von Melancholie und Verzweiflung viel mehr ausgesetzt.)

Die medizinische Annahme wird sein, daß ich an jenem Samstag des Januar 1903 zwischen elf Uhr nachts und drei Uhr morgens, also vier Stunden lang, schlafgewandelt habe, somnambul gewesen sei.

Ich bin natürlich weit entfernt zu leugnen, daß jener Zustand, in welchem ich vier Stunden von mir selbst verlassen war, einen äußeren pathologischen Ausdruck gehabt haben müsse, dennoch muß ich darauf hinweisen, daß kein

Fall bekannt ist, daß ein wacher Mensch auf der Trambahn, mitten unter anderen Menschen, quasi noch am hellen Abend (es war noch dazu Samstag), plötzlich in einen somnambulen Zustand verfallen sei. Hier käme noch das Unbegreifliche hinzu, daß keiner der anderen Fahrgäste, auch der Schaffner nicht, eine solche, doch immerhin sich äußerlich andeutende Veränderung an mir bemerkt hatte. Unbegreiflich ist auch, daß ich, obwohl ich dann schon nach dem Lösen des Billets in den somnambulen Zustand verfallen wäre — denn die Erinnerung ist vollkommen scharf bis zu diesem Moment, und reißt dann plötzlich ab —, nachher als Somnambuler trotzdem richtig umgestiegen wäre.

Ueber die pathologische Bezeichnung des Zustandes mag man übrigens denken was man will. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß ein achtzehnjähriger Mensch während der Dauer von vier Stunden von sich selbst ganz und gar verlassen war, in diesem Zustand ohne Bewußtsein Trambahn gefahren (ohne aufzufallen), sodann auch noch richtig umgestiegen ist, nach dem (ohne Bewußtsein vollzogenen) Aussteigen aus der Trambahn zweifellos eine größere Wanderung (wieder ohne Bewußtsein) gemacht haben muß, und daß wenig fehlte, daß er ohne jedes Bewußtsein in den Fluß gestürzt wäre.

Ich habe in späteren Jahren ein Buch von Karl May gelesen, betitelt „Am Jenseits", in welchem ein Orientale (Münedschi) wiederholt, auch am hellen Tage, von einem ähnliche Zustand befallen wird. Die Umgebung des Orientalen umschreibt diesen Zustand dahin, „daß die Seele des Münedschi von Zeit zu Zeit auswandere"; wenn dann die Seele in ihn zurückkehrte, fand er sich wieder; eine genauere Erinnerung an das, was er während der Zustände gesprochen und getan, hatte er bei diesem Wiederfinden seiner selbst nicht.

(Ich habe hier nur das Faktum beschrieben und nicht der

Schlüsse gedacht, die sich recht wohl daraus ziehen lassen. Angenommen zum Beispiel, ich wäre nicht rechtzeitig wieder zu mir selbst gekommen, ins Wasser gefallen und ertrunken, so hätte das hinterdrein für die Mitmenschen durchaus wie Selbstmord aussehen müssen. Oder wie ein an mir verübter Mord, für den man dann sicherlich nach irgend einem Täter geforscht hätte; welche Forschungen vermutlich etlichen Landstreichern einige Wochen unverdiente Untersuchungshaft gekostet hätten.

Angenommen aber gar: es hätte der von einem solchen Zustand befallene Mensch während desselben irgendwelche verbrecherische Handlungen begangen, so hätte er sich im Falle der Entdeckung selbst vor einer so schrecklichen Verantwortungslosigkeit befunden, daß die Erinnerung daran sein Leben hätte für immer zerstören müssen, selbst wenn die Richter einsichtig genug gewesen wären, ihn freizusprechen. Oder er wäre ins Irrenhaus gesteckt worden.

Eine letzte mögliche Annahme: Wenn zum Beispiel der von einem solchen Zustand Heimgesuchte unwissend und unbewußt am Tatort eines in dieser Zeit von fremder Hand begangenen Verbrechens vorbeistreift, aufgegriffen, und der Tat selbst verdächtigt wird, wie wird er sich verteidigen? Indem er sein „Alibi" doch nicht beweisen *kann*, würden seine Mitmenschen annehmen, er sei eben nirgends anderswo gewesen als am Ort der Tat.

Was mich betrifft: so hat mich der Gedanke an die Möglichkeit, ohne mein Bewußtsein, in Abwesenheit meiner selbst, Verbrechen begehen zu können, oft gequält).

2.

Ueber die Schrecken des Todes sind zumeist recht falsche Meinungen verbreitet. Das Nachfolgende ist vielleicht geeignet, diese Meinungen, die so verhängnisvoll auf das

Leben einwirken, in manchem berichtigen zu helfen; Grund und Berechtigung genug, es zu erzählen.

Ich bin in meinem Leben mehrmals sehr nahe am Tode gewesen; am nächsten, ja mitten im Tod, während der (durchaus unfreiwilligen) Veronalvergiftung, die ich Anfang November 1912 durchgemacht habe.

Ich litt im Herbst dieses Jahres 1912 wieder an Trigeminus-Neuralgien. Diese Neuralgien, welche bekanntlich ganz unbeschreibliche Schmerzen verursachen, ja vielleicht das schmerzhafteste Leiden überhaupt sind, hatte ich damals in Anfällen, die sich fast ohne Pause folgten.

Diese Anfälle waren so heftig geworden, daß sie durch nichts mehr zu lindern waren. Ich ließ mir, da gerade Feiertag war und ich demgemäß den Arzt, zu dem ich ging, nicht allzulang aufhalten wollte, Veronal verschreiben; denn ich hatte nach einer ganzen Reihe von schlaflosen Nächten und Tagen, die ich unter unausgesetzten Schmerzen verbracht hatte, das Bedürfnis, um jeden Preis zu schlafen. Die Schmerzen waren besonders auch am Hinterkopf so, daß ich nicht wagen durfte, mich zu legen; ich mußte also im Bette sitzend, mit vornübergeneigtem Kopf, zu schlafen versuchen. Und um wenigstens diesen Schlaf zu erreichen, nahm ich eben Veronal.

Ich nahm es zuerst in der Quantität, in der es mir verordnet war. Es blieb ohne jede Wirkung. Ich nahm dann nochmals dieselbe Quantität, schlief jedoch, immer sitzend, mit vornübergebeugtem Kopf, also in der ermüdendsten Haltung, auch dann nur für etliche zwei Stunden ein, um nach deren Ablauf mit unverminderten Schmerzen aufzuwachen. Vollkommen unfähig, die Schmerzen zu ertragen, nahm ich wieder dieselbe Quantität, schlief wieder ein, erwachte nach einiger Zeit wieder mit den gleichen Schmerzen, nahm wieder Veronal, erwachte wieder mit Schmerzen — und dies so zu; bis nach Ablauf von insgesamt achtund-

vierzig Stunden Veronalvergiftung eingetreten war. Ich blieb natürlich, von da ab, in Schlaf befangen.

Als meine Umgebung die Gefährlichkeit dieſes Schlafes erkannte, war es, wie ich hernach hörte, wirklich ſchon hohe Zeit. Zuerſt kam ein Arzt, der ſein Metier gar nicht verſtand. Wie man mir ſpäterhin erzählt hat, rüttelte er mich nur heftig am Arm, bis ich ſchlaftrunken einen Moment die Augen aufſchlug; ſein äußerer Aufputz mißfiel mir und ich murmelte, ſchon in den Schlaf zurückſinkend, aber hörbar „Salontiroler!“ Worauf ſich dieſer Mann entfernte und meiner Umgebung verſicherte, die Sache werde in wenigen Stunden vorbei ſein. Es wäre, ohne das Eingreifen eines zweiten Arztes, in der Tat alsbald mit mir vorbei geweſen.

Meine Angehörigen erkannten, daß es ſich um Leben und Tod handelte, und ließen einen zweiten Arzt ſuchen. Obwohl ich im denkbar tiefſten Schlafe lag, ja dem Tode entgegenſchlief, bemächtigte ſich meiner jetzt ein unſagbar erweitertes, erhöhtes, von mir und meinen Angehörigen, überhaupt von allem Leben entferntes, aber dennoch geſteigert lebendiges Bewußtſein. Ich nahm, immer mit geſchloſſenen Augen, alles wahr, was um mich vorging, aber ich fühlte dabei ganz anders, als ich ſonſt gefühlt hätte (wenn ich „lebendig“ geweſen wäre).

Ich hörte die Menſchen um mich herum, die den Arzt erwarteten, laut um mich weinen. Es war erſichtlich, daß meine Frau, meine Mutter und meine Geſchwiſter meinetwegen weinten. Aber ich wurde durchaus nicht davon bewegt. Es kam mir vor, als ob ich unendlich weit von ihnen weg wäre, obgleich ich meinen Körper mit ihnen in einem Zimmer ſah. Ich fürchtete mich nicht im geringſten vor der Auflöſung. Obzwar ich auch wußte, daß die Menſchen um mich herum eben nur deshalb weinten, weil ſie mich im Sterben liegen ſahen, ſo war mir dieſes Weinen doch nur verwunderlich.

Mein Zustand war ein luzider und glücklicher. Das Abrücken meines Bewußtseins vom Körper vollzog sich ohne jeden Schmerz. (Wie ich nach meiner Gesundung hörte, waren die Krämpfe selbst, die fast jeder Sterbende durchmacht, schon vorüber, als nach dem zweiten Arzt geschickt wurde). Mein Bewußtsein wuchs, je mehr es vom Körper abrückte, obwohl es noch etwas im Körper saß, in eine desto hellere Weite hinein. Ich fühlte, mit einem Gefühl von Befreiung, das nicht mit Worten ausgedrückt werden kann, diese wachsende Entfernung vom Leben im engen Sinn, vom Leben des Zimmers, in dem ich lag, und der Menschen, die dieses Zimmer ausfüllten.

Inzwischen kam der Arzt. Er horchte an mir herum, ich spürte es ganz deutlich, aber empfand weiter nichts dabei. Er eilte sofort weg, und kam dann wieder. Man brachte eine mit komprimiertem Sauerstoff gefüllte große Flasche, steckte mir in den Mund das Ende eines Schlauches, der an die Flasche angeschraubt war, und nun atmete ich (da ich ja immer noch atmete) diesen Stoff ein. Ich entsinne mich, daß es mir höchst widerwärtig war. Endlich — da der Arzt mit dem Erfolge der Sauerstoffzufuhr vorläufig zufrieden war — nahm man mir das Ende des Schlauches wieder aus dem Munde.

Ich schickte mich, wieder heiter geworden, sogleich an, weiter zu sterben. Ich war in der Tat froh, daß die Störung zu Ende war.

Nach einer längeren Weile kamen zwei Kinder, ein schönes Mädchen und ein schöner Knabe (man sagte mir später, daß es die Kinder des Arztes gewesen waren), sahen mich an, und legten Blumen auf mein Bett.

Ich dachte, ich sei schon gestorben, und man lege schon Blumen an meiner Leiche nieder. Der Gedanke vermochte keineswegs mich zu erschrecken.

Und so dauerte das Gefühl eines ganz unsagbar erhöhten,

erweiterten, glückseligen Bewußtseins noch eine Weile fort. Aber die Prozedur der Sauerstoffzufuhr wurde wiederholt, teils vom Arzt, teils von meinen Angehörigen, und so kam ich allmählich wieder in das „lebendige" Bewußtsein zurück, wobei ich dies anfangs wie eine recht unangenehme Verengerung meines seelisch-geistigen Lebens empfand.

Schließlich wurde ich dann wieder ganz und gar lebendig, und, merkwürdigerweise, empfand ich erst dann meine Situation als wichtig und machte alle möglichen Umstände, schrieb ein Testament, nahm Abschied von Neugierigen, die mich besuchten, ließ auch einen Geistlichen holen, und tat dergleichen Unnötiges mehr: unnötig, weil ich eben jetzt schon auf dem Weg in das Leben zurück und der Tod — den auch der Arzt, wie er mir hernach sagte, bei seinem ersten Kommen als unmittelbar bevorstehend vermutet hatte — schon wieder meilenweit von mir entfernt war.

Die Sache vermag vielleicht doch dem einen oder andern Menschen eine bessere Einsicht in das Wesen des Todes oder vielmehr in den Zustand, den wir Sterben nennen und vor dem sich die Meisten so sehr fürchten, zu geben.

Man soll sich nicht von den Krämpfen der Sterbenden glauben machen lassen, daß diese auch ungeheure Schmerzen zum Ausdruck bringen; diese sind wohl nichts anderes als das anfängliche Widerstreben des Körpers, sich von der Seele trennen zu müssen. Ich entsinne mich zum Beispiel, obwohl ich den Beginn des Todes klar und deutlich in der Erinnerung habe, nicht mehr an die vorhergegangenen Krämpfe; wären sie sehr schmerzhaft gewesen, so hätte ich sie, glaube ich, wohl nicht ganz vergessen können.

Gedichte / von Georg Trakl

Frühling der Seele

Aufschrei im Schlaf: Durch schwarze Gassen stürzt der Wind;
Das Blau des Frühlings winkt durch brechendes Geäst,
Purpurner Nachttau und es erlöschen rings die Sterne.
Grünlich dämmert der Fluß, silbern die alten Alleen
Und die Türme der Stadt. O sanfte Trunkenheit
Im gleitenden Kahn und die dunklen Rufe der Amsel
In kindlichen Gärten. Schon lichtet sich der rosige Flor.

Feierlich rauschen die Wasser. O die feuchten Schatten der Au,
Das schreitende Tier; Grünendes, Blütengezweig
Rührt die kristallne Stirne; schimmernder Schaukelkahn.
Leise tönt die Sonne im Rosengewölk am Hügel.
Groß ist die Stille des Tannenwalds, die ernsten Schatten am Fluß.

Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,
Des grauen, steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht
Und die friedlosen Schatten. Strahlender Sonnenabgrund.

Schwester, da ich dich fand an einsamer Lichtung
Des Waldes und Mittag war und tief das Schweigen des Tiers;
Weiße unter wilder Eiche, und es blühte silbern der Dorn;
Gewaltiges Sterben und die singende Flamme im Herzen.

Dunkler umfließen die Waſſer die ſchönen Spiele der Fiſche.
Stunde der Trauer, ſchweigenden Anblicks der Sonne;
Es iſt die Seele ein Fremdes auf Erden. Geiſtlich dämmert
Bläue über dem verhauenen Wald und es läutet
Lange eine dunkle Glocke im Dorf; friedlich Geleit.
Stille blüht die Myrthe über den weißen Lidern des Toten.

Leiſe ſingen die Waſſer im ſinkenden Nachmittag
Und es grünet dunkler die Wildnis am Ufer, Freude im roſigen Wind;
Der ſanfte Geſang des Bruders am Abendhügel.

Immer dunkler

Es ſchweigt die Seele den blauen Frühling.
Unter feuchtem Abendgezweig
Sank in Schauern die Stirne den Liebenden.

O das grünende Kreuz. In dunklem Geſpräch
Erkannten ſich Mann und Weib.
An kahler Mauer
Wandelt mit ſeinen Geſtirnen der Einſame.

Ueber die mondbeglänzten Wege des Walds
Sank die Wildnis
Vergeſſener Jagden; Blick der Bläue
Aus verfallenen Felſen bricht.

Selbſtmord und Unſterblichkeit / von F. M. Doſtojewski

„In der Tat: welches Recht hatte dieſe Natur, mich in die Welt zu ſetzen — ... infolge irgendwelcher ewigen Geſetze? Ich bin mit einer Erkenntnis erſchaffen und habe dieſe Natur *erkannt*: welches Recht hatte ſie, mich ohne meinen Wunſch und Willen erkenntnisfähig zu erſchaffen? — erkennend, folglich leidend. Ich aber will nicht leiden — denn warum ſollte ich einwilligen, zu leiden? Die Natur verkündet mir durch meine Erkenntnis von einer gewiſſen Harmonie, die in der Welt ſein ſoll. Die menſchliche Erkenntnis hat aus dieſer Verkündung Religionen gemacht. Sie ſagt mir, daß ich — obſchon ich genau weiß, daß ich an der „Harmonie des Ganzen" nicht mitwirken kann und auch niemals mitwirken werde, ja überhaupt nicht begreifen werde, was ſie denn nun eigentlich iſt und bedeutet — ſagt mir, daß ich mich aber dennoch dieſer Verkündung unterwerfen, mich beſcheiden, das Leid im Hinblick auf die Harmonie des Ganzen auf mich nehmen und zu leben einwilligen ſoll. Wenn man dagegen ſelbſt und bewußt wählen könnte, ſo würde ich doch ſelbſtverſtändlich lieber nur in dem kurzen Augenblick, den mein Leben währt, d. h. ſolange ich exiſtiere, glücklich ſein wollen, da doch das Ganze und ſeine Harmonie mich abſolut nichts angehen, ſobald ich aufhöre zu ſein — gleichviel ob dieſes Ganze nach meinem Tode mit ſeiner Harmonie erhalten bleibt oder ob es gleichzeitig mit mir zu exiſtieren aufhört. Und wozu ſollte ich mich ſo um ſeine Erhaltung nach meinem Tode ſorgen? — das iſt die Frage! Da wäre es doch beſſer, ich wäre wie alle Tiere erſchaffen, d. h. lebend, jedoch ohne Bewußtſein und Erkenntnis — meine Erkenntnis iſt ja nicht Harmonie, ſondern iſt Disharmonie, denn ich bin mit ihr unglücklich.

Man betrachte nur einmal daraufhin die Menschen: wer ist denn glücklich in der Welt und was für Leute sind es denn, die widerspruchslos leben? — Gerade diejenigen, die den Tieren ähneln, die infolge der geringen Entwicklung ihres Bewußtseins dem Tier am nächsten stehen. Sie willigen gern ein, zu leben, aber gerade unter der Bedingung, wie Tiere zu leben, nämlich fürs Essen, Trinken, Schlafen, Nesterbauen und Kinder-in-die-Welt-Setzen. Essen, Trinken und Schlafen nach Menschenart heißt im allgemeinen erwerben und rauben, ein Nest einrichten, aber schon unbedingt rauben. Man wird vielleicht einwenden, daß man sein Nest auch auf vernünftigen, wissenschaftlich einwandfreien sozialen Prinzipien aufbauen könne und durchaus nicht zu rauben brauche, wie es bisher der Fall war. Möglich, aber — ich frage nur: „wozu? Wozu erwerben und bauen und sich soviel Mühe geben, um sich in der Gesellschaft der Menschen richtig, um sich vernünftig und sittlich, kurz — gerecht einzurichten?" Darauf vermag mir natürlich niemand eine Antwort zu geben. Alles, was man mir darauf antworten könnte, wäre: „um sich Genuß zu verschaffen." Ja, wenn ich eine Blume oder eine Kuh wäre, dann gäbe es für mich vielleicht auch einen Genuß. Indem ich mir aber, wie jetzt, unaufhörlich Fragen vorlege, kann ich nicht glücklich sein, nicht einmal im höchsten und unmittelbarsten Glück der Liebe zum Nächsten und der Liebe der Menschheit zu mir, denn ich weiß, daß morgen schon alles dieses nicht mehr sein wird, sowohl ich wie dieses ganze Glück und die ganze Liebe und die ganze Menschheit — daß wir uns in ein Nichts verwandeln werden oder wieder in das anfängliche Urchaos. Unter einer solchen Bedingung aber kann ich um keinen Preis ein Glück annehmen — nicht aus Unlust, es anzunehmen, nicht aus Eigensinn um eines Prinzips willen, sondern einfach deshalb, weil ich weder glücklich sein kann noch werde, solange ich weiß, daß mich

morgen das Nichtsein erwartet. Das ist eben eine Gefühlssache, ein ganz unmittelbares Gefühl, das ich nicht bewältigen kann. Nun gut, wenn ich allein sterben, und wenn dafür die Menschheit an meiner Statt ewig weiterleben würde, dann wäre ich vielleicht immerhin gerechtfertigt. Aber unser Planet ist doch nicht ewig und die Lebensdauer der ganzen Menschheit ist im Verhältnis zur Ewigkeit genau solch ein Augenblick wie mein Einzelleben. Und wie vernünftig, wie herrlich, wie gerecht und heilig die Menschheit auf Erden sich auch immer einrichtete — es wird morgen doch alles dieselbe Null sein. Und wenn auch das alles aus irgendeinem Grunde notwendig ist, infolge irgendwelcher allmächtiger, ewiger und toter Naturgesetze, so ist doch, ich versichere Ihnen, in diesem Gedanken eine gewisse allertiefste Nichtachtung der Menschheit enthalten, die für mich tief beleidigend und um so unerträglicher ist, als es hier keinen Schuldigen gibt.

„Und schließlich, wenn man dieses Märchen von der endlich mal nach vernünftigen und wissenschaftlichen Grundsätzen eingerichteten Menschheit auf Erden als möglich annimmt und an seine dereinstige Verwirklichung glaubt, d. h. an das zukünftige Menschenglück auf Erden glaubt — so ist doch schon der bloße Gedanke, daß die Natur infolge irgendwelcher ihrer trägen Gesetze es nötig hatte, den Menschen Jahrtausende zu quälen, bevor es ihn zu diesem Glück brachte, schon unerträglich und empörend. Jetzt füge man noch hinzu, daß dieselbe Natur, die dem Menschen endlich einmal ein Glück gewährt, all das morgen schon aus irgendeinem Grunde in eine Null verwandeln muß, ungeachtet aller Leiden, mit denen die Menschheit für dieses Glück gezahlt hat, und ohne es mir und meiner Erkenntnis zu verbergen, wie sie es einer Kuh verbirgt, — so kommt einem ein äußerst spaßiger aber auch unerträglich trauriger Gedanke: Nun, wie, wenn der Mensch nur als ein Ver-

such, als eine Probe in die Welt gesetzt worden ist, nur um zu sehen, ob sich ein solches Wesen auf der Erde einleben kann oder nicht? Das Traurige dieses Gedankens besteht hauptsächlich darin, daß es wiederum keinen Schuldigen gibt, es ist niemand da, der den Versuch anstellt, somit kann man niemanden verfluchen, denn es ist alles infolge toter Naturgesetze entstanden, die für mich vollkommen unbegreiflich sind und mit denen sich meine Erkenntnis unter keinen Umständen abfinden kann. Ergo:

„Da ich auf meine Fragen nach dem Glück durch meine eigene Erkenntnis von der Natur nur die Antwort erhalte, daß ich nicht anders als einzig in der Harmonie des Ganzen glücklich sein kann, ich aber diese Harmonie nicht verstehe und offenbar niemals zu verstehen imstande sein werde —

„Da die Natur mir nicht nur nicht das Recht abspricht, von ihr Rechenschaft zu fordern, sondern mir sogar überhaupt nicht antwortet — und das nicht deshalb, weil sie etwa nicht antworten will, sondern deshalb, weil sie nicht antworten kann —

„Da ich mich überzeugt habe, daß die Natur mir zum Beantworten meiner Fragen (mir unbewußt) mich selber bestimmt hat, und mir auf meine Fragen durch eine eigene Erkenntnis antwortet (denn ich sage mir das doch alles selbst) —

„Da ich bei einer solchen Einrichtung die Rolle sowohl des Klägers wie des Beklagten, des Richters wie des Angeklagten gleichzeitig auf mich nehme, diese Komödie von seiten der Natur aber so dumm finde und diese Komödie zu ertragen meinerseits sogar für erniedrigend halte —

„So verurteile ich in meiner fraglosen Eigenschaft als Richter und Angeklagter diese Natur, die mich so rücksichtslos und brutal zum Leiden erschaffen hat — mit mir zusammen zur Vernichtung. Da ich aber die Natur nicht vernichten kann, so vernichte ich mich allein, nur weil es mich

langweilt, eine Tyrannei zu ertragen, bei der es keinen Schuldigen gibt."

*

Die vorletzte Nummer meines „Tagebuchs" enthielt diese Beichte eines Selbstmörders, sein letztes Wort vor dem Tode, das er zur Rechtfertigung seiner Tat und vielleicht auch zur „Erbauung" niedergeschrieben hatte. Einige meiner Freunde, deren Kritik ich sehr schätze, äußerten sich durchaus beifällig über diesen kleinen Aufsatz und meinten, es sei in ihm tatsächlich die Formel für diese Art Selbstmörder gefunden, ihr Wesen, ihr Gedankengang sei vollkommen klar ausgedrückt worden. Nur eines flößte ihnen Bedenken ein: ob auch jeder Leser den Aufsatz richtig verstehen werde, oder ob man nicht eher das Gegenteil herauslesen könne? Auch ich hatte das schon während des Schreibens befürchtet, aber ich schämte mich, offen gestanden, in meinem Leser so viel Naivität vorauszusetzen, daß er die Absicht des Aufsatzes nicht durchschauen könne, da sie meines Erachtens doch so greifbar ersichtlich war. Leider war das ein Irrtum von mir. Denn kaum war diese Nummer des Tagebuchs erschienen, als ich sowohl schriftlich wie mündlich von Fremden und von Bekannten gefragt wurde, was dieser Aufsatz eigentlich zu bedeuten habe? „Was wollen Sie damit gesagt haben? Ist es möglich, daß Sie den Selbstmord verteidigen?" lauteten die Fragen. Und nun erhielt ich noch aus Moskau die letzte Nummer einer Wochenschrift zugesandt, die eine mit „N. P." unterzeichnete, man kann sagen, „höflich schmähende" Kritik meines kleinen Aufsatzes enthielt.

Als ich diese Kritik gelesen hatte, verlor ich nahezu den Mut. Mein Gott, habe ich denn viele solcher Leser, und glaubt denn dieser Herr N. P., der da behauptet, mein Selbstmörder verdiene nicht das geringste Mitleid, daß ich ihm diesen Selbstmörder zum „bemitleiden" vorgestellt

habe? Die persönliche Auffassung des Herrn N. P. ist für mich natürlich nicht von solcher Bedeutung, daß ich sie widerlegen müßte, obschon Herr N. P. ein Typ zu sein scheint und wohl eine ganze Schar Gleichgesinnter hinter ihm steht — er ist nämlich der Typ einer ganz besonderen „unverfrorenen" und radikalen Menschensorte, ist der Vertreter eben der „gußeisernen Begriffe", von denen er in seiner Kritik ausgeht. Wenn ich trotzdem meinem vor zwei Monaten erschienenen Aufsatz eine Erklärung folgen lasse, so geschieht dies nicht wegen der Kritik des Herrn N. P., sondern weil ich schon vorher beschlossen hatte, es zu tun, — ich war ja bereits, und nur zu bald belehrt worden, daß ich meinen Gedanken noch erläutern und sogar breittreten mußte.

*

Meine Studie über den Selbstmörder bezieht sich auf die älteste und höchste Idee des Menschen: auf die Notwendigkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele. Der Folgeschluß aus der Beichte dieses Selbstmörders, der durch „logischen Selbstmord" umkommt, ist: daß das Leben des Menschen ohne Glauben an seine Seele und ihre Unsterblichkeit unnatürlich, undenkbar und unerträglich sei. Und es schien mir allerdings, daß ich die Formel des logischen Selbstmordes gefunden und klar ausgedrückt hatte.

Der Glaube an die Unsterblichkeit ist für diesen Selbstmörder nicht vorhanden, was er gleich zu Anfang vorausschickt. Die Ueberzeugung von der Zwecklosigkeit seines Lebens und die Empörung über die Stummheit des ihn umgebenden Weltalls führen ihn allmählich und unvermeidlich zu der Ueberzeugung von der vollständigen Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins auf Erden. Es ist für ihn hiernach sonnenklar, daß nur diejenigen Menschen, die den Tieren am nächsten stehen, infolge der geringen Entwicklung ihres Bewußtseins und der großen Entwicklung ihrer rein physischen Bedürfnisse, einwilligen können, dieses Le-

ben anzunehmen. Oh, er weiß, daß dieses rein körperliche Leben, essen, trinken, schlafen, Kinderzeugen und im Warmen sitzen, den Menschen noch lange an die Erde fesseln wird, wenn auch nicht in seinen höheren Typen. Dabei sind es aber gerade diese höheren Typen, die auf Erden herrschen und immer geherrscht haben, und denen, wenn die Zeit erfüllt war, die Millionen der anderen Menschen zu folgen pflegten. Was ist das höhere Wort und der höhere Gedanke? Dieses Wort, dieser Gedanke (ohne die das Leben der Menschheit undenkbar ist) wird sehr oft von ganz armen, unbeachteten, und sogar sehr oft verfolgten, in der Verbannung umgekommenen oder in Unbekanntheit dahingehenden Menschen zum erstenmal ausgesprochen. Doch der Gedanke selbst, das einmal von ihnen ausgesprochene Wort — sie sterben nicht mit ihnen, sie verschwinden niemals spurlos und können auch gar nicht verschwinden, sobald sie eben ausgesprochen sind ... Das aber ist fast das Erstaunlichste an der Menschheit! Der Gedanke eines Genies hat schon in der folgenden Generation oder in zwei bis drei Jahrzehnten alle und alles erfaßt und reißt alle und alles mit sich fort — und das Ergebnis ist, daß nicht die Millionen Menschen und nicht die anscheinend so unerschütterlichen und mächtigen materiellen Kräfte, nicht das Geld, nicht das Schwert, nicht die Gewalt, sondern der anfangs so unbeachtete Gedanke irgendeines äußerlich oft ganz unansehnlichen Menschen bleibt und herrscht. Herr N. P. schreibt in seiner Kritik, die Veröffentlichung einer solchen „Beichte" in meinem Tagebuch sei ein „lächerlicher und bedauernswerter Anachronismus" ... denn heute lebten wir „im Jahrhundert der gußeisernen Begriffe, im Jahrhundert der positiven Anschauungen, in einem Jahrhundert, dessen Parole lautet: leben um jeden Preis! ... (Sehr möglich! Das ist dann wohl auch der Grund, weshalb heutzutage die Selbstmorde unter den Intellektuellen so

häufig sind.) Ich kann aber dem verehrten Herrn N. P. und allen seinesgleichen versichern, daß dieses „Gußeisen" sich vor mancher Idee, wie belanglos diese den Herren der „gußeisernen Begriffe" anfangs auch erscheinen mag, wenn die Zeit kommt, in Staub verwandelt! Für mich persönlich ist eine der größten Befürchtungen für unsere Zukunft, und zwar schon für unsere nächste Zukunft, die Tatsache, daß einer besonderen, seltsamen . . . nun sagen wir, Vorherbestimmung zufolge, in einem großen, allzu großen Teil der russischen Intelligenz sich vollständiger Unglaube an die eigene Seele und ihre Unsterblichkeit zu verbreiten scheint, und zwar, wie mich dünkt, mit einer progressiv zunehmenden Schnelligkeit. Und nicht nur, daß dieser Unglaube sich aus Ueberzeugung ausbreiten wird (Ueberzeugung ist bei uns noch sehr wenig vorhanden), er äußert sich vielmehr, und zwar schon heute, in einem gewissen Indifferentismus zu der höchsten Idee des Menschenseins, — in einem (bisweilen fast spöttischen und weiß Gott woher und nach welchen Gesetzen sich bei uns entwickelnden) Indifferentismus nicht nur zu dieser Idee, sondern überhaupt zu allem, was Leben ist, zur ganzen Lebenswahrheit, zu allem, was Leben gibt und nährt, was das Leben gesund erhält und der Fäulnis und Auflösung entgegenwirkt. Dieser Indifferentismus ist in unserer Zeit fast zu einer russischen Besonderheit geworden — im Vergleich mit den anderen europäischen Nationen. Er ist längst in die Familien der russischen Intelligenz eingedrungen und hat sie fast vollständig zerstört. Ohne eine höhere Idee aber kann weder ein Mensch noch eine Nation in der Welt bestehen. Auf Erden jedoch gibt es *nur eine* höhere Idee, und die ist: die Idee der Unsterblichkeit der Menschenseele — denn die übrigen „höheren" Lebensideen haben alle ihren Ursprung *nur in dieser einzigen Idee*. Hierüber kann man mit mir streiten (d. h. über diese Einheit der Quelle alles Höheren auf Erden),

doch ich übergehe das vorläufig und ſpreche meine Idee aus, ohne ſie begründen. In kurzen Worten läßt ſich nicht alles ſagen, nach und nach kann man es beſſer erklären. Wir haben ja noch Zeit vor uns.

Mein Selbſtmörder nun iſt ein leidenſchaftlicher Verfechter ſeiner Idee, d. h. der Notwendigkeit des Selbſtmords, und nicht etwa ein indifferenter, nicht etwa ein „gußeiſerner" Herr. Er leidet, er quält ſich tatſächlich, — wie mir ſcheint, habe ich das unmißverſtändlich ausgedrückt! Es iſt für ihn nur zu erſichtlich, daß er nicht leben kann, und er weiß nur zu gut, daß er recht hat und daß es unmöglich iſt, ihn zu widerlegen. Vor ihm ſtehen unbeſiegbar die höchſten, die erſten Fragen: wozu ſoll der Menſch noch leben, wenn er bereits erkannt hat, daß tieriſch zu leben für einen Menſchen widerlich iſt? unnatürlich, ſo zwecklos wie unzureichend? Was könnte ihn in ſolchem Fall da noch an die Erde feſſeln? — Auf dieſe Fragen kann er keine Antwort erhalten, und das weiß er, denn wenn er auch erkannt hat, daß es, wie er ſich ausdrückt, „eine Harmonie des Ganzen" gibt, ſo ſagt er ſich doch, daß er ſie nicht verſtehen kann und niemals imſtande ſein wird, ſie zu verſtehen, noch daß er gar an ihr teilnehmen werde. Gerade dieſe Klarheit iſt es, die ihn umbringt. Wo liegt nun der Fehler, worin hat er ſich geirrt? Der Fehler, meine ich, liegt einzig in dem Verluſt des Glaubens an die Unſterblichkeit.

Doch er ſucht ja ſelbſt glühend (d. h. er ſuchte, als er noch lebte, und ſuchte mit Pein) nach Verſöhnung. Er wollte ſie in der Liebe zur ganzen Menſchheit finden. „Wenn nicht ich, ſo könnte doch die Menſchheit glücklich ſein und irgendeinmal die Harmonie erreichen: dieſer Gedanke könnte mich auf Erden zurückhalten," ſagt er, und verrät ſich. Denn dies iſt doch wohl kein kleinlicher Gedanke, ſondern verrät Großmut und Opferbereitſchaft. Aber die unwiderleg-

bare Ueberzeugung, daß das Leben der ganzen Menschheit im Grunde genau solch ein Augenblick ist wie sein eigenes, und daß schon am nächsten Tage nach dem Eintritt der „Harmonie" (wenn man an die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Traumes überhaupt glaubt) die Menschheit sich genau so wie er in ein Nichts auflösen werde, kraft träger Naturgesetze, und noch dazu nach soviel Leid und Qual, die die Menschheit zur Verwirklichung dieses Traumes ausgestanden hat — dieser Gedanke bringt ihn um die letzte Versöhnungsmöglichkeit, denn sein Geist empört sich dagegen, empört sich gerade aus Liebe zur Menschheit. Er fühlt sich gekränkt für die ganze Menschheit, und dem Gesetz der Reflexion der Ideen zufolge — tötet das in ihm diese seine Liebe zur Menschheit. So geschieht es in Familien, die vor dem Hungertode stehen, daß die Eltern ihre Kinder, diese von ihnen am meisten geliebten Wesen, zu hassen anfangen, wenn die Qual dieser Kinder zu unerträglich wird — eben wegen der Unerträglichkeit ihrer Qualen. Ja ich behaupte sogar, daß die Erkenntnis ihrer vollkommenen Machtlosigkeit, ihrer Unfähigkeit, der leidenden Menschheit zu helfen, ihre Schmerzen, wenn auch nur ein wenig, zu lindern, während sie doch gleichzeitig von ihrem Leiden überzeugt sind, im Herzen der Menschen die Liebe zur Menschheit in Haß verwandeln kann. Die Herren der „gußeisernen Ideen" werden das natürlich nicht glauben und natürlich auch gar nicht verstehen: für sie ist die Liebe zur Menschheit und deren Glück etwas so Wohlfeiles, da ist alles so billig und so bequem eingerichtet, so althergebracht, schon zu Urväterzeiten eingeführt und niedergeschrieben, daß es sich ihrer Meinung nach überhaupt nicht lohnt, darüber besonders nachzudenken. Doch ich hätte Lust, diese Herren noch ein wenig zu erheitern: daher behaupte ich denn (vorläufig wieder ohne zu begründen), daß die Liebe zur Menschheit

sogar vollkommen undenkbar, unverständlich und unmöglich ist, ohne den Glauben an die Unsterblichkeit der Menschenseele. Diejenigen aber, die dem Menschen den Glauben an seine Unsterblichkeit nehmen und diesen Glauben durch die „Liebe zur Menschheit" — im Sinne eines höheren Lebenszweckes — ersetzen wollen, die, sage ich, erheben ihre Hand gegen sich selbst; denn anstatt der Liebe zur Menschheit pflanzen sie in das Herz dessen, der den Glauben verloren hat, nur den Keim des Menschenhasses. Mögen die Weisen der gußeisernen Ideen über meine Behauptung meinetwegen die Achsel zucken! Dieser Gedanke ist weiser als ihre Weisheit, und ich glaube ohne zu zweifeln, daß er in der Menschheit einmal zu einer Aktion werden wird, obschon ich auch dieses ohne Begründung ausspreche.

Ja ich behaupte sogar und wage auszusprechen: daß die Liebe zur Menschheit im allgemeinen und als Idee eine der für den Menschenverstand unfaßlichsten Ideen ist. Gerade als Idee! Nur das Gefühl kann sie rechtfertigen. Doch dieses Gefühl ist eben nur mit der gleichzeitigen Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Menschenseele möglich. (Auch dies ohne Begründungen.)

Das Ergebnis ist klar: daß der Selbstmord nach dem Verlust der Unsterblichkeitsidee zur unvermeidlichen, bedingungslosen Notwendigkeit für jeden Menschen wird, der in seiner Entwicklung auch nur ein wenig über dem Tier steht. Die Unsterblichkeit dagegen, die ein ewiges Leben verheißt, verbindet den Menschen um so mehr, um so fester mit der Erde. Hierin liegt scheinbar ein Widerspruch: wenn das Leben so lang ist, wenn es außer dem Leben hier auf Erden noch ein ewiges gibt, weshalb sollte einem dies Erdenleben dann noch so teuer sein? Das Ergebnis jedenfalls ist, daß der Mensch nur durch den Glauben an seine Unsterblichkeit seinen vernünftigen Zweck auf Erden erfaßt. Ohne

Ueberzeugung von seiner Unsterblichkeit, lösen sich die den Menschen mit der Erde verbindenden Fäden, sie werden dünner und fangen an zu faulen, und der Verlust eines höheren Lebenssinnes (mag dieser auch nur in der Form einer ganz unbewußten Sehnsucht sich äußern) zieht zweifellos den Selbstmord nach sich. Hieraus folgt umgekehrt die Moral meines Aufsatzes: „Wenn die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit für das Menschenleben so unentbehrlich ist, so ist sie folglich auch der normale Zustand der Menschheit . . . Wenn dem aber so ist, dann muß diese Unsterblichkeit der Menschenseele zweifellos auch vorhanden sein."

Mit einem Wort, die Unsterblichkeitsidee — das ist das Leben selbst, das lebendige Leben, seine endgültige Formel und der Hauptquell der Wahrheit und der richtigen Erkenntnis für die Menschheit. Das war und das ist der Sinn meines Aufsatzes, und ich nahm an, daß ein jeder, der ihn gelesen, sich über diesen seinen Sinn auch im klaren sein werde.

Aus den „Literarischen Schriften" der bei R. Piper & Co. in München erschienenen deutschen Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis (übertragen von E. K. Rahsin).

Gebet / von Arthur von Wallpach

Aus der Pflanzenseele Dunkel
Steigen, durch des Tiers Beschwerde,
Laß mich und aus Sterngefunkel
Niederschaun zur kleinen Erde.

Aller Kreaturen Reihe
Laß mich auf- und niedersteigen,
Daß mir Ruhe wird und Weihe
Einzugehn in Gottes Schweigen.

(gez. von Max v. Esterle)

Wilhelm Schmidtbonn

Dostojewski

Zwei Arten der Mystik: die eine ist religiöser, philosophischer und metaphysischer Natur und entfernt sich vom realen Leben, die andere als der Inbegriff des Unbewußten, von dem das Dasein umsponnen ist, wurzelt im Leben und ist sinnlicher Natur. Diese Art der Mystik ist ein spezifisch nordisches Element, nicht bloß, wie man anzunehmen geneigt ist, das durch das Medium der Kunst in Erscheinung tretende Charakteristikum einer jungen Kultur, das mit fortschreitender Entwicklung verschwinden werde, sondern die Konstante im nordischen Menschen und in der nordischen Kunst. Diese Mystik läßt die nordischen Dichterwerke als etwas ganz Eigenartiges erscheinen und duldet keinesfalls eine Einreihung in den Naturalismus schlechthin. Im Gegensatz zum sachlichen Naturalismus eines Zola, der größtenteils Kopist, naturwissenschaftlicher Beobachter ist, kann man von einem psychischen sprechen. Sachlichkeit, Information und jene ängstliche Motivierungssucht, die sich auf Dinge erstreckt, die an der Oberfläche liegen und allen Blicken ausgesetzt sind, wird man bei Strindberg, bei Knut Hamsun ebenso vermissen wie bei Dostojewski. Denn wenn der Dichter das dunkle Gebiet der unbewußten Seelenregungen betritt, begibt er sich des Drangs zu motivieren, verzichtet er auf Sachlichkeit im Sinne einer Betonung logischer Zusammenhänge. Daher das momentane, ganz unvermittelte Aufblitzen von scheinbar willkürlichen, aber im Grunde eminent wesenhaften Charakterzügen, wodurch die Gestalten für den ersten Eindruck an runder voller Körperlichkeit verlieren, um, mit einem Schlag von einer eigenen Art Dämonie erleuchtet, ans Geisterhaft-Gespenstische zu streifen. Daher auch der tiefe Unterschied zwischen nordischer und deutscher Seelenanalyse. (So konnte z. B. Otto Ludwig in seiner Novelle „Zwischen Himmel und Erde" die kleinste Regung motivieren, weil er nicht über den Rahmen des Bewußten hinausging.)

Dostojewski ist der erste, der diese Mystik aufgedeckt und um sie gerungen hat als um einen dichterischen Stil. Alle charakteristischen Dichter des Nordens sind ihm hierin gefolgt, natürlich nicht aus einem Nachahmungsbedürfnis,

sondern aus verwandtem Empfinden heraus, mögen im einzelnen die Wege, die sie gegangen sind, noch so weit auseinander liegen. So finden wir diese Gabe psychologischen Hellsehertums z. B. bei Knut Hamsun in deutlicher Weise ausgeprägt. Des Norwegers Eigenart besteht in einer bis zum Grauenhaften, Unheimlichen gesteigerten Selbstbeobachtung, unter dem Zwange innerer Notwendigkeit, und sein künstlerischer Gestaltungsdrang versucht sich an dieser einen, grausamsten Aufgabe. Darin liegt seine Einseitigkeit und in dieser Einseitigkeit seine Bedeutung, das Maß seiner Größe. Die Seelenmystik bei Knut Hamsun ist also etwas, das ihn zu Dostojewski irgendwie in Beziehung setzt. Der ungeheure Gestaltenreichtum aber, von der Dostojewskis Welt erfüllt ist, läßt diesen nicht nur etwa als mächtigeren Antipoden erscheinen, sondern er hebt sein Werk zu einer Höhe menschlich-dichterischer Geltung, die in der Geschichte der neueren Literatur überhaupt nicht ihresgleichen hat. Vor allem: die Seelenabgründe des Verbrechers locken seinen Blick. Und er schaut in Tiefen, wohin noch keines Menschen Auge gedrungen, wo sich die letzten seelischen Ausläufer ins Weltmysterium zu verlieren drohen, wo alle Moral problematisch erscheint und das Chaos emporstarrt. Dostojewski steht jenseits der bürgerlichen Werte von Gut und Böse, aber in einer Welt, die von der Nietzsche's abgrundtief getrennt ist. Nietzsches größtes Erlebnis ist es, aus den Trümmern dieser Welt den neuen Menschen, trunken von taumelnder Lust, den Ueberwinder alles Jämmerlich-Menschlichen, aufsteigen zu sehen. An märchenhafte Fernen ist sein entzückter Blick gebannt und weiter, immer weiter dringt sein Auge, bis er den Uebermenschen erlebt und sich an ihm berauscht, aber freilich: es ist eine Idee. Dostojewski hingegen steigt hinab zu den Armen und Elenden, tiefer und tiefer, und erlebt das Weh der Menschheit, durch keine Aesthetik verwässert, von keinem Hasse verzerrt. Auf diesem Christuswege (den Oskar Wilde in „De profundis" vergeblich suchte) offenbart ihm das Leben die ewigen Wahrheiten, von denen es bewegt ist: das Leiden und die Liebe. In diesen größten Machtfaktoren des Christentums ruht auch die Erlösung. Raskolnikow muß alle Qualen eines vom Morde belasteten

und durch Spintisieren zerfaserten Lebens auskosten, ehe er Erlösung und den Weg aus unseliger Verwirrung zu einem neuen Menschentume findet. Eine von den wunderbaren Frauengestalten Dostojewskis steht ihm zur Seite, denen das Leiden Menschlichkeit und die Kraft zu Alles tragender Liebe gibt. In diesem Ureinfachsten und Rätselvollsten ist die Weiblichkeit im Kosmos verankert. Sonja in „Raskolnikow" und Gruschenka in „Brüder Karamasoff" weisen, gleichweit entfernt von der Oedigkeit einer gedachten Seelenharmonie, wie von dem Scheinleben animalischer Lust, den einzigen Weg, der dem Weib zur Größe offen steht.

Unheimliche Gewalten ruhen in der gärenden Tiefe der russischen Volksseele: „Die Gegenwehr des Ostens gegen den Westen soll unser Christus sein, den wir in seiner wahren Gestalt in uns bewahrt haben." . . . „Es ist nicht der Ehrgeiz, nicht nur schlechtes Gefühl, das die russischen Atheisten und russischen Jesuiten hervorbringt, sondern es ist ihre Seelenpein, ist die Sehnsucht ihres Geistes, ihre Sehnsucht nach einer höheren Betätigung, nach einem festen Ufer, kurz, nach der Heimat." . . . „Zeigen Sie dem Russen in der Zukunft die Erneuerung und Auferstehung der ganzen Menschheit, vielleicht einzig durch den russischen Gedanken, den russischen Gott und Christus, und Sie werden sehen, welch ein mächtiger und treuer, weiser und frommer Riese vor der verwunderten Welt emporwachsen wird, vor den verwunderten und erschrockenen Völkern Europas. Denn was sie von uns erwarten, ist doch nur das Schwert und die Gewalt, weil sie sich uns, da sie uns nach sich selbst beurteilen, gar nicht ohne Barbarei vorstellen können" . . . .

Allen Erscheinungsformen des Lebens, die Dostojewskis Romane spiegeln, nachzugehen, kann aber nicht Aufgabe dieser Betrachtung sein. Um die Silhouette handelt sich's hier, nicht ums Porträt. Es sollen also nicht die Träger der verschiedenen Lebensanschauungen vorgeführt werden, sondern es genügt festzustellen, daß in seinen Romanen Rußland lebt in seiner ganzen inneren Dämonie, mit seinen Heiligen und Verbrechern, daß ferner nur noch ein einziger einen so gewaltigen Gestaltenreichtum aufzuweisen hat: Shakespeare. Was aber Dostojewski seine überragende

Eigenart verleiht und aus dem Rahmen seiner Mystik am weitesten hervorspringt, ist seine Erlösungstendenz. Und das ist das ausgesprochen russische Element in seiner Dichtung. Die demütige russische Ergebenheit in Verbindung mit bezwingendem Mitleid wird zur weltüberwindenden Erlösergröße, die eine heilandähnliche Physiognomie annimmt, gesteigert und findet ihren reinsten Ausdruck in Lew Myschkin im „Idioten" und Aljoscha in „Brüder Karamasoff". Aber Lew Myschkin und Aljoscha predigen keine Lehre, nur von ihrem Wesen und ihrem Leben gehen Ausstrahlungen auf ihre Mitmenschen über; es sind keine Ideenträger, sondern vollkommen passive Helden. Zur Idee hat Dostojewski kein Verhältnis, alles konzentriert sich im Gefühl. Im „Idioten" und in den „Brüdern Karamasoff" wird Dostojewski zum religiösen Mystiker, der das Christentum in Gefühl auflöst.

Doch Dostojewski ist kein Weltverbesserer wie Tolstoi. Die Menschennatur im Tiefsten zu verstehen und zu erfassen, auch dort, wo sie der gewöhnlichen Auffassung Abscheu und Entsetzen einflößt, aus einem unermeßlichen Chaos Pfade zu suchen zu neuen Lebensformen, macht die wesentliche Bedeutung seines künstlerischen Wirkens aus. Dostojewski ist vor allem Dichter, freilich ein ganz einziger, denn wer Szenen gestaltet von so überwältigender Größe wie die, in der Raskolnikow seiner Geliebten den Mord gesteht, der ist nicht mehr der Dichter eines Volkes, der ist ein Dichter der Menschheit. Allerdings, eine Kunstanschauung, die das Gebiet der Dichtung durch geschickte Stimmungszauberei und rauschende Rhetorik begrenzt, oder ein weltfremdes Aesthetentum, das sich in Diskussionen über den Begriff des Schönen ergeht, wird das nie begreifen. Und das ist gut so. Denn ihnen hat Dostojewski nie gelebt.

Hermann Oberhummer.

Nochmals die Bibliothek der Philosophen*)

Es ist von angestrengt arbeitenden, in den Dienst der Gesamt-, nicht einer Privatkultur eingestellten Menschen schwerlich zu verlangen, daß sie zu jedem Geräusch, das irgendwo draußen vor den Fenstern hörbar wird, weitläufige Aeußerung tun. Indessen geschieht es zuweilen, daß eine gewisse Notwendigkeit sich zeigt, ein Fenster zu öffnen und von dem staatsbürgerlichen Rechte der Notwehr Gebrauch zu machen, vornehmlich dann, wenn nicht bloß die eigene, sondern auch die Ruhe und etwa noch Anderes Dritter gestört wird. So soll, weil „Die Bibliothek der Philosophen", die im Verlage von Georg Müller in München erscheint, und eine Rezension dieses Unternehmens Herrn Carl Dallago Gelegenheit zu einigen Entstellungen des Tatbestandes gegeben haben, welche zu Mißverständnissen innerhalb der Leserschaft des „Brenner" führen könnten, in Kurzem erwidert sein, obwohl weder der Verleger der „Bibliothek der Philosophen" noch der betreffende Kritiker die Sämereien des Herrn Carl Dallago für erheblich genug erachten, um sich in eigenem Interesse darüber erhitzen zu sollen; lediglich das Interesse des Publikums dieser Zeitschrift scheint es zu fordern, daß jene an dem fraglichen Referat geübten Entstellungen und die Anwürfe, welche gegen die „Bibliothek der Philosophen" selbst geschehen sind, in das richtige Licht gerückt werden, wobei es ohne Belang ist, ob jenen Entstellungen böswillige Absicht zugrunde lag oder nicht. Die Phraseologie des Herrn Carl Dallago beiseite — es bleibt doch ein Rest von bösem Willen in der bewußten Sämerei fühlbar, wenn nicht geradezu primitives Mißverstehen der entstellten Sätze angenommen werden soll. Die von Herrn Carl Dallago bemitleidete Einheitlichkeit der „Bibliothek der Philosophen" ist in dem angegriffenen Referat deutlich genug als eine rein buchtechnische Form gekennzeichnet worden; es galt, die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß wichtige Geisteswerke, die in einem gewissen Zusammenhang stehen, auch eine Zusammenstellung erfahren haben und zwar eine solche, die nicht nur intellektuellen Voraussetzungen, sondern auch denen

*) Vgl. dazu Heft V (S. 286) und Heft X (S. 465)

des Geschmackes entspricht. Auf den in jeder Beziehung flüchtigen „philosophischen" Exkurs, den Herr Carl Dallago an diese Verzerrung des Tatbestandes knüpft, kann hier nicht eingegangen, dagegen muß betont werden, daß Herr Carl Dallago es nicht für unter seiner publizistischen Würde stehend erachtet hat, einen anderen Satz aus der in Rede stehenden Besprechung der „Bibliothek der Philosophen" in einer Weise zu diskutieren, die den Leser glauben machen kann, es handle sich um das genaue Gegenteil des — in Wirklichkeit — Gesagten. Der Satz lautet: „Zweifellos gehört es zu den reichsten und vornehmsten Genüssen, zu studieren, welche Versuche gemacht worden sind, zu jenen großen Fragen die lösenden Antworten zu finden." Herr Carl Dallago hält es für angebracht, zu behaupten, der Schreiber jenes Satzes ermangle einer richtigen Erfassung des Wesens der Philosophie, und da ist es denn charakteristisch, daß Herr Carl Dallago vergessen hat, was jener Satz an jener Stelle überhaupt bedeutet; es ist leicht, einen Gedanken umzudrehen, indem er kurzerhand aus dem Gefüge gelöst wird, in welches er gehört, und so der logischen Prämissen und Konsequenzen plötzlich entbehren muß. Es wirft ein seltsames Licht entweder auf die intellektuelle oder auf die moralische Verfassung des Herrn Carl Dallago, daß er jenem Satze eine Meinung entgegenstellen zu müssen glaubt, die eben derselbe Satz im Zusammenhang mit vorhergehenden und nachfolgenden zum Ausdruck bringt, wovon sich die Leser des „Brenner" leicht überzeugen können. Der Versuch, lösende Antworten zu finden, ist der Urtrieb des menschlichen Geistes, und nur in dem Streben, Unerreichbares zu erreichen, kommt der Mensch über sich hinaus; deshalb versucht er es immer wieder, „lösende Antworten zu finden", denn das ist die Stimme des geistigen Schicksals der Menschheit, und die Geschichte der Philosophie ist überreich an erschütternden Beispielen dieser unerlösbaren Tragik. Feige und unwürdig der kulturellen Gemeinschaft ist aber der Mensch, dem die Einsicht des Unmöglichen nur dazu dient, in den Niederungen des Kritizismus ein selbstzufriedenes Outsidertum zu begründen und in jedem zerrütteten Geiste ein „sympathisches" Phänomen, dem es — im Sinne des Herrn Carl Dallago — wahrscheinlich vorbehalten ist, das

„Leben in die Zeit zurückzurufen", zu akklamieren. Es ist zwar traurig, sehen zu müssen, wie ein wertvolles Unternehmen selbst an einer Stelle, von welcher die Erfahrung Besseres gelehrt hat, vor Anwürfen, gelinde gesagt, unklarer Gesinnungen nicht geschützt ist, aber es ist um so erhebender, zu wissen, daß der Erfolg des Unternehmens dadurch auch nicht die allergeringste Einbuße erleidet. —

Will Scheller.

*

Anmerkung des Herausgebers. Da die vorstehende Kundgebung W. Schellers, die lediglich das Interesse der Leserschaft des „Brenner" zu schützen vorgibt, in der Tat geeignet ist, auf dieses Publikum aufklärend zu wirken, so wurde dem Ersuchen um wortgetreuen Abdruck derselben ohne weiteres und umso bereitwilliger entsprochen, als sie gegen einen Mitarbeiter gerichtet ist, dessen Beiträge für die Bewertung dieser Zeitschrift jedenfalls von wesentlicher Bedeutung sind. Doch ebenso selbstverständlich scheint es mir daher, im Anschluß an diese Kundgebung eine Gegenäußerung Carl Dallagos zu veröffentlichen, wobei ich mir bewußt bleibe, Herrn Scheller für ein Entgegenkommen verpflichtet zu sein, von dem ich nur bisher nicht annehmen mochte, daß es die Physiognomie des „Brenner" (nicht etwa bloß die eines Hauptmitarbeiters) so gründlich mißverstehen könne, wie es sich hier geoffenbart hat. Die Zuschrift Dallagos lautet:

Lieber Freund! Endlich einer, der sich aufgetan hat, obwohl ich nur ganz sanft an ihn klopfte. Nun ist wenigstens ersichtlich, wie berechtigt mein Mißtrauen war. Denn besser konnte der Mann seine Beschaffenheit nicht kundtun, als es in dieser seiner Erklärung geschieht. Ich möchte ja am liebsten jedes seiner Worte unterstreichen, von jenem angefangen, das auf „staatsbürgerliche Rechte" pocht — nicht minder kräftig auch die Belehrung über seine Auffassung der Philosophie, die ich, wie man sich nun vollends überzeugen kann, auf's primitivste mißverstanden oder böswillig entstellt habe — bis herab zur überlegenen Tonart einer Geringschätzung, die sich manierlich im Herr-sagen übt (was umso artiger klingt, als man sich von solcher Seite nur ungern anders nennen hört). Die paar guten warmen Stellen in „E. G. Kolbenheyer", von denen ich dir schrieb und die ich, möglicherweise doch ein wenig beeinflußt durch

Deine bessere Einschätzung, gelten ließ, berühren mich nunmehr wie aufgelesen. Oder es ist Scheinwärme, die daher rührt, daß sich der Intellekt des Verfassers warm gelaufen hat durch allzu „angestrengtes Arbeiten", da er ja zu den „in den Dienst einer Gesamt-, nicht einer Privatkultur eingestellten Menschen" gehört; was ich vor seinem eigenen Geständnis nicht so sicher wußte, aber beiläufig vermutete. Nun also hat er ein Fenster geöffnet — eines, das vollen Einblick in seine intellektuelle Verfassung gewährt — und seine Notwehr vollzogen mit der Begründung, daß durch eine meiner „Sämereien", deren Unerheblichkeit er gleichzeitig betont, „nicht bloß seine eigene, sondern auch die Ruhe und etwa noch Anderes Dritter gestört wird." Es scheint, Mühle und Müller der Gesamtkultur geraten sofort außer Gang und Fassung, wenn man ihnen den Weizen untersucht, den sie mahlen, und dabei findet, daß er intellektuelle Spreu und zum Backen von Geistesbrot nicht geeignet ist. Nur sollte einer, der in solcher Art der Gesamtkultur dient, das Wort „Entstellung" nicht so oft im Munde führen und die Leserschaft des „Brenner" nicht für so beschränkt halten, daß er Kundgebungen dieser Zeitschrift erst verständlich wähnt, wenn sie von ihm „in das richtige Licht gerückt werden." Ich bin in der fraglichen Angelegenheit auch nur Leser des „Brenner". Was ich von der „Bibliothek der Philosophen" weiß, habe ich aus dem „Brenner"; meine „Entstellung" und meine „Phraseologie" kennzeichnen also lediglich den Eindruck, den ich aus der Scheller'schen Empfehlung dieser Bibliothek im „Brenner" erhielt. Das wird auch jetzt nicht im geringsten anders als vorher. Damit ist für mich dieses Thema geordnet. Andere Themen aber erörtere ich nicht mit dem angestrengt arbeitenden und in den Dienst der Gesamtkultur eingestellten Will Scheller, der (es scheint dies zwar wieder eine Fälschung von mir zu sein) bei dem Bestreben, das Unerreichbare zu erreichen, über sich hinausstrebt, ohne zu bedenken, daß einer erst ein Ich in sich vorfinden muß, ehe er darüber hinaus will; artet doch sonst dieses Wollen allzu leicht zum Streben aus, ein falsches Ich anzunehmen, also eigentlich zum Streben, mehr zu sein, als man ist. Diesen Vorgang verstünde ich schon, nicht mehr aber ver-

ſtehe ich, wie man es bei all dem mit der „Stimme des geiſtigen Schickſals der Menſchheit“ zu tun hat. Derartiges Gehaben iſt mir zu hoch. Von den „Niederungen des Kritizismus“ und meinem „ſelbſtzufriedenen Outſidertum“ aus vermöchte ich derartigem auch nicht zu folgen, und wünſchte es auch nicht, weil ich nach jenen Höhen, auf denen ſich ſolche Ueberlegenheit breit macht, kein Verlangen trage. Das mag zwar daher kommen, daß ich überhaupt zu wenig hoch hinaus will. Denn es ſtimmt tatſächlich, daß meine Sympathie jedem zerrütteten Geiſt mehr zugetan iſt als jener Geſinnungsklarheit, die — würdig der kulturellen Gemeinſchaft, der ſie ſo tapfer dient — wohl ab und zu aus purer Kulturverpflichtung eine Notwehr verrichtet, ſonſt aber mahlen muß, was ſie von den Intereſſen dieſer kulturellen Gemeinſchaft vorgeſetzt erhält, mag auch die Geiſtesnahrung, die auf ſolche Art erzeugt wird, dem Menſchen noch ſo wenig bekömmlich ſein.

Carl Dallago.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 393/394:

Glossen / Arzt und Künstler /
Wenn die Lehrkanzel nicht besetzt ist / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XIV komplett in 18 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 360.—**

2. **KARL KRAUS,** Die chinesische Mauer. **Luxus-Ausgabe.** Mit 8 Lithographien von O. K o k o s c h k a. Einmalige Ausgabe in 200 **Exemplaren.** Groß-Folio. **Preis K 42.—, geb. K 45.60, Pergamentband K 78.—**

3. Nestroy's Werke (Ausg. Hesse) geb. . . . . K 2.40
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität K 7.20, geb. K 8.70
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche K 4.20, geb. K 5.40
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . K 7.20, geb. K 9.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo K 3.—, geb. K 4.80
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) à K 14.40
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . K 84.—

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 13

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Ueber eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ (Schluß) / Georg Trakl: Gesang des Abgeschiedenen / Georg Büchner: Lenz / Arno Nadel: Zeichnung von Kokoschka / Leo Sternberg: Stunde der Erfüllung / Theodor Haecker: Die müde Nazarenerseele

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. April 1914 Heft 13

Über eine Schrift „Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit“ / von Carl Dallago

(Schluß)

V.

Daß der Haecker'schen Schrift Gerechtigkeit und Ranggefühl in reichem Maße eignen, erweist ihre Denkungsart über Nietzsche und Richard Wagner. Es ist nicht mehr von Vergleich die Rede, sondern Nietzsche wird, trotz des Tadels, der da und dort gegen ihn abfällt, als der ungleich wertvollere geistige Mensch angesehen. So wird gesagt: „Es ist auch gewiß, daß Nietzsches tapferes und lauteres Leben mit dem Christlichen mehr zu tun hat, als Parsifal und Bayreuth“. Und es ist wahr, daß, insoferne man das Christliche für das rein Menschliche nimmt, Nietzsche mit diesem Christentum mehr zu tun hat, als Parsifal und Bayreuth, die das Kirchenchristliche, das sie enthalten und darstellen, nur mit noch mehr Weltlichkeit ausstatteten.

Der Parsifal nimmt sich in der Tat wie ein kirchenchristliches Abblasen aus, das die Begierden entläßt, damit die Menschen zur Erlösung eingehen können. Doch Wagner begeht hier die Ungerechtigkeit und schließt das Weib von dieser Erlösung aus, obwohl er mit seinem besten Schaffen gerade auf diese Weibessinne verführerisch einwirkt. Er bedurfte eben des Weibes auch in seiner Kunst. Er muß im

Zuhörer das Weibliche wecken, um ihn gefangen zu nehmen. Der Ansturm auf das Männliche gelingt ihm weniger, da gibt es noch viel Lärm und Theater. Aber sein Stärkstes besteht darin, den Widerstand durch Verführung zu brechen, Erschlaffung und Auflösung in Hingebung herbeizuführen. So wird zwar keine Festung im Sturm genommen, aber die Verteidigerschar ergibt sich, weil sie dem Feinde irgendwie Freund geworden ist. Und er, dem man sich soweit ergeben hat, beansprucht Liebe; also stillt, was weiblich ist, ihm diese Liebe. Wo indes sein werbendes Ungestüm beabsichtigt hätte, auch das Geistige zu wecken, dort müßte das Weib, als Willigkeit, auch imstande sein, diesem Geistigen zu folgen. Das übersah Wagner und schloß für den Zustand der Erlösung mit den Begierden auch das Weib aus. Das übersah auch Weininger, dem seine Weibesbetrachtung ja schon Lebenswille, im Grunde Ablebenswille, geworden war. Und das übersahen die Kirchenväter, die den Begriff Weib wohl übel deuten mußten, um sich vor ihm zu sichern. Christus aber übersah das nicht; er fand das Weib auch geisteswillig und sonst nicht weiter erlösungsbedürftig. Schon dieser Umstand hätte Weininger abhalten müssen, Wagner „ganz dicht neben Christus" zu stellen. „Der radikale, der ganz heillose Wahnsinn, der in diesem Vergleiche steckt", sagt Haecker, „tritt in dem grellen Licht eines starken Geistes besonders klar an den Tag." Und in der Tat: Wo das Geistige Christi einigermaßen offen liegt, kann und darf das Geistige Richard Wagners in keiner Hinsicht mehr zum Vergleich kommen.

Doch es ist Zeit, zu Nietzsche zurückzukehren, von dem es weiter heißt: daß er es nicht nötig gehabt hätte, „sämtlichen Dummköpfen und Feuilletonschreibern von heute das Thema ‚Der amoralische Renaissancemensch' zu liefern, dieses entsetzliche Thema, das auf einen anständigen Menschen allmählich wie ein Brechmittel wirken muß." Diese

völlige Verwerfung scheint mir ungerecht. Denn es wäre darauf zu achten, wohin dieses Thema verlegt wurde. Und wenn behauptet wird, daß Nietzsche den Christen im Sinne Kierkegaards gar nicht sah — „er wurde ihm verdeckt durch Betbrüder und Betschwestern, durch unreine Geister, durch schwammige, muffige, unappetitliche Gesellen, durch Heuchler, Lügner, Schwachköpfe, vom ‚Ressentiment' zerfressene Menschen, die sich auch Christen nannten" — so muß dem doch entgegengehalten werden, daß der amoralische Renaissancemensch, gegen solche Christen gestellt, schon eine gewisse Berechtigung hätte. Aber Nietzsches Prägung richtet sich wohl gegen „die Kleine-Leute-Moral als Maß der Dinge", von der er sich angeekelt abwandte. Eine schmutzige Vorteilskrämerei vermochte er nicht für Tugend zu nehmen. Und man bedenke, was er sonst noch zu sehen bekam: „Christen der allgemeinen Wehrpflicht, des parlamentarischen Stimmrechts, der Zeitungskultur, — und zwischen dem Allen von ‚Sünde', ‚Erlösung', ‚Jenseits', ‚Tod am Kreuze' reden —: wie kann man in solcher unsauberen Wirtschaft es aushalten!" Dabei sah Nietzsche aber doch den Christen im Sinne Christi, in den Umrissen wenigstens; denn er erkennt: „Das ganze Leben des Christen ist endlich genau das Leben, von dem Christus die Loslösung predigte". Dieses klägliche Ergebnis des Christentums mag ihm schließlich auch Christus entfremdet haben. So wurde es seinem stürmischen Geiste immer mehr Bedürfnis, hier reinen Tisch zu machen und ein gegnerisches Ideal zu entdecken. Der amoralische Renaissancemensch ist so vielleicht eine Art Lückenbüßer geworden; jedenfalls steht er nicht lange im Vordergrund. (Und was Dummköpfe und Feuilletonschreiber aus dem Thema machen, ist doch belanglos. Wie entstellt wurde durch jene Christen nicht der Begriff: Der Christ? Schlecht Geartetes macht an sich Gutes schon dadurch schlecht, indem es sich dieses aneignet.)

Bei Nietzsche zeigt sich später etwas ganz anderes: in ihm, der öfter schon gegen den Entwicklungsglauben angekämpft, war wohl eine Art Ursprungsglaube rege geworden, der ihm schließlich den Ausspruch formte: „Daß der wirkliche Mensch einen viel höheren Wert darstellt als der ‚wünschbare' Mensch irgendeines bisherigen Ideals." Wie soll man sich auch sonst diesen wirklichen Menschen vorstellen! Die Menschen, die Nietzsche sah, darunter auch jene Christen, waren ihm gewiß nicht die wirklichen Menschen. Näher liegt, daß er sich selber dabei im Auge hatte, der doch zum wirklichen Menschen hindurch wollte. Das aber verweist wiederum auf Menschen von früher, wohl auf den Menschen von jeher; es wäre: der ursprüngliche Mensch — der Mensch. Und da hätte Nietzsche wohl noch darauf kommen können, daß auch Christus ein solcher Mensch gewesen ist. Freilich, vom Christlichen her wird man diesem reinen Menschentum Christi nur ferne gerückt. Nietzsche aber, der fieberhaft Schweifende durch die Bezirke des Geistes, war zuletzt wohl schon zu gehetzt, um mit der nötigen Aufmerksamkeit vor seinen Funden verweilen zu können; sein Geist war wohl auch bereits im aufflammenden Erlöschen. So brachte er es nicht mehr zur Revision seines „wirklichen" Menschen.

*

Der Begriff „Der amoralische Renaissancemensch" ist zunächst wohl auch zu wenig scharf umrissen. Als der offene Gewaltmensch aber wäre er lange nicht das Uebelste. Wo die Gewalt offen auftritt, kann auch die Gegenwehr besser aufkommen. Ein solcher Gewaltmensch mag an sich ein Geschlossenes dartun, wenn er auch als Moral das Recht der Kraft vertritt. Es wäre ein rohestes Naturrecht, und jeder Krieg zeitigt es wieder. Das Recht trägt man in solchem Falle auf der Spitze des Schwertes oder, heute, in dem

Lauf der Gewehre. Doch läßt es die Aufforderung zu: Wenn ihr stärker seid, verwehrt es uns! Solche Moral verliert auch viel von ihrer Roheit, wenn das Kriegerische, das soldatisch Tüchtige, in den Vordergrund tritt. Gefallen an diesem Kriegerischen mag in Nietzsche das besagte Thema ausgelöst haben.

Man könnte auch heute noch sein Gefallen daran finden, wenn man nach den Gewalttaten unserer großen Geldleute sieht. Diese führen zwar keine Kriege, agitieren sogar schamlos lieber für den Frieden, aber die ganze Welt, Staaten und Völker, in ihre Abhängigkeit zu bringen, dahin zielt ihre Niedertracht. Um wie viel gewalttätiger als der „amoralische Renaissancemensch" ist doch so ein „moralischer Trustmensch" des heutigen Amerika! Seine friedliebenden Raubzüge kennen auch nur das Recht des Stärkeren, ein Recht, das er selbst den Gesetzen gegenüber zu behaupten weiß. Hierin gleicht er also völlig dem „amoralischen" Vorgänger; nur daß dieser bei seinem Tun auch seine Person einsetzte; der Trustmann hingegen läßt alles von seinem Gelde tun. Denn das Geld ist seine Kraft. Man trägt nicht die Haut zu Markte; das ermutigt den Unternehmungsgeist. Und so nähren diese kapitalistischen Friedensapostel in sich den unflätigen Ehrgeiz, die Menschheit von sich abhängig zu machen, indem sie versuchen, deren Existenzbedingungen in ihre Hand zu bekommen. Ihrer Willkür soll die Regelung alles Wirtschaftlichen überlassen, ihren Bereicherungs- und Machtgelüsten soll keine Grenze mehr gesetzt sein. Dahin steuern sie, auch wenn es heute noch nicht so weit ist, diese neuesten und gewissenlosesten Gewaltmenschen, die vor Gott gewiß ein Greuel sind, und die die Schamlosigkeit so weit treiben, daß sie noch zu Lebzeiten als „Wohltäter der Menschheit" zu Denkmälern kommen. Sie sind die reifste Frucht dieses Maschinenzeitalters, das den Geist zur Unzucht treibt und sich dem Wahn hingibt, daß das Dasein mit Pferdekräften

zu heben und mit Geld zu umspannen sei; das dieses Geld als das Höchste kennt, als Herrscher über alles, als Gottes Auge und rechte Hand — dieses Geld, das Weltlichste, das Nichts.

Hier aber fallen mir Alexander von Warsberg's Worte ein: „. . . . das Naturgesetz, welches überall die Wasser ins Gleichgewicht stellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moralischen Dinge, so daß sich fortwährend und in allem ein sicherer Ausgleich vollzieht." Und so mögen auch diese Gewaltmenschen, die hinter ihren Geldnetzen auf Beute lauern, wie Raubspinnen hinter ihren Geweben, von ausgleichenden Gesetzen ereilt werden: sei es, daß sie bald zur Kruste erstarren, und ihre Zeugungskraft verfällt, so daß sie keine Geschlechter hinterlassen und ihre Spuren ins Nichts vergehen. Oder sei es, daß irgendein später Enkel unter dem Fluche zusammenbricht, solche Menschen zu Ahnen zu haben. Denn (um das frühere Bild eine Stufe zu heben): ausmessend und gerecht sind die unsichtbaren Kräfte, die das Walten des Geschickes bedienen, dieser nie stille stehenden Mühle Gottes.

*

Wie alles in Haeckers Schrift seinen Sinn und seine Tiefe hat, so wohl auch der Ausspruch über Karl Kraus: „Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeiten seiner selbst entdeckte." Ein Ausspruch, der mein Interesse für Kierkegaard nur erhöhen kann. Von Karl Kraus aber wird noch gesagt: daß ihm unter allen Lebenden die stärkste vis comica geschenkt wurde, daß er der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit ist. Und daß er, im Geiste gesehen, der mutigste Mann ist, der heute lebt, „denn er steht mit seinem Wirken im grellen Licht der Oeffentlichkeit." Ich hätte noch hinzuzufügen, daß dieser Mut ein Mut der

Erkenntnis ist, der sich im „Zerstören" völlig genügt, als Gegensatz zu jenem Mut der Beschränktheit, der nur „aufbauen" und ordnen will und niemals wahrzunehmen vermag, wie er dabei ein von jeher Ordnendes und Bauendes verschütten hilft.

Ein anderer Ausspruch aber, die vis comica berührend, lautet: „Der Orient hatte nur das Pathos dieses Lebens gefunden. Die Griechen und Europäer entdeckten auch seine Komik." Dem entgegen denke ich: daß auch der Orient die Komik dieses Lebens kennen mag; daß aber diese Komik, wo sie sich äußert, mehr mit dem Ursprung des Humors zusammenhängt als mit Begriffen wie der Westen und der Osten. Mir scheint es nämlich, daß sie einer Situation entspringt, nicht der Besonderheit einer Oertlichkeit, und daß es überall Situationen geben kann, die zum Humor und zur Komik führen. Der Humor, als ein Umsprung des Gefühls, ausgelöst von einer Umgebung, die das Gefühl oder die Seele oder den Geist verletzt, ist immer Reaktion. So mag in einem Manne wie Karl Kraus, der mit seinem Wirken im grellen Licht der Oeffentlichkeit steht, der Humor und mit ihm die vis comica als eine Art Wehr aufleben, um den Gott, der Geist ist, „in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven nicht zu verlieren." Und so mag auch die vis comica oft die Rettung des Geistigen sein, aber „unter Bienen und Blumen", das ist sicher, fände sie nicht ihre Lebensbedingungen. Diese Erkenntnis verlegt daher das Aufleben der vis comica mehr dorthin, wo auch mehr Unfug herrscht. Es ergäbe (mit Beibehaltung der Haecker'schen Unterscheidung) die öftere Verletzung des Geistigen für den Westen. Und ergäbe weiterhin, daß Landschaft und Einsamkeit dem Aufkommen solcher Gewalttätigkeit gegen den Geist keine Nahrung bieten. (Demnach bedurften wohl Sokrates in Athen und Kierkegaard in Kopenhagen der vis comica aus demselben Grunde, aus

dem Karl Kraus ihrer heute in Wien bedarf. So bedurfte ihrer Nietzsche jedoch in seiner Einsamkeit nicht.)

„Aber erst Pathos und Komik", führt die Schrift weiter aus, „beide zusammen sehen und erkennen den Zustand dieser Welt, die aus Fülle und Mangel, aus Würde und Elend gewoben ist. Erst Komik und Pathos, beide zusammen, hindern den Menschen, sich je in der Zeit für fertig zu halten, und nötigen ihn zu der Einsicht, daß der Mensch durchaus nicht Ziel und Zweck des Geistes ist."

Wenn man nun diesen Sätzen entgegen hält, daß der Zustand dieser Welt doch immer belangloser wird für den, der eine Innerlichkeit lebt, und daß das Leben des Geistes, als einer Innerlichkeit, doch auch eine Ablösung oder wenigstens ein Abrücken vom Zustand dieser Welt ist, so möchte man auch Pathos und Komik nur für Wege halten, die, je näher man dem Ziele kommt, sich auch umso mehr verlieren müssen. Und wenn dieses Ziel, die Vollkommenheit, auch nie erreicht wird, weil der Mensch als Mensch sich nie in der Zeit für fertig halten kann, und wenn man dabei noch zur Einsicht genötigt wird, „daß der Mensch durchaus nicht Ziel und Zweck des Geistes ist", so wird man daraufhin noch mehr genötigt sein, einzusehen, wie unnötig solche Einsicht ist, weil sie — auch für Ziel und Zweck des Geistes — völlig fruchtlos ist. Weil hier wohl das Sichbescheiden beginnt und das Zurücksehen in Dankbarkeit auf die Menschennatur, aus der doch der Geist gekommen, oder wenigstens in Sicht gekommen ist. Was hätte ein Baum davon, der zur Einsicht käme, daß der Baum durchaus nicht Ziel und Zweck der Frucht sei; oder eine Blume, die zur Einsicht gelangte, daß die Blume durchaus nicht Ziel und Zweck des Duftes sei! Ist es nicht genug, daß der Baum die Frucht, und die Blume den Duft hervorbringt! Und daß der Mensch gleich dem Baume zur Frucht und gleich der Blume zu Duft kommt, und Frucht und Duft bei ihm im Geiste

ſind! Und daß, wie der Duft gewiſſermaßen das Geſchick der Blume und die Frucht jenes des Baumes beſtimmt, ſo auch der Geiſt, als Innerlichkeit, das Geſchick des Menſchen! Es läßt den völlig Geiſt-Gewordenen, den völlig in Innerlichkeit aufgehenden Menſchen Herr über ſein Geſchick ſein, läßt ihn dieſes ſomit gewiſſermaßen zur Vollkommenheit bringen. Wenn alſo „der Orient und ſein Pathos glauben, daß ein Menſch ſchon in dieſer Welt zur Vollkommenheit gelangen könne", iſt es vielleicht in dieſem Sinne. Aber der Orient hätte damit ſein Pathos eingebüßt, und der Weſten dürfte ihm gegenüber nicht mehr nur deshalb, weil er auch die Komik hätte, als ein Ganzes gelten. Denn Komik und Pathos verſchwänden vor der Vollkommenheit, die nur mehr mit dem Zuſtand der Innerlichkeit, aber nichts mehr mit dem Zuſtand dieſer Welt zu tun hätte.

VI.

Ich habe meinen Gang durch Haeckers Schrift beendet. Was ich gegen ſie vorbrachte, ſoll mehr mein Verhältnis zu ihr als irgendeinen Mangel der Schrift dartun, die ſicher das Dokument eines ernſten und tiefen Geiſtes iſt. Und für Kierkegaard hat ſie mich ungemein eingenommen.

Wie er mir aus Haeckers Darſtellung entgegentritt, trägt er die Züge des großen Schaffenden, die ein ſpezifiſch Chriſtliches nur darin zeigen, daß er Chriſtus für Gott nimmt. Aber da ihm Gott nichts als Geiſt und Innerlichkeit iſt, und Chriſtus Geiſt und Innerlichkeit auch für den bedeutet, dem er nicht Gott iſt, ſo hat die Weſenheit Chriſti dadurch keine Erhöhung erfahren. Wenn aber betont wird, daß Kierkegaard noch zu Lebzeiten der berühmteſte Europäer geworden wäre, wenn er „die Hälfte ſeines Verſtandes auf die äußere Welt und den Erfolg verwendet hätte", ſo ſpricht das nur für ihn als großen Schaffenden; denn der kann für die äußere Welt und den Erfolg umſo

weniger tun, je größer er als Schaffender ist. Solchem Schaffenden müssen Ruhm und äußerer Erfolg, wo sie ihm nahe treten, immer eine Störung sein; denn er, der immer wieder den Mächtigkeiten des Daseins erliegt, kann für die Nichtigkeiten der äußeren Welt nicht mehr empfänglich sein.

Das Christliche Kierkegaards aber beansprucht noch meine Betrachtung. Sein Christusglaube hat aus Christus nicht ein Höheres gemacht, und doch liegt das Entscheidende für Kierkegaard im Wesen des Glaubens. Der Glaube muß also wohl aus dem Menschen ein Höheres machen. Und darin offenbart sich auch das Wesen Kierkegaards. Darüber sagt die Schrift: Der Glaube hat für Kierkegaard erst an dem Punkte seinen Sinn, wo eine leidenschaftliche Reflexion alles auflöst; „er kommt nach dem Verstand, nach der unendlichen Bewegung der Reflexion — also kein Kind kann ihn haben oder ein junges Mädchen oder ein Jüngling, sondern er ist die Raserei des reifen Mannes." Damit ist der Glaube als ein Ausbruch der Innerlichkeit dargetan. Erst als solcher Ausbruch ist er ein Lebendiges, ist er fruchtbar. (Paulus mag noch diesen Glauben, diese ausbrechende Innerlichkeit, besessen haben; so zeigt er wohl „die Raserei des reifen Mannes". Christus muß das alles in der Vereinsamung durchgemacht und hinter sich gebracht haben; bei seinem Erscheinen in der Oeffentlichkeit ist er bereits ein geglättetes Meer von Innerlichkeit; er verteidigt sich nicht mehr vor der Welt.)

Hier verliert es seine Wichtigkeit, ob man Christus für Gott nimmt oder für einen Menschen, der zu Gott durchgedrungen ist. Denn das Maßgebende wird nun der Deismus an sich, der Gottesglaube als Ausbruch der Innerlichkeit. Freilich nimmt man sich, wenn man sich Christus als Menschen nimmt, ein höchstes wahrnehmbares Beispiel dieser Gottesgläubigkeit, die immer auch eine Ursprungsgläubigkeit in sich birgt, indem sie einen mit der

Herkunft eint, indem sie dem Verhangensten in einem das hellste Licht entlockt.

Ich zitiere hier einen Satz aus einem Briefe Dostojewskis: „Dem Deismus verdanken wir den Heiland, d. h. eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und daß man nicht daran zweifeln kann, daß sie das ewige Ideal der Menschlichkeit bedeutet." Ich ersehe daraus, daß auch dieser große Dichter an Christus den Deismus als das Entscheidende ansah, das den Heiland hervorbrachte, das dem Menschentum Christi seine Kraft und Größe verlieh. Freilich, ob diese Menschlichkeit nicht schon öfter erreicht wurde und immer wieder erreichbar sein wird, das zu bestimmen läßt der Begriff Ewigkeit nicht zu, der ja die Fernsicht in die Zeit immer wieder völlig verdunkelt. Aber soviel wird klar, daß auch das Christliche Kierkegaards als Ausfluß seiner Innerlichkeit mit dem allgemein Christlichen, das zur Weltreligion geworden ist, nichts zu tun hat. Eine solche Welt-Religion nimmt das Aeußere, das Zeichen, für das Einende; sie ist Konvention geworden. Auf sie muß auch jenes Christliche auflösend wirken: also unchristlich, ja irreligiös, eben nur rein menschlich.

*

Und so ist zum Schluß noch jene Stelle der Schrift hervorzuheben, die vielleicht am besten über das Christliche Kierkegaards Aufschluß gibt und die (mit unwesentlichen Auslassungen) also lautet: „Von Pascals Apologia haben wir nur Trümmer, das Werk Kierkegaards ist vollendet. Drohend und gefährlich angefüllt mit geistigem Sprengstoff steht es vor uns, so groß, daß auch sein Schöpfer es nur verstehen konnte, in dem Glauben, ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung gewesen zu sein. Er sah auch seine eigene Leistung schließlich nur darin, jeden neuen Tag abzusterben, um das reine Gefäß des lebendigen Geistes zu werden.

So verstand Kierkegaard seine maßlos angestrengte Arbeit und so vollendete er, mit Bewußtheit jedes äußere Resultat verhindernd, das unvergleichliche Werk, so erreichte er aber auch jene alle Stufen menschlichen Verstehens überragende, in unendliche Höhen führende, erst in Gott endende christliche Klimax: ‚Selig zu sein in Furcht und Zittern'."

Hier kann ich nur staunend und bewundernd verweilen. Dann aber fühle ich: auch dieses Absterben und zum reinen Gefäße des Geistes werden, wäre — meiner Vorstellung nach — nur ein völliges Zur-Herrschaft-Gelangen der Verinnerlichung und demnach noch ein rein Menschliches. Nur dürfte es nicht das Fleisch an sich als Unreines, als ein Uebel ansehen, das es sich völlig unterworfen hat, sondern mehr als etwas, das durch das Aufkommen und die Ausbreitung der Innerlichkeit von selber zurückbleiben mußte.

Und was jene zu höchsten Höhen führende christliche Klimax betrifft: „Selig zu sein in Furcht und Zittern", so findet sie sich bereits in der Liebe vor. Es erhellt vielleicht das Christliche als ein Religiöses der Liebe, läßt jedoch zugleich die Frage erstehen, ob jener Zustand für den reinen Menschen der höchste ist. Wo die Liebe wach und groß genug ist, sei es unter Freunden oder unter Gatten oder zwischen Eltern und Kindern, immer ist sie: selig in Furcht und Zittern um das Geliebte. Aber zu dieser Klimax kommt der Mensch auch den Elementen gegenüber, vor deren ausbrechenden Gewalten wir noch immer völlig machtlos sind, und die in ihrer Unheimlichkeit unsrer eigenen Unheimlichkeit doch wieder so vertraut sind, als wären sie Stoff von unsrem Stoff und Geist von unsrem Geiste. Schon als Kind kann man das fühlen, wenn man in Furcht und Zittern einem heftigen Gewitter entgegensieht und sich doch heimlich zu ihm hingezogen fühlt und selig ist. Es ist wohl unsere Verwobenheit mit den Elementen, die jenes

seltsame blinde Seligsein auslöst, das seine Sicherung darin findet, daß wir die eigene Abhängigkeit und die der Elemente in *eine* Hand gegeben fühlen, deren Macht einzig von unsrer Willigkeit, unsrer Hingabe-Fähigkeit, aufgewogen wird.

Aber jene Klimax gibt endlich auch die Vollkommenheit des bräutlichen Wesens. Denn „selig zu sein in Furcht und Zittern" ist der Zustand der vollkommenen Braut in der Brautnacht, bevor der Bräutigam naht. Bei der ewigen Brautschaft der Menschenseele — ihrer Herkunft aus dem Ewigen nach — wird daraus freilich ein Höchstes. Und es zeigt sich wieder, daß die Geschlechtlichkeit in die höchsten Phasen des Geistes hineinreicht, so daß es dem Menschen in letzter Stunde, da er seine Seele oder seinen Geist dem Ewigen anheimgibt, noch vergönnt sein kann „selig zu sein in Furcht und Zittern". Und nun denke ich, daß auch diese Klimax eine von jeher mögliche, rein menschliche, und nicht erst eine *christliche* ist.

Es könnte jedoch auch sein, der Vorstellung nach, daß durch die unbegrenzte Willigkeit einer Menschenseele Gott gegenüber dieses „Selig sein in Furcht und Zittern" vorweg genommen wird, so daß es völlig verebbt und die Seele in seligen Gleichmut versinkt, in einen Gleichmut, der das Ewige bereits in sich trägt — wie ein Fluß, der die Mündung kaum mehr fühlt, weil er, obgleich er noch zwischen den Ufern läuft, durch sein völliges Aufgehen in seine Bestimmung das Meer bereits in sich trüge. Und es frägt sich, ob diese, die Bestimmung und mit ihr das Ewige vorwegnehmende, Klimax: Selig zu sein in völligem Gleichmut, nicht dem Osten und dem Ganzen — als der Erfüllung reinen Menschentums — näher stünde?

*

Diese Abhandlung läuft somit in eine Frage aus. Sie will auch nur in manches hineingeleuchtet und nichts abgetan haben. Das Thema bleibt fragmentarisch behandelt. Dabei

ist meine einzige Sicherheit: daß ich alles, meiner Beschaffenheit gemäß, dargetan habe. Diese Beschaffenheit mag ihre Mängel aufweisen. Ob sie daher für die Untersuchung der Haecker'schen Schrift (die im Hinblick auf Kierkegaard in einer Weise über das Christliche redet, wie ich es nie zuvor gehört habe) ausreichte, das zu bestimmen muß ich anderen überlassen. Ein im Grunde idyllisch veranlagter Mensch kommt selten dazu, ein philosophisches Werk auch philosophisch genug aufzunehmen. Aber das eine hat er für sich (das auch für das Verstehen des Christlichen im Sinne Kierkegaards ein Wichtiges ist), daß er von sich sagen kann: Mein Stolz und mein Glück und meine Weisheit ist: mich erreicht die Welt nicht.

Nago, im Jänner und anfangs Februar 1914.

* * *

Im Anschluß an diese Betrachtungen wird der „Brenner" demnächst Stücke aus Kierkegaards ästhetisch-philosophischem und religiösem Schaffen veröffentlichen, die bisher noch nicht übersetzt sind.

Gesang des Abgeschiedenen / von Georg Trakl

An Karl Borromäus Heinrich

Voll Harmonien ist der Flug der Vögel. Es haben die grünen Wälder
Am Abend sich zu stilleren Hütten versammelt;
Die kristallenen Weiden des Rehs.
Dunkles besänftigt das Plätschern des Bachs, die feuchten Schatten

Und die Blumen des Sommers, die ſchön im Winde läuten.
Schon dämmert die Stirne dem ſinnenden Menſchen

Und es leuchtet ein Lämpchen, das Gute, in ſeinem Herzen
Und der Frieden des Mahls; denn geheiligt iſt Brot und Wein
Von Gottes Händen, und es ſchaut aus nächtigen Augen
Stille dich der Bruder an, daß er ruhe von dorniger Wanderſchaft.
O das Wohnen in der beſeelten Bläue der Nacht.

Liebend auch umfängt das Schweigen im Zimmer die Schatten der Alten,
Die purpurnen Martern, Klage eines großen Geſchlechts,
Das fromm nun hingeht im einſamen Enkel.

Denn ſtrahlender immer erwacht aus ſchwarzen Minuten des Wahnſinns
Der Duldende an verſteinerter Schwelle
Und es umfängt ihn gewaltig die kühle Bläue und die leuchtende Neige des Herbſtes,

Das ſtille Haus und die Sagen des Waldes,
Maß und Geſetz und die mondenen Pfade der Abgeſchiedenen.

Lenz / von Georg Büchner*)

Den 20. ging Lenz durchs Gebirg. Die Gipfel und hohen Bergflächen im Schnee, die Täler hinunter graues Gestein, grüne Flächen, Felsen und Tannen.

Es war naßkalt, das Wasser rieselte die Felsen hinunter und sprang über den Weg. Die Aeste der Tannen hingen schwer herab in die feuchte Luft. Am Himmel zogen graue Wolken, aber alles so dicht — und dann dampfte der Nebel herauf und strich schwer und feucht durch das Gesträuch, so träg, so plump.

Er ging gleichgültig weiter, es lag ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts. Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopfe gehen konnte.

Anfangs drängte es ihm in der Brust, wenn das Gestein so wegsprang, der graue Wald sich unter ihm schüttelte und der Nebel die Formen bald verschlang, bald die gewaltigen Glieder halb enthüllte; es drängte in ihm, er suchte nach etwas, wie nach verlorenen Träumen, aber er fand nichts. Es war ihm alles so klein, so nahe, so naß. Er hätte die Erde hinter den Ofen setzen mögen, er begriff nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen, einen fernen Punkt zu erreichen; er meinte, er müsse alles mit ein paar Schritten ausmessen können. Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heranbrausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wilde, wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwi-

*) Diese novellistische Studie Büchners (geb. 1813, gest. 1837) ist hiernach dem jüngsten Neudruck wiedergegeben, der zum Gedächtnis des hundertsten Geburtstags des Dichters zusammen mit dem dramatischen Fragment „Wozzeck" in der kleinen Insel-Bücherei erschien.

ſchen durchging und kam und ſein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, ſo daß ein helles, blendendes Licht über die Gipfel in die Täler ſchnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufſummte, und am tiefen Blau ein leiſes Rot hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf ſilbernen Flügeln durchzogen, und alle Berggipfel ſcharf und feſt, weit über das Land hin glänzten und blitzten — riß es ihm in der Bruſt, er ſtand keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müſſe den Sturm in ſich ziehen, alles in ſich faſſen, er dehnte ſich aus und lag über der Erde, er wühlte ſich in das All hinein, es war eine Luſt, die ihm wehe tat; oder er ſtand ſtill und legte das Haupt ins Moos und ſchloß die Augen halb, und dann zog es weit von ihm, die Erde wich unter ihm, ſie wurde klein wie ein wandelnder Stern und tauchte ſich in einen brauſenden Strom, der ſeine klare Flut unter ihm zog. Aber es waren nur Augenblicke; und dann erhob er ſich nüchtern, feſt, ruhig, als wäre ein Schattenſpiel vor ihm vorübergezogen — er wußte von nichts mehr.

Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirgs, auf das Schneefeld, von wo man wieder hinabſtieg in die Ebene nach Weſten; er ſetzte ſich oben nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden; das Gewölk lag feſt und unbeweglich am Himmel; ſoweit der Blick reichte, nichts als Gipfel, von denen ſich breite Flächen hinabzogen, und alles ſo ſtill, grau, dämmernd. Es wurde ihm entſetzlich einſam, er war allein, ganz allein. Er wollte mit ſich ſprechen, aber er konnte nicht, er wagte kaum zu atmen; das Biegen ſeines Fußes tönte wie Donner unter ihm, er mußte ſich niederſetzen. Es faßte ihn eine namenloſe Angſt in dieſem Nichts, er war im Leeren! Er riß ſich auf und flog den Abhang hinunter.

Es war finſter geworden, Himmel und Erde verſchmolzen in eins. Es war, als ginge ihm was nach und als müſſe ihn was Entſetzliches erreichen, etwas, das Menſchen nicht ertragen können, als jage der Wahnſinn auf Roſſen hinter ihm.

Endlich hörte er Stimmen; er ſah Lichter, es wurde ihm leichter. Man ſagte ihm, er hätte noch eine halbe Stunde nach Waldbach.

Er ging durch das Dorf. Die Lichter ſchienen durch die Fenſter, er ſah hinein im Vorbeigehen: Kinder am Tiſche, alte Weiber, Mädchen, alles ruhige, ſtille Geſichter. Es war ihm, als müſſe das Licht von ihnen ausſtrahlen; es ward ihm leicht, er war bald in Waldbach im Pfarrhauſe.

Man ſaß am Tiſch, er hinein; die blonden Locken hingen ihm um das bleiche Geſicht, es zuckte ihm in den Augen und um den Mund, ſeine Kleider waren zerriſſen.

Oberlin hieß ihn willkommen, er hielt ihn für einen Handwerker: „Sein Sie mir willkommen, obſchon Sie mir unbekannt.“ „Ich bin ein Freund von... und bringe Ihnen Grüße von ihm.“ „Der Name, wenn's beliebt?“ „Lenz.“ „Ha, ha, ha, iſt er nicht gedruckt? Habe ich nicht einige Dramen geleſen, die einem Herrn dieſes Namens zugeſchrieben werden?“ „Ja, aber belieben Sie, mich nicht darnach zu beurteilen.“

Man ſprach weiter, er ſuchte nach Worten und erzählte raſch, aber auf der Folter; nach und nach wurde er ruhig durch das heimliche Zimmer und die ſtillen Geſichter, die aus dem Schatten hervortraten: das helle Kindergeſicht, auf dem alles Licht zu ruhen ſchien und das neugierig, vertraulich aufſchaute, bis zur Mutter, die hinten im Schatten engelgleich ſtille ſaß. Er fing an zu erzählen, von ſeiner Heimat, er zeichnete allerhand Trachten; man drängte ſich teilnehmend zu ihm, er war gleich zu Haus. Sein blaſſes Kindergeſicht, das jetzt lächelte, ſein lebendiges Erzählen! Er wurde ruhig; es war ihm, als träten alte Geſtalten, vergeſſene

Geſichter wieder aus dem Dunkeln, alte Lieder wachten auf, er war weg, weit weg.

Endlich war es Zeit zum Gehen. Man führte ihn über die Straße, das Pfarrhaus war zu eng, man gab ihm ein Zimmer im Schulhauſe. Er ging hinauf. Es war kalt oben, eine weite Stube, leer, ein hohes Bett im Hintergrund. Er ſtellte das Licht auf den Tiſch und ging auf und ab. Er beſann ſich wieder auf den Tag, wie er hergekommen, wo er war. Das Zimmer im Pfarrhauſe mit ſeinen Lichtern und lieben Geſichtern, es war ihm wie ein Schatten, ein Traum; und es wurde ihm leer wieder wie auf dem Berg; aber er konnte es mit nichts mehr ausfüllen, das Licht war erloſchen, die Finſternis verſchlang alles. Eine unnennbare Angſt erfaßte ihn. Er ſprang auf, er lief durchs Zimmer, die Treppe hinunter, vors Haus; aber umſonſt, alles finſter, nichts — er war ſich ſelbſt ein Traum. Einzelne Gedanken huſchten auf, er hielt ſie feſt; es war ihm, als müſſe er immer „Vater unſer" ſagen. Er konnte ſich nicht mehr finden. Ein dunkler Inſtinkt trieb ihn, ſich zu retten; er ſtieß an die Steine, er riß ſich mit den Nägeln. Der Schmerz fing an, ihm das Bewußtſein wiederzugeben; er ſtürzte ſich in den Brunnenſtein, aber das Waſſer war nicht tief, er patſchte darin.

Da kamen Leute; man hatte es gehört, man rief ihm zu. Oberlin kam gelaufen. Lenz war wieder zu ſich gekommen, das ganze Bewußtſein ſeiner Lage ſtand vor ihm, es war ihm wieder leicht. Jetzt ſchämte er ſich und war betrübt, daß er den guten Leuten Angſt gemacht; er ſagte ihnen, daß er gewohnt ſei, kalt zu baden, und ging wieder hinauf; die Erſchöpfung ließ ihn endlich ruhen.

Den andern Tag ging es gut. Mit Oberlin zu Pferde durch das Tal: breite Bergflächen, die aus großer Höhe ſich in ein ſchmales, gewundenes Tal zuſammenzogen, das in mannigfachen Richtungen ſich hoch an den Bergen hinauf-

zog; große Felsenmassen, die sich nach unten ausbreiteten, wenig Wald, aber alles im grauen, ernsten Anflug, eine Aussicht nach Westen in das Land hinein und auf die Bergkette, die sich gerade hinunter nach Süden und Norden zog und deren Gipfel gewaltig, ernsthaft oder schweigend still wie ein dämmernder Traum, standen. Gewaltige Lichtmassen, die manchmal aus den Tälern wie ein goldner Strom schwollen, dann wieder Gewölk, das an dem höchsten Gipfel lag und dann langsam den Wald herab in das Tal klomm oder in den Sonnenblitzen sich wie ein fliegendes, silbernes Gespenst herabsenkte und hob; kein Lärm, keine Bewegung, kein Vogel, nichts als das bald nahe, bald ferne Wehen des Windes. Auch erschienen Punkte, Gerippe von Hütten, Bretter mit Stroh gedeckt, von schwarzer, ernster Farbe. Die Leute, schweigend und ernst, als wagten sie die Ruhe ihres Tales nicht zu stören, grüßten ruhig, wie sie vorbeiritten.

In den Hütten war es lebendig: man drängte sich um Oberlin, er wies zurecht, gab Rat, tröstete; überall zutrauensvolle Blicke, Gebet. Die Leute erzählten Träume, Ahnungen. Dann rasch ins praktische Leben: Wege angelegt, Kanäle gegraben, die Schule besucht.

Oberlin war unermüdlich, Lenz fortwährend sein Begleiter, bald in Gespräch, bald tätig am Geschäft, bald in die Natur versunken. Es wirkte alles wohltätig und beruhigend auf ihn. Er mußte Oberlin oft in die Augen sehen, und die mächtige Ruhe, die uns über der ruhenden Natur, im tiefen Wald, in mondhellen, schmelzenden Sommernächten überfällt, schien ihm noch näher in diesem ruhigen Auge, diesem ehrwürdigen ernsten Gesicht. Er war schüchtern; aber er machte Bemerkungen, er sprach. Oberlin war sein Gespräch sehr angenehm, und das anmutige Kindergesicht Lenzens machte ihm große Freude.

Aber nur solange das Licht im Tale lag, war es ihm erträglich; gegen Abend befiel ihn eine sonderbare Angst, er

hätte der Sonne nachlaufen mögen. Wie die Gegenstände nach und nach schattiger wurden, kam ihm alles so traumartig, so zuwider vor; es kam ihm die Angst an wie Kindern, die im Dunkeln schlafen, es war ihm, als sei er blind. Jetzt wuchs sie, der Alp des Wahnsinns setzte sich zu seinen Füßen, der rettungslose Gedanke, als sei alles nur sein Traum, öffnete sich vor ihm; er klammerte sich an alle Gegenstände. Gestalten zogen rasch an ihm vorbei, er drängte sich an sie; es waren Schatten, das Leben wich aus ihm, und seine Glieder waren ganz starr. Er sprach, er sang, er rezitierte Stellen aus Shakespeare, er griff nach allem, was sein Blut sonst hatte rascher fließen machen, er versuchte alles, aber kalt, kalt! Er mußte dann hinaus ins Freie. Das wenige, durch die Nacht zerstreute Licht, wenn seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren, machte ihm besser; er stürzte sich in den Brunnen, die grelle Wirkung des Wassers machte ihm besser; auch hatte er eine geheime Hoffnung auf eine Krankheit — er verrichtete sein Bad jetzt mit weniger Geräusch.

Doch jemehr er sich in das Leben hineinlebte, ward er ruhiger. Er unterstützte Oberlin, zeichnete, las die Bibel; alte, vergangene Hoffnungen gingen in ihm auf; das Neue Testament trat ihm hier so entgegen — und eines Morgens ging er hinaus. Wie Oberlin ihm erzählte, wie ihn eine unaufhaltsame Hand auf der Brücke gehalten hätte, wie auf der Höhe ein Glanz seine Augen geblendet hätte, wie er eine Stimme gehört hätte, wie es in der Nacht mit ihm gesprochen und wie Gott so ganz bei ihm eingekehrt, daß er kindlich seine Lose aus der Tasche holte, um zu wissen, was er tun sollte: dieser Glaube, dieser ewige Himmel im Leben, dieses Sein in Gott — jetzt erst ging ihm die Heilige Schrift auf. Wie den Leuten die Natur so nah trat, alles in himmlischen Mysterien; aber nicht gewaltsam majestätisch, sondern noch vertraut!

Er ging des Morgens hinaus. Die Nacht war Schnee gefallen, im Tale lag heller Sonnenschein, aber weiterhin die Landschaft halb im Nebel. Er kam bald vom Wege ab und eine sanfte Höhe hinauf, keine Spur von Fußtritten mehr, neben einem Tannenwalde hin; die Sonne schnitt Kristalle, der Schnee war leicht und flockig, hie und da Spur von Wild leicht auf dem Schnee, die sich ins Gebirg hinzog. Keine Regung in der Luft als ein leises Wehen, als das Rauschen eines Vogels, der die Flocken leicht vom Schwanze stäubte. Alles so still, und die Bäume weithin mit schwankenden weißen Federn in der tiefblauen Luft. Es wurde ihm heimlich nach und nach. Die einförmigen, gewaltigen Flächen und Linien, vor denen es ihm manchmal war, als ob sie ihn mit gewaltigen Tönen anredeten, waren verhüllt, ein heimliches Weihnachtsgefühl beschlich ihn; er meinte manchmal, seine Mutter müsse hinter einem Baume hervortreten, groß, und ihm sagen, sie hätte ihm dieses alles beschert. Wie er hinunterging, sah er, daß um seinen Schatten sich ein Regenbogen von Strahlen legte; es wurde ihm, als hätte ihn was an der Stirn berührt, das Wesen sprach ihn an. Er kam hinunter. Oberlin war im Zimmer, Lenz kam heiter auf ihn zu und sagte ihm, er möge wohl einmal predigen. „Sind Sie Theologe?“ „Ja!“ „Gut, nächsten Sonntag.“

Lenz ging vergnügt auf sein Zimmer. Er dachte auf einen Text zum Predigen und verfiel in Sinnen, und seine Nächte wurden ruhig. Der Sonntagmorgen kam, es war Tauwetter eingefallen. Vorüberstreifende Wolken, Blau dazwischen. Die Kirche lag neben, am Berge hinauf, auf einem Vorsprunge, der Kirchhof drumherum. Lenz stand oben, als die Glocke läutete und die Kirchengänger, die Weiber und Mädchen in ihrer ernsten schwarzen Tracht, das weiße gefaltete Schnupftuch auf dem Gesangbuch und den Rosmarinzweig, von den verschiedenen Seiten die schmalen Pfade zwischen den Felsen herauf- und herabkamen. Ein Sonnenblick lag

manchmal über dem Tal, die laue Luft regte sich langsam, die Landschaft schwamm im Duft, fernes Geläute — es war, als löste sich alles in eine harmonische Welle auf.

Auf dem kleinen Kirchhof war der Schnee weg, dunkles Moos unter den schwarzen Kreuzen; ein verspäteter Rosenstrauch lehnte an der Kirchhofmauer, verspätete Blumen dazu unter dem Moose hervor; manchmal Sonne, dann wieder dunkel. Die Kirche fing an, die Menschenstimmen begegneten sich im reinen hellen Klang; ein Eindruck, als schaue man in reines, durchsichtiges Bergwasser. Der Gesang verhallte. Lenz sprach. Er war schüchtern; unter den Tönen hatte sein Starrkrampf sich ganz gelegt, sein ganzer Schmerz wachte jetzt auf und legte sich in sein Herz. Ein süßes Gefühl unendlichen Wohls beschlich ihn. Er sprach einfach mit den Leuten, sie litten alle mit ihm; und es war ihm ein Trost, wenn er über einige müdgeweinte Augen Schlaf und gequälten Herzen Ruhe bringen, wenn er über dieses von materiellen Bedürfnissen gequälte Sein, diese dumpfen Leiden gen Himmel leiten konnte. Er war fester geworden, wie er schloß — da fingen die Stimmen wieder an:

Laß in mir die heilgen Schmerzen,
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;
Leiden sei all mein Gewinst,
Leiden sei mein Gottesdienst.

Das Drängen in ihm, die Musik, der Schmerz erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen, unnennbaren Schmerz davon. Jetzt ein anderes Sein: göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm aus und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein! Da rauschte die Quelle, Ströme brachen aus seinen Augen, er krümmte sich in sich, es zuckten seine Glieder, es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust. Endlich dämmerte es in ihm, er empfand ein leises tiefes Mitleid mit sich selbst, er weinte

über sich, sein Haupt sank auf die Brust, er schlief ein. Der Vollmond stand am Himmel; die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Tränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen — so lag er nun da allein, und alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.

Am folgenden Morgen kam er herunter, er erzählte Oberlin ganz ruhig, wie ihm die Nacht seine Mutter erschienen sei: Sie sei in einem weißen Kleid aus der dunkeln Kirchhofmauer hervorgetreten und habe eine weiße und eine rote Rose an der Brust stecken gehabt; sie sei dann in eine Ecke gesunken, und die Rosen seien langsam über sie gewachsen, sie sei gewiß tot; er sei ganz ruhig darüber. Oberlin versetzte ihm nun, wie er bei dem Tode seines Vaters allein auf dem Felde gewesen sei und er dann eine Stimme gehört habe, so daß er wußte, daß sein Vater tot sei; und wie er heimgekommen, sei es so gewesen. Das führte sie weiter, Oberlin sprach noch von den Leuten im Gebirge, von Mädchen, die das Wasser und Metall unter der Erde fühlten, von Männern, die auf manchen Berghöhen angefaßt würden und mit einem Geiste rängen; er sagte ihm auch, wie er einmal im Gebirge durch das Schauen in ein leeres tiefes Bergwasser in eine Art von Somnambulismus versetzt worden sei. Lenz sagte, daß der Geist des Wassers über ihn gekommen sei, daß er dann etwas von seinem eigentümlichen Sein empfunden hätte. Er fuhr weiter fort: Die einfachste, reinste Natur hinge am nächsten mit der elementarischen zusammen; je feiner der Mensch geistig fühlte und lebte, um so abgestumpfter würde dieser elementarische Sinn; er halte ihn nicht für einen hohen Zustand, er sei nicht selbständig genug, aber er meine, es müsse ein unendliches Wonnegefühl sein, so von dem eigentümlichen Leben jeder Form berührt zu werden, für Gesteine, Metalle, Wasser und Pflanzen eine Seele zu haben, so traumartig jedes Wesen

in der Natur in sich aufzunehmen, wie die Blumen mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes die Luft.

Er sprach sich selbst weiter aus: wie in allem eine unaussprechliche Harmonie, ein Ton, eine Seligkeit sei, die in den höheren Formen mit mehr Organen aus sich herausgriffe, tönte, auffaßte und dafür aber auch um so tiefer affiziert würde; wie in den niedrigen Formen alles zurückgedrängter, beschränkter, dafür aber auch die Ruhe in sich größer sei. Er verfolgte das noch weiter. Oberlin brach es ab, es führte ihn zu weit von seiner einfachen Art ab. Ein andermal zeigte ihm Oberlin Farbentäfelchen, er setzte ihm auseinander, in welcher Beziehung jede Farbe mit dem Menschen stände; er brachte zwölf Apostel heraus, deren jeder durch eine Farbe repräsentiert würde. Lenz faßte das auf, er spann die Sache weiter, kam in ängstliche Träume, fing an, wie Stilling, die Apokalypse zu lesen, und las viel in der Bibel.

Um diese Zeit kam Kaufmann mit seiner Braut ins Steintal. Lenzen war anfangs das Zusammentreffen unangenehm; er hatte sich so ein Plätzchen zurechtgemacht, das bißchen Ruhe war ihm so kostbar — und jetzt kam ihm jemand entgegen, der ihn an so vieles erinnerte, mit dem er sprechen, reden mußte, der seine Verhältnisse kannte. Oberlin wußte von allem nichts; er hatte ihn aufgenommen, gepflegt; er sah es als seine Schickung Gottes, der den Unglücklichen ihm zugesandt hätte, er liebte ihn herzlich. Auch war es allen notwendig, daß er da war; er gehörte zu ihnen, als wäre er schon längst da, und niemand frug, woher er gekommen und wohin er gehen werde.

Ueber Tisch war Lenz wieder in guter Stimmung, man sprach von Literatur, er war auf seinem Gebiete. Die idealistische Periode fing damals an, Kaufmann war ein Anhänger davon, Lenz widersprach heftig. Er sagte: Die Dichter, von denen man sagte, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, doch seien sie immer noch erträglicher

als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten. Er sagte: Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht, wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres kleckſen, unſer einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuſchaffen. Ich verlange in allem — Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es häßlich ist. Das Gefühl, daß, was geſchaffen sei, Leben habe, stehe über diesen beiden und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen. Uebrigens begegne es uns nur selten: in Shakespeare finden wir es, und in den Volksliedern tönt es einem ganz, in Goethe manchmal entgegen: alles übrige kann man ins Feuer werfen. Die Leute können auch keinen Hundsstall zeichnen. Da wollte man idealistische Gestalten, aber alles, was ich davon gesehen, sind Holzpuppen. Dieser Idealismus ist die schmählichste Verachtung der menschlichen Natur. Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen feinen kaum bemerkten Mienenspiel; er hätte dergleichen versucht im „Hofmeister" und den „Soldaten". Es sind die prosaischsten Menschen unter der Sonne, aber die Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich; nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß. Man muß nur Aug und Ohren dafür haben. Wie ich gestern neben am Tale hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen: die eine band ihre Haare auf, die andere half ihr; das goldne Haar hing herab, ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht, und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Meduſenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen zwischen den Felsen, war es wieder ein

anderes Bild. Die ſchönſten Bilder, die ſchwellendſten Töne gruppieren, löſen ſich auf.

Nur eins bleibt: eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andere tritt, ewig aufgeblättert, verändert. Man kann ſie aber freilich nicht immer feſthalten und in Muſeen ſtellen und auf Noten ziehen, und dann alt und jung herbeirufen, und die Buben und Alten darüber radotieren und ſich entzücken laſſen. Man muß die Menſchheit lieben, um in das eigentümliche Weſen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu häßlich ſein, erſt dann kann man ſie verſtehen; das unbedeutendſte Geſicht macht einen tieferen Eindruck als die bloße Empfindung des Schönen, und man kann die Geſtalten aus ſich heraustreten laſſen, ohne etwas vom Aeßeren hinein zu kopieren, wo einem kein Leben, keine Muskeln, kein Puls entgegenſchwillt und pocht.

Kaufmann warf ihm vor, daß er in der Wirklichkeit doch keine Typen für einen Apoll von Belvedere oder eine Raffaeliſche Madonna finden würde. Was liegt daran, verſetzte er; ich muß geſtehen, ich fühle mich dabei ſehr tot. Wenn ich in mir arbeite, kann ich auch wohl was dabei fühlen, aber ich tue das Beſte daran. Der Dichter und Bildende iſt mir der liebſte, der mir die Natur am wirklichſten gibt, ſo daß ich über ſeinem Gebild fühle; alles übrige ſtört mich. Die holländiſchen Maler ſind mir lieber als die italieniſchen, ſie ſind auch die einzigen faßlichen. Ich kenne nur zwei Bilder, und zwar von Niederländern, die mir einen Eindruck gemacht hätten wie das Neue Teſtament: das eine iſt, ich weiß nicht von wem, Chriſtus und die Jünger von Emmaus. Wenn man ſo lieſt, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den paar Worten. Es iſt ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger roter Streifen am Horizont, halbfinſter auf der Straße; da kommt ein Unbekannter zu ihnen, ſie ſprechen, er bricht das Brot; da erken-

nen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, und es tritt sie etwas Unbegreifliches an; aber es ist kein gespenstisches Grauen, es ist, wie wenn einem ein geliebter Toter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte: so ist das Bild mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend. Dann ein anderes: Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand zerstreut, so heimlich, rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt, und sie verrichtet die Andacht zu Haus; das Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist, als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallte der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach. —

In der Art sprach Lenz weiter; man horchte auf; es traf vieles. Er war rot geworden über den Reden, und bald lächelnd, bald ernst, schüttelte er die blonden Locken. Er hatte sich ganz vergessen.

Nach dem Essen nahm ihn Kaufmann beiseite. Er hatte Briefe von Lenzens Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken und dergleichen mehr. Lenz fuhr ihn an: „Hier weg, weg? nach Haus? Toll werden dort? Du weißt, ich kann es nirgends aushalten, als da herum, in der Gegend. Wenn ich nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte, und dann wieder herunter ins Haus, durch den Garten gehen und zum Fenster hineinsehen — ich würde toll! toll! Laßt mich doch in Ruhe! Nur ein bißchen Ruhe jetzt, wo es mir ein wenig wohl wird! Weg? Ich verstehe das nicht, mit den zwei [?] Worten ist die Welt verhunzt. Jeder hat was nötig; wenn er ruhen kann, was

könnt er mehr haben! Immer steigen, ringen und so in Ewigkeit alles, was der Augenblick gibt, wegwerfen und immer darben, um einmal zu genießen! Dürsten, während einem helle Quellen über den Weg springen! Es ist mir jetzt erträglich, und da will ich bleiben. Warum? warum? Eben weil es mir wohl ist. Was will mein Vater? kann er mir geben? Unmöglich! Laßt mich in Ruhe!" — Er wurde heftig, Kaufmann ging, Lenz war verstimmt.

Am folgenden Tage wollte Kaufmann weg. Er beredete Oberlin, mit ihm in die Schweiz zu gehen. Der Wunsch, Lavater, den er längst durch Briefe kannte, auch persönlich kennen zu lernen, bestimmte ihn. Er sagte es zu. Man mußte einen Tag länger wegen der Zurüstungen warten. Lenz fiel das aufs Herz. Er hatte, um seiner unendlichen Qual los zu werden, sich ängstlich an alles geklammert. Er fühlte in einzelnen Augenblicken tief, wie er sich alles nur zurechtmache; er ging mit sich um wie mit einem kranken Kinde. Manche Gedanken, mächtige Gefühle wurde er nur mit der größten Angst los; da trieb es ihn wieder mit unendlicher Gewalt darauf, er zitterte, das Haar sträubte ihm fast, bis er es in der ungeheuersten Anspannung erschöpfte. Er rettete sich in eine Gestalt, die ihm immer vor Augen schwebte, und in Oberlin; seine Worte, sein Gesicht taten ihm unendlich wohl. So sah er mit Angst dessen Abreise entgegen.

Es war Lenzen unheimlich, jetzt allein im Hause zu bleiben. Das Wetter war milde geworden, er beschloß, Oberlin zu begleiten, ins Gebirg. Auf der andern Seite, wo die Täler in die Ebene ausliefen, trennten sie sich. Er ging allein zurück. Er durchstrich das Gebirge in verschiedenen Richtungen. Breite Flächen zogen sich in die Täler herab, wenig Wald, nichts als gewaltige Linien und weiter hinaus die weite, rauchende Ebene; in der Luft ein gewaltiges Wehen, nirgends eine Spur von Menschen, als hie und da eine verlassene Hütte, wo die Hirten den Sommer zubrachten, an den

Abhängen gelehnt. Er wurde still, vielleicht faſt träumend; es verſchmolz ihm alles in eine Linie, wie eine ſteigende und ſinkende Welle zwiſchen Himmel und Erde, es war ihm, als läge er an einem unendlichen Meer, das leiſe auf und ab wogte. Manchmal ſaß er; dann ging er wieder, aber langſam träumend. Er ſuchte keinen Weg.

Es war finſter Abend, als er an eine bewohnte Hütte kam, im Abhange nach dem Steintal. Die Türe war verſchloſſen, er ging ans Fenſter, durch das ein Lichtſchimmer fiel. Eine Lampe erhellte faſt nur einen Punkt: ihr Licht fiel auf das bleiche Geſicht eines Mädchens, das mit halb geöffneten Augen, leiſe die Lippen bewegend, dahinter ruhte. Weiter weg im Dunkel ſaß ein altes Weib, das mit ſchnarrender Stimme aus einem Geſangbuche ſang. Nach langem Klopfen öffnete ſie; ſie war halb taub. Sie trug Lenz einiges Eſſen auf und wies ihm eine Schlafſtelle an, wobei ſie beſtändig ihr Lied fortſang. Das Mädchen hatte ſich nicht gerührt. Einige Zeit darauf kam ein Mann herein; er war lang und hager, Spuren von grauen Haaren, mit unruhigem verwirrtem Geſicht. Er trat zum Mädchen, ſie zuckte auf und wurde unruhig. Er nahm ein getrocknetes Kraut von der Wand und legte ihr die Blätter auf die Hand, ſo daß ſie ruhiger wurde und verſtändliche Worte in langſam ziehenden, durchſchneidenden Tönen ſummte. Er erzählte, wie er eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Tälern ein Wetterleuchten geſehen habe; auch habe es ihn angefaßt, und er habe damit gerungen wie Jakob. Er warf ſich nieder und betete leiſe mit Inbrunſt, während die Kranke in einem langſam ziehenden, leiſe verhallenden Tone ſang. Dann gab er ſich zur Ruhe.

Lenz ſchlummerte träumend ein, und dann hörte er im Schlafe, wie die Uhr tickte. Durch das leiſe Singen des Mädchens und die Stimme der Alten zugleich tönte das Sauſen des Windes, bald näher, bald ferner, und der bald

helle, bald verhüllte Mond warf sein wechselndes Licht traumartig in die Stube. Einmal wurden die Töne lauter, das Mädchen redete deutlich und bestimmt: sie sagte, wie auf der Klippe gegenüber eine Kirche stehe. Lenz sah auf, und sie saß mit weitgeöffneten Augen aufrecht hinter dem Tisch, und der Mond warf sein stilles Licht auf ihre Züge, von denen ein unheimlicher Glanz zu strahlen schien; zugleich schnarrte die Alte, und über diesem Wechseln und Sinken des Lichts, den Tönen und Stimmen schlief endlich Lenz tief ein.

Er erwachte früh. In der dämmernden Stube schlief alles, auch das Mädchen war ruhig geworden. Sie lag zurückgelehnt, die Hände gefaltet unter der linken Wange; das Geisterhafte aus ihren Zügen war verschwunden, sie hatte jetzt einen Ausdruck unbeschreiblichen Leidens. Er trat ans Fenster und öffnete es, die kalte Morgenluft schlug ihm entgegen. Das Haus lag am Ende eines schmalen, tiefen Tales, das sich nach Osten öffnete; rote Strahlen schossen durch den grauen Morgenhimmel in das dämmernde Tal, das im weißen Rauch lag, und funkelten am grauen Gestein und trafen in die Fenster der Hütten. Der Mann erwachte. Seine Augen trafen auf ein erleuchtet Bild an der Wand, sie richteten sich fest und starr darauf; nun fing er an, die Lippen zu bewegen, und betete leise, dann laut und immer lauter. Indem kamen Leute zur Hütte herein, sie warfen sich schweigend nieder. Das Mädchen lag in Zuckungen, die Alte schnarrte ihr Lied und plauderte mit den Nachbarn. Die Leute erzählten Lenzen, der Mann sei vor langer Zeit in die Gegend gekommen, man wisse nicht woher; er stehe im Ruf eines Heiligen, er sehe das Wasser unter der Erde und könne Geister beschwören, und man wallfahre zu ihm. Lenz erfuhr zugleich, daß er weiter vom Steintal abgekommen; er ging weg mit einigen Holzhauern, die in die Gegend gingen. Es tat ihm wohl, Gesellschaft zu finden; es war ihm jetzt

unheimlich mit dem gewaltigen Menſchen, von dem es ihm manchmal war, als rede er in entſetzlichen Tönen. Auch fürchtete er ſich vor ſich ſelbſt in der Einſamkeit.

Er kam heim. Doch hatte die verfloſſene Nacht einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Die Welt war ihm helle geweſen, und er ſpürte an ſich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrunde, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß. Er wühlte jetzt in ſich. Er aß wenig; halbe Nächte im Gebet und fieberhaften Träumen. Ein gewaltſames Drängen, und dann erſchöpft zurückgeſchlagen; er lag in den heißeſten Tränen, und dann bekam er plötzlich eine Stärke und erhob ſich kalt und gleichgültig, ſeine Tränen waren ihm dann wie Eis, er mußte lachen. Je höher er ſich aufriß, deſto tiefer ſtürzte er hinunter. Alles ſtrömte wieder zuſammen. Ahnungen von ſeinem alten Zuſtande durchzuckten ihn und warfen Streiflichter in das wüſte Chaos ſeines Geiſtes.

Des Tags ſaß er gewöhnlich unten im Zimmer. Madame Oberlin ging ab und zu, er zeichnete, malte, las, griff nach jeder Zerſtreuung, alles haſtig von einem zum andern. Doch ſchloß er ſich jetzt beſonders an Madame Oberlin an, wenn ſie ſo daſaß, das ſchwarze Geſangbuch vor ſich, neben einer Pflanze, im Zimmer gezogen, das jüngſte Kind zwiſchen den Knien; auch machte er ſich viel mit dem Kinde zu ſchaffen. So ſaß er einmal, da wurde ihm ängſtlich, er ſprang auf, ging auf und ab. Die Türe halb offen — da hörte er die Magd ſingen, erſt unverſtändlich, dann kamen die Worte:

Auf dieſer Welt hab ich kein Freud,
Ich hab mein Schatz, und der iſt weit.

Das fiel auf ihn, er verging faſt unter den Tönen. Madame Oberlin ſah ihn an. Er faßte ſich ein Herz, er konnte nicht mehr ſchweigen, er mußte davon ſprechen. „Beſte Madame Oberlin, können Sie mir nicht ſagen, was das Frauen-

zimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?" „Aber Herr Lenz, ich weiß von nichts."

Er schwieg dann wieder und ging hastig im Zimmer auf und ab; dann fing er wieder an: „Sehen Sie, ich will gehen; Gott, Sie sind noch die einzigen Menschen, wo ich's aushalten könnte, und doch — doch, ich muß weg, zu ihr — aber ich kann nicht, ich darf nicht." — Er war heftig bewegt und ging hinaus.

Gegen Abend kam Lenz wieder, es dämmerte in der Stube; er setzte sich neben Madame Oberlin. „Sehen Sie", fing er wieder an, „wenn sie so durchs Zimmer ging und so halb für sich allein sang, und jeder Tritt war eine Musik, es war so eine Glückseligkeit in ihr, und das strömte in mich über, ich war immer ruhig, wenn ich sie ansah oder sie so den Kopf an mich lehnte, und Gott! Gott — ich war schon lange nicht mehr ruhig ... Ganz Kind; es war, als wär ihr die Welt zu weit, sie zog sich so in sich zurück, sie suchte das engste Plätzchen im ganzen Haus, und da saß sie, als wäre ihre ganze Seligkeit nur in einem kleinen Punkt, und dann war mir's auch so; wie ein Kind hätte ich dann spielen können. Jetzt ist es mir so eng, so eng! Sehen Sie, es ist mir manchmal, als stieß ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke! Es ist mir dabei oft, als fühlt ich physischen Schmerz, da in der linken Seite, im Arm, womit ich sie sonst faßte. Doch kann ich sie mir nicht mehr vorstellen, das Bild läuft mir fort, und dies martert mich; nur wenn es mir manchmal ganz hell wird, so ist mir wieder recht wohl." — Er sprach später noch oft mit Madame Oberlin davon, aber meist in abgebrochenen Sätzen; sie wußte wenig zu antworten, doch tat es ihm wohl.

Unterdessen ging es fort mit seinen religiösen Quälereien. Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Glut in sich zu wecken; es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo alles in ihm

ſich drängte, wo er unter all ſeinen Empfindungen keuchte. Und jetzt ſo tot! Er verzweifelte an ſich ſelbſt; dann warf er ſich nieder, er rang die Hände, er rührte alles in ſich auf — aber tot! Dann flehte er, Gott möge ein Zeichen an ihm tun; dann wühlte er in ſich, faſtete, lag träumend am Boden.

Am dritten Hornung hörte er, ein Kind in Fouday ſei geſtorben; er faßte es auf wie eine fixe Idee. Er zog ſich in ſein Zimmer und faſtete einen Tag. Am vierten trat er plötzlich ins Zimmer zu Madame Oberlin; er hatte ſich das Geſicht mit Aſche beſchmiert und forderte einen alten Sack. Sie erſchrak; man gab ihm, was er verlangte. Er wickelte den Sack um ſich wie ein Büßender und ſchlug den Weg nach Fouday ein. Die Leute im Tale waren ihn ſchon gewohnt; man erzählte ſich allerlei Seltſames von ihm. Er kam ins Haus, wo das Kind lag. Die Leute gingen gleichgültig ihrem Geſchäfte nach; man wies ihm eine Kammer, das Kind lag im Hemde auf Stroh, auf einem Holztiſch.

Lenz ſchauderte, wie er die kalten Glieder berührte und die halberöffneten gläſernen Augen ſah. Das Kind kam ihm ſo verlaſſen vor, und er ſich ſo allein und einſam. Er warf ſich über die Leiche nieder. Der Tod erſchreckte ihn, ein heftiger Schmerz faßte ihn an: dieſe Züge, dieſes ſtille Geſicht ſollten verweſen — er warf ſich nieder, er betete mit allem Jammer der Verzweiflung, daß Gott ein Zeichen an ihm tue und das Kind beleben möge, wie er ſchwach und unglücklich ſei; dann ſank er ganz in ſich und wühlte all ſeinen Willen auf einen Punkt. So ſaß er lange ſtarr. Dann erhob er ſich und faßte die Hände des Kindes und ſprach laut und feſt: „Stehe auf und wandle!“ Aber die Wände hallten ihm nüchtern den Ton nach, daß es zu ſpotten ſchien, und die Leiche blieb kalt. Da ſtürzte er halb wahnſinnig nieder; dann jagte es ihn auf, hinaus ins Gebirg.

Wolken zogen raſch über den Mond; bald alles im Finſtern, bald zeigten ſie die nebelhaft verſchwindende Landſchaft im Mondſchein. Er rannte auf und ab. In ſeiner Bruſt war ein Triumphgeſang der Hölle. Der Wind klang wie ein Titanenlied. Es war ihm, als könne er eine ungeheure Fauſt hinauf in den Himmel ballen und Gott herbeireißen und zwiſchen ſeinen Wolken ſchleifen; als könnte er die Welt mit den Zähnen zermalmen und ſie dem Schöpfer ins Geſicht ſpeien; er ſchwur, er läſterte. So kam er auf die Höhe des Gebirges, und das ungewiſſe Licht dehnte ſich hinunter, wo die weißen Steinmaſſen lagen, und der Himmel war ein dummes blaues Auge, und der Mond ſtand ganz lächerlich drin, einfältig. Lenz mußte laut lachen, und mit dem Lachen griff der Atheismus in ihn und faßte ihn ganz ſicher und ruhig und feſt. Er wußte nicht mehr, was ihn vorhin ſo bewegt hatte, es fror ihn; er dachte, er wolle jetzt zu Bette gehn, und er ging kalt und unerſchütterlich durch das unheimliche Dunkel — es war ihm alles leer und hohl, er mußte laufen und ging zu Bette.

Am folgenden Tage befiel ihn ein großes Grauen vor ſeinem geſtrigen Zuſtand. Er ſtand nun am Abgrunde, wo eine wahnſinnige Luſt ihn trieb, immer wieder hineinzuſchauen und ſich dieſe Qual zu wiederholen. Dann ſteigerte ſich ſeine Angſt, die Sünde und der Heilige Geiſt ſtanden vor ihm.

Einige Tage darauf kam Oberlin aus der Schweiz zurück, viel früher, als man es erwartet hatte. Lenz war darüber betroffen. Doch wurde er heiter, als Oberlin ihm von ſeinen Freunden im Elſaß erzählte. Oberlin ging dabei im Zimmer hin und her und packte aus, legte hin. Dabei erzählte er von Pfeffel, das Leben eines Landgeiſtlichen glücklich preiſend. Dabei ermahnte er ihn, ſich in den Wunſch ſeines Vaters zu fügen, ſeinem Berufe gemäß zu leben, heimzukehren. Er ſagte ihm: Ehre Vater und Mutter, und dergleichen mehr. Ueber dem Geſpräch geriet Lenz in heftige Un-

ruhe; er stieß tiefe Seufzer aus, Tränen drangen ihm aus den Augen, er sprach abgebrochen. „Ja, ich halt es aber nicht aus; wollen Sie mich verstoßen? Nur in Ihnen ist der Weg zu Gott. Doch mit mir ist's aus! Ich bin abgefallen, verdammt in Ewigkeit, ich bin der ewige Jude.“ Oberlin sagte ihm, dafür sei Jesus gestorben, er möge sich brünstig an ihn wenden, und er würde teilhaben an seiner Gnade.

Lenz erhob das Haupt, rang die Hände und sagte: „Ach! ach! göttlicher Trost.“ Dann frug er plötzlich freundlich, was das Frauenzimmer mache. Oberlin sagte, er wisse von nichts, er wolle ihm aber in allem helfen und raten; er müsse ihm aber Ort, Umstände und Person angeben. Er antwortete nichts wie gebrochene Worte: „Ach, sie ist tot Lebt sie noch? Du Engel! Sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o du Engel! Verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — ich liebte sie, sie war's würdig — o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder!“ Oberlin versetzte, vielleicht lebten alle diese Personen noch, vielleicht vergnügt; es möge sein, wie es wolle, so könne und werde Gott, wenn er sich zu ihm bekehrt haben würde, diesen Personen auf sein Gebet und Tränen so viel Gutes erweisen, daß der Nutzen, den sie alsdann von ihm hätten, den Schaden, den er ihnen zugefügt, vielleicht überwiegen würde. Er wurde darauf nach und nach ruhiger und ging wieder an sein Malen.

Den Nachmittag kam er wieder. Auf der linken Schulter hatte er ein Stück Pelz und in der Hand ein Bündel Gerten, die man Oberlin nebst einem Briefe für Lenz mitgegeben hatte. Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte; er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden

tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden. Er ging.

Beim Nachtessen war er wie gewöhnlich etwas tiefsinnig. Doch sprach er von allerlei, aber mit ängstlicher Hast. Um Mitternacht wurde Oberlin durch ein Geräusch geweckt. Lenz rannte durch den Hof, rief mit hohler, harter Stimme den Namen Friederike, mit äußerster Schnelle, Verwirrung und Verzweiflung ausgesprochen; er stürzte sich dann in den Brunnentrog, patschte darin, wieder heraus und herauf in sein Zimmer, wieder herunter in den Trog, und so einigemal — endlich wurde er still. Die Mägde, die in der Kinderstube unter ihm schliefen, sagten, sie hätten oft, insonderheit aber in selbiger Nacht, ein Brummen gehört, das sie mit nichts als mit dem Tone einer Haberpfeife zu vergleichen wußten. Vielleicht war es sein Winseln, mit hohler, fürchterlicher, verzweifelnder Stimme.

Am folgenden Morgen kam Lenz lange nicht. Endlich ging Oberlin hinauf in sein Zimmer: er lag im Bett ruhig und unbeweglich. Oberlin mußte lange fragen, ehe er Antwort bekam; endlich sagte er: „Ja, Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! die Langeweile! o, so langweilig! Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen [?] soll; ich habe schon alle Figuren auf die Wand gezeichnet.“ Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: „Ja wenn ich so glücklich wäre wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden! ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die meisten beten aus Langeweile, die anderen verlieben sich aus Langeweile, die dritten sind tugendhaft, die vierten lasterhaft, und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig!

O Gott! in deines Lichtes Welle,
In deines glühnden Mittags Helle,
Sind meine Augen wund gewacht.
Wird es denn niemals wieder Nacht?“

Oberlin blickte ihn unwillig an und wollte gehen. Lenz huſchte ihm nach, und indem er ihn mit unheimlichen Augen anſah: „Sehn Sie, jetzt kommt mir doch was ein, wenn ich nur unterſcheiden könnte, ob ich träume oder wache; ſehn Sie, das iſt ſehr wichtig, wir wollen es unterſuchen“ — er huſchte dann wieder ins Bett.

Den Nachmittag wollte Oberlin in der Nähe einen Beſuch machen; ſeine Frau war ſchon fort. Er war im Begriffe wegzugehen, als es an ſeine Türe klopfte und Lenz hereintrat mit vorwärts gebogenem Leib, niederwärts hängendem Haupt, das Geſicht über und über und das Kleid hie und da mit Aſche beſtreut, mit der rechten Hand den linken Arm haltend. Er bat Oberlin, ihm den Arm zu ziehen, er hätte ihn verrenkt, er hätte ſich zum Fenſter heruntergeſtürzt; weil es aber niemand geſehen, wolle er es auch niemand ſagen. Oberlin erſchrak heftig, doch ſagte er nichts; er tat was Lenz begehrte. Zugleich ſchrieb er an den Schulmeiſter von Belleſoſſe, er möge herunterkommen, und gab ihm Inſtruktionen; dann ritt er weg.

Der Mann kam. Lenz hatte ihn ſchon oft geſehen und hatte ſich an ihn attachiert. Er tat, als hätte er mit Oberlin etwas reden wollen, wollte dann wieder weg. Lenz bat ihn, zu bleiben, und ſo blieben ſie beiſammen. Lenz ſchlug noch einen Spaziergang nach Foudaу vor. Er beſuchte das Grab des Kindes, das er hatte erwecken wollen, kniete zu verſchiedenen Malen nieder, küßte die Erde des Grabes, ſchien betend, doch mit großer Verwirrung, riß etwas von den auf dem Grabe ſtehenden Blumen ab als ein Andenken, ging wieder zurück nach Waldbach, kehrte wieder um und Sebaſtian mit. Bald ging er langſam und klagte über große Schwäche in den Gliedern, dann ging er mit verzweifelnder Schnelligkeit; die Landſchaft beängſtigte ihn, ſie war ſo eng, daß er an alles zu ſtoßen fürchtete. Ein unbeſchreibliches Gefühl des Mißbehagens befiel ihn, ſein Begleiter ward ihm

endlich läſtig, auch mochte er ſeine Abſicht erraten und ſuchte ihn zu entfernen. Sebaſtian ſchien ihm nachzugehen, fand aber heimlich Mittel, ſeinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, und nun hatte Lenz zwei Aufſeher, ſtatt einen. Er zog ſie weiter herum; endlich ging er nach Waldbach zurück, und da ſie nahe am Dorfe waren, kehrte er wie ein Blitz wieder um und ſprang wie ein Hirſch gen Foudaŋ zurück. Indem ſie ihn in Foudaŋ ſuchten, kamen zwei Krämer und erzählten ihnen, man hätte in einem Hauſe einen Fremden gebunden, der ſich für einen Mörder ausgäbe, der aber gewiß kein Mörder ſein könne. Sie liefen in dies Haus und fanden es ſo. Ein junger Menſch hatte ihn auf ſein ungeſtümes Drängen in der Angſt gebunden. Sie banden ihn los und brachten ihn glücklich nach Waldbach, wo Oberlin indeſſen mit ſeiner Frau zurückgekommen war. Er ſah verwirrt aus. Da er aber merkte, daß er liebreich und freundlich empfangen wurde, bekam er wieder Mut; ſein Geſicht veränderte ſich vorteilhaft, er dankte ſeinen beiden Begleitern freundlich und zärtlich, und der Abend ging ruhig herum. Oberlin bat ihn inſtändig, nicht mehr zu baden, die Nacht ruhig im Bette zu bleiben, und wenn er nicht ſchlafen könne, ſich mit Gott zu unterhalten. Er verſprach's und tat es ſo die folgende Nacht; die Mägde hörten ihn faſt die ganze Nacht hindurch beten.

Den folgenden Morgen kam er mit vergnügter Miene auf Oberlins Zimmer. Nachdem ſie verſchiedenes geſprochen hatten, ſagte er mit ausnehmender Freundlichkeit: „Liebſter Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, wovon ich Ihnen ſagte, iſt geſtorben, ja geſtorben — der Engel!“ „Woher wiſſen Sie das?“ „Hieroglyphen, Hieroglyphen!“ und dann zum Himmel geſchaut und wieder: „Ja geſtorben — Hieroglyphen!“ Es war dann nichts weiter aus ihm zu bringen. Er ſetzte ſich und ſchrieb einige Briefe, gab ſie dann Oberlin mit der Bitte, einige Zeilen dazu zu ſetzen.

Sein Zuſtand war indeſſen immer troſtloſer geworden. Alles, was er an Ruhe aus der Nähe Oberlins und aus der Stille des Tales geſchöpft hatte, war weg; die Welt, die er hatte nutzen wollen, hatte einen ungeheuern Riß; er hatte keinen Haß, keine Liebe, keine Hoffnung — eine ſchreckliche Leere, und doch eine folternde Unruhe, ſie auszufüllen. Er hatte nichts. Was er tat, tat er mit Bewußtſein, und doch zwang ihn ein innerlicher Inſtinkt. Wenn er allein war, war es ihm ſo entſetzlich einſam, daß er beſtändig laut mit ſich redete, rief, und dann erſchrak er wieder, und es war ihm, als hätte eine fremde Stimme mit ihm geſprochen. Im Geſpräche ſtotterte er oft, eine unbeſchreibliche Angſt befiel ihn, er hatte das Ende ſeines Satzes verloren; dann meinte er, er müſſe das zuletzt geſprochene Wort behalten und immer ſprechen, nur mit großer Anſtrengung unterdrückte er dieſe Gelüſte. Es bekümmerte die guten Leute tief, wenn er manchmal in ruhigen Augenblicken bei ihnen ſaß und unbefangen ſprach, und er dann ſtotterte und eine unausſprechliche Angſt ſich in ſeinen Zügen malte, er die Perſonen, die ihm zunächſt ſaßen, krampfhaft am Arme faßte und erſt nach und nach wieder zu ſich kam. War er allein oder las er, war's noch ärger; all ſeine geiſtige Tätigkeit blieb manchmal in einem Gedanken hängen. Dachte er an eine fremde Perſon, oder ſtellte er ſie ſich lebhaft vor, ſo war es ihm, als würde er ſie ſelbſt; er verwirrte ſich ſelbſt, und dabei hatte er einen unendlichen Trieb, mit allem um ihn im Geiſte willkürlich umzugehen: die Natur, Menſchen, nur Oberlin ausgenommen — alles traumartig, kalt. Er amüſierte ſich, die Häuſer auf die Dächer zu ſtellen, die Menſchen an- und auszukleiden, die wahnwitzigſten Poſſen auszuſinnen. Manchmal fühlte er einen unwiderſtehlichen Drang, das Ding, das er gerade im Sinne hatte, auszuführen, und dann ſchnitt er entſetzliche Fratzen. Einſt ſaß er neben Oberlin, die Katze lag gegenüber auf einem Stuhl.

Plötzlich wurden seine Augen starr, er hielt sie unverrückt auf das Tier gerichtet; dann glitt er langsam den Stuhl hinunter, die Katze ebenfalls; sie war wie bezaubert von seinem Blick, sie geriet in ungeheure Angst, sie sträubte sich scheu; Lenz mit den nämlichen Tönen, mit fürchterlichem entstelltem Gesichte; wie in Verzweiflung stürzten beide aufeinander los, da endlich erhob sich Madame Oberlin, um sie zu trennen. Dann war er wieder tief beschämt. Die Zufälle des Nachts steigerten sich aufs schrecklichste. Nur mit der größten Mühe schlief er ein, während er zuvor noch die schreckliche Leere zu füllen versucht hatte. Dann geriet er zwischen Schlaf und Wachen in einen entsetzlichen Zustand: er stieß an etwas Grauenhaftes, Entsetzliches, der Wahnsinn packte ihn; er fuhr mit fürchterlichem Schreien, in Schweiß gebadet, auf, und erst nach und nach fand er sich wieder. Er mußte dann mit den einfachsten Dingen anfangen, um wieder zu sich zu kommen. Eigentlich nicht er tat es, sondern ein mächtiger Erhaltungstrieb: es war, als sei er doppelt, und der eine Teil suche den andern zu retten und riefe sich selbst zu; er erzählte, er sagte in der heftigsten Angst Gedichte her, bis er wieder zu sich kam.

Auch bei Tage bekam er diese Zufälle, sie waren dann noch schrecklicher; denn sonst hatte ihn die Helle davor bewahrt. Es war ihm dann, als existiere er allein, als bestände die Welt nur in seiner Einbildung, als sei nichts als er; er sei das ewig Verdammte, der Satan, allein mit seinen folternden Vorstellungen. Er jagte mit rasender Schnelligkeit sein Leben durch, und dann sagte er: „Konsequent, konsequent"; wenn jemand etwas sprach: „Inkonsequent, inkonsequent"; — es war die Kluft unrettbaren Wahnsinns, eines Wahnsinns durch die Ewigkeit.

Der Trieb der geistigen Erhaltung jagte ihn auf, er stürzte sich in Oberlins Arme, er klammerte sich an ihn, als wolle er sich in ihn drängen; er war das einzige Wesen, das für

ihn lebte und durch den ihm wieder das Leben offenbart wurde. Allmählich brachten ihn Oberlins Worte dann zu ſich; er lag auf den Knien vor Oberlin, ſeine Hände in den Händen Oberlins, ſein mit kaltem Schweiße bedecktes Geſicht auf deſſen Schoß, am ganzen Leibe bebend und zitternd. Oberlin empfand unendliches Mitleid, die Familie lag auf den Knien und betete für den Unglücklichen, die Mägde flohen und hielten ihn für einen Beſeſſenen. Und wenn er ruhiger wurde, war es wie der Jammer eines Kindes: er ſchluchzte, er empfand ein tiefes, tiefes Mitleid mit ſich ſelbſt; das waren auch ſeine ſeligſten Augenblicke. Oberlin ſprach von Gott. Lenz wand ſich ruhig los und ſah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an, und ſagte endlich: „Aber ich, wär ich allmächtig, ſehen Sie, wenn ich ſo wäre, ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten; ich will ja nichts als Ruhe, Ruhe, nur ein wenig Ruhe, um ſchlafen zu können.“ Oberlin ſagte, dies ſei eine Profanation. Lenz ſchüttelte troſtlos mit dem Kopfe. Die halben Verſuche zum Entleiben, die er indes fortwährend machte, waren nicht ganz ernſt. Es war weniger der Wunſch des Todes — für ihn war ja keine Ruhe und Hoffnung im Tode — es war mehr in Augenblicken der fürchterlichſten Angſt oder der dumpfen, ans Nichtſein grenzenden Ruhe ein Verſuch, ſich zu ſich ſelbſt zu bringen durch phyſiſchen Schmerz. Augenblicke, worin ſein Geiſt ſonſt auf irgendeiner wahnwitzigen Idee zu reiten ſchien, waren noch die glücklichſten. Es war doch ein wenig Ruhe, und ſein wirrer Blick war nicht ſo entſetzlich als die nach Rettung dürſtende Angſt, die ewige Qual der Unruhe! Oft ſchlug er ſich den Kopf an die Wand oder verurſachte ſich ſonſt einen heftigen phyſiſchen Schmerz.

Den 8. morgens blieb er im Bette, Oberlin ging hinauf; er lag faſt nackt auf dem Bette und war heftig bewegt. Oberlin wollte ihn zudecken, er klagte aber ſehr, wie ſchwer alles ſei,

ſo ſchwer! er glaube gar nicht, daß er gehen könne, jetzt endlich empfinde er die ungeheure Schwere der Luft. Oberlin ſprach ihm Mut zu. Er blieb aber in ſeiner früheren Lage und blieb den größten Teil des Tages ſo, auch nahm er keine Nahrung zu ſich.

Gegen Abend wurde Oberlin zu einem Kranken nach Belleſoſſe gerufen. Es war gelindes Wetter und Mondſchein. Auf dem Rückwege begegnte ihm Lenz. Er ſchien ganz vernünftig und ſprach ruhig und freundlich mit Oberlin. Der bat ihn, nicht zu weit zu gehen; er verſprach's. Im Weggehen wandte er ſich plötzlich um und trat wieder ganz nahe zu Oberlin und ſagte raſch: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich das nur nicht mehr hören müßte, mir wäre geholfen.“ „Was denn, mein Lieber?“ „Hören Sie denn nichts? hören Sie denn nicht die entſetzliche Stimme, die um den ganzen Horizont ſchreit und die man gewöhnlich die Stille heißt? Seitdem ich in dem ſtillen Tale bin, hör ich's immer, es läßt mich nicht ſchlafen; ja Herr Pfarrer, wenn ich wieder einmal ſchlafen könnte!“ Er ging dann kopfſchüttelnd weiter.

Oberlin ging zurück nach Waldbach und wollte ihm jemand nachſchicken, als er ihn die Stiege hinauf in ſein Zimmer gehen hörte. Einen Augenblick darauf platzte etwas im Hofe mit ſo ſtarkem Schalle, daß es Oberlin unmöglich von dem Falle eines Menſchen herzukommen ſchien. Die Kindsmagd kam todblaß und ganz zitternd . . .

Er ſaß mit kalter Reſignation im Wagen, wie ſie das Tal hervor nach Weſten fuhren. Es war ihm einerlei, wohin man ihn führte. Mehrmals, wo der Wagen bei dem ſchlechten Wege in Gefahr geriet, blieb er ganz ruhig ſitzen; er war vollkommen gleichgültig. In dieſem Zuſtande legte er den Weg durchs Gebirg zurück. Gegen Abend waren ſie im Rheintale. Sie entfernten ſich all-

mählich vom Gebirge, das nun wie eine tiefblaue Kriſtallwelle ſich in das Abendrot hob, und auf deren warmer Flut die roten Strahlen des Abends ſpielten; über die Ebene hin am Fuße des Gebirgs lag ein ſchimmerndes, bläuliches Geſpinſt. Es wurde finſter, je mehr ſie ſich Straßburg näherten; hoher Vollmond, alle fernen Gegenſtände dunkel, nur der Berg neben bildete eine ſcharfe Linie, die Erde war wie ein goldener Pokal, über den ſchäumend die Goldwellen des Mondes liefen. Lenz ſtarrte ruhig hinaus, keine Ahnung, kein Drang; nur wuchs eine dumpfe Angſt in ihm, je mehr die Gegenſtände ſich in der Finſternis verloren. Sie mußten einkehren. Da machte er wieder mehrere Verſuche, Hand an ſich zu legen, war aber zu ſcharf bewacht.

Am folgenden Morgen, bei trübem, regneriſchem Wetter, traf er in Straßburg ein. Er ſchien ganz vernünftig, ſprach mit den Leuten. Er tat alles, wie es die andern taten; es war aber eine entſetzliche Leere in ihm, er fühlte keine Angſt mehr, kein Verlangen, ſein Daſein war ihm eine notwendige Laſt. — —

So lebte er hin . . .

Arno Nadel / Zeichnung von Kokoſchka

Du mußt in dieſe Straße
Wie in den Wald hinein.
Da ſtehen Mond und Sonne
Und tauſchen Ja und Nein.

Du fängſt dich in die Klänge,
Du ſenkſt dich in den Grund,
Wo erſte Tiere wandeln,
Urleopard, Urhund.

Sie brüllen ihre Liebe
Ins Ewige hinüber
Und lagern und verſtrahlen.

Ergraute Stille regt ſich,
Als wenn ein Schein verrauſche,
Die Landſchaft ſelbſt bewegt ſich
In ſich hinein — nun lauſche:

In heller Nacht geboren,
Im Spinnenhaus erblüht,
Beginnt für gute Ohren
Ein Lied vom Lied.

Leo Sternberg / Stunde der Erfüllung

Es wird die Stunde kommen, wo die ſchweifenden Sonnen,
die ſich flammend bekriegen,
wie geflügelte Goldkugeln ſchweben im ſingenden Raum;
und vielleicht iſt die Stunde ſchon nah.
Wir rennenden Sklaven aber, denen das Weltgebäude
von den Eiſenhämmern der Arbeit widerhallt,
erblaſſen vor der nahenden Himmelsſtille,
die ſchon weitherverkündigend die Luft erfüllt mit heiligem
Vorabendglanz;
und das fremde Gleichgewicht, das uns ſüß überwältigt,
erpreßt wie ein würgender Alp uns Wahnſinnsrufe:
„Es ſchaufeln rückwärts, rückwärts die Räder des Menſch-
heitsſchiffs!“
Und wir peitſchen in Schmerzen uns auf und ſchließen die
Ohren
vor der Verzaubrung traumferner Sonntagsglocken.
Wir ſchüren die Flammen der Anſtrengung übermenſchlich
zum Himmel hinan;
ſchütten die Berge des Wiſſens, gehäuft von Jahrtauſenden,
höher und höher;
fangen mit Rieſenantennen Botſchaft auf von den Sternen;
untertunneln das Meer;
und ſchrauben Wendelſtiegen im Innern der Berge empor,
die auf dem Gletſcher uns ausſetzen, über den Wolken.
Um und um gewühlt iſt die Erde, Stockwerk über Stockwerk,
von Katakomben, Brücken und unentwirrbaren Wegen;
und von Schauinsland zu Schauinsland ſpähen wir fieber-
haft aus nach unerflogenen Zielen,
das Geſpenſt der Sündflut hinter uns und des Welten-
brandes . . .

Wunſchlos aber längſt im Innerſten ruht unſer weiſeres Herz,
das die Spitzen der Berge goldklar gehoben ſieht bis an
ihr Maß,

bis an den Rand gefüllt die Ströme der Tage,
und lächelnd besitzt, was wir zu Höhn erquälter Halbgottheit drängend, nicht finden.
Ach, von Sehnsucht verzehrt nach neuer Sehnsucht verkannten wir Sucher in Fernen,
daß die Stunde der Erfüllung ist unter uns jeglichen Augenblick!
Es bricht der Brunnen der Harmonie,
von dem siebenschalig die Kaskaden schleiern,
aus der Mitte der Erde,
und Reigen beschwingter Menschenkinder,
nichts zu erstreben, zu wissen als dazusein,
umwandeln ihn, schöpfend, mit weltüberschwebenden, silbernen Sängen.
Sie wohnen in Rosenschlössern,
stehn auf dem Berg der Erkenntnis und schaun in das göttliche Land.

Die müde Nazarenerseele

Das Wort geht natürlich auf Dostojewski. Welcher Art der Mann sein muß, der es heute noch in den Mund nimmt, ist auch klar; es riecht ja von Weitem schon nach Linksliberalismus und Industriepolitik. Es stammt aber nicht, wie man auf den ersten Blick meinen sollte, von Richard M. Meyer; denn er, der wahrscheinlich vom Genuß des Zweig'schen Fusels angeregt, zu unserer Pein in Dostojewski ein Problem sieht, das unbedingt er im Berliner Tageblatt lösen muß, er meint, daß Dostojewski eine wilde Seele gehabt habe, „der aber kein gleich starker Intellekt zur Seite stand." Nun, diesem von keinem Skrupel geplagten zielstrebigen Schwachsinn, der sich jetzt auch Urteile über die Hirnkraft eines Dostojewski anmaßt, hat ja Karl Kraus' Arbeit für alle Zeiten zur verdienten Lächerlichkeit verholfen. Aber daß in den eigentlich reichsdeutschen Landen selber, wo doch jeden zweiten Tag eine neue Zeitschrift gegründet wird, jedoch so gut wie keinem der Schriftsteller mehr etwas einfällt, es sei denn sein Tod in Venedig (der aber wortlos

ruhmreicher gewesen wäre) nicht wenigstens für Sauberkeit und Reinlichkeit gesorgt wird, indem was Kraft hat den Besen und die Kehrschaufel zur Hand nimmt und ordentlich ausfegt — das ist die Schande. Es ist, als ob einer Jugend der unmittelbare leidenschaftliche Sinn für Wert, Würde und Ehre im geistigen Leben verloren gegangen sei, als ob sie im Zweifel lebe, was höher stehe, der letzte Putzer und Knecht im Hause des Geistes oder König und Minister im Lande des Gefasels zu sein; freilich ist der Unterschied der: daß auch der letzte Ausputzer im Hause des Geistes selber einigermaßen sauber sein muß, während im Lande des Gefasels gerade die größten und fettesten Oberbonzen auch die schmierigsten Schmutzfinke sein können. Das Wort von der müden Nazarenerseele stammt also nicht von Richard M. Meyer, der ja ganz im Gegenteil meint, daß Dostojewski eine wilde Seele gehabt habe, aber es stammt von einem seiner Gesinnungsgenossen, und ob diese Seelen sich in letzten Dingen auch so sehr widersprechen wie das Ja dem Nein und das Schwarz dem Weiß, das tut ihrem Einverständnis gar nichts, denn sie treffen sich ja sofort in einem gemeinsamen Dritten, wo alles wieder wurscht ist, und dessen allgemeiner Name liberale Sinnlosigkeit und besonderer Berliner Tageblatt oder Neue Rundschau ist. Das Wort hat ein anderer Liberaler geschrieben, auch ein Berliner, auch ein Teleologe. Es ist der deutsche Mill, Spencer, Hamilton, Pitt der Jüngere und der Aeltere, Macaulay, Disraeli-Lord Beaconsfield (dieses rückständige Preußen, das weder Harden noch ihn zu Ministern haben will), Chamberlain, Cecil Rhodes, Asquith, Churchill, Morley usw., kurz, es ist der große Publizist, der „vom lieben Gott mit Metaphysik gestrafte" (jawohl! er und Mauthner) Philosoph *und* liberale Politiker der Neuen Rundschau: Samuel Sänger. Er meint, daß die Entwicklung Dostojewski überholt habe. Wer die Entwicklung ist und wie sie heißt, sagt er nicht, es ist auch nicht nötig, wir wissen es schon. Die Entwicklung ist die Neue Rundschau oder das Berliner Tageblatt oder, weil die gegenseitige Kongenialität feststeht, beide zusammen. Die Entwicklung hat Dostojewski überholt, weil er *eine müde Nazarenerseele* war. Da haben wir das Wort. Eine müde Nazarenerseele. Es ist möglich, daß kein einziger Leser der Neuen Rundschau über diese Dummheit oder Lüge,

denn eines von beiden ist es, je nach dem Grade der Bewußtheit, mit der es geschrieben wurde, freilich bei dem Mischmasch des Liberalismus kann es auch beides zugleich sein, — es ist also möglich, daß kein einziger Leser der Neuen Rundschau über diese Dummheit oder Lüge oder verlogene Dummheit und dumme Lüge gelacht hat, ja, es ist wahrscheinlich, daß jeder damit einverstanden war und sagte: ja, dieser Dostojewski war eine müde Nazarenerseele, da lobe ich mir den Eifer und die Kraft der heiteren, olympischen, apollinischen Geister, der diesseitigen Jasager, der Mauthner, Meyer und Sänger — ja, das sind die mutigen Pioniere der Freiheit, was im Reiche der Technik die Flieger, das sind sie im Reiche der Geister, tapfere Lichtbringer, vor denen alle Dunkelmänner entfliehen müssen wie, nun das ist klar, wie die Nacht vor dem Tage. Ich aber, der mit der Eifersucht eines Verliebten darüber wacht, daß in seiner Finsternis kein künstliches Industrielicht scheine, und diesem die schwärzeste Nacht noch vorzieht, so in ihr nur dem Glauben, wenn auch aus weiter Ferne, eines wahren Sternes Strahl und Licht leuchtet, ich, ein Dunkelmann also, der zwar der Sonne nichts anhaben kann und auch nicht will, wohl aber übel qualmende Talgfunzeln mit der größten Bereitwilligkeit und ganz besonderem Vergnügen — sie, die sich für Sterne halten, werden sagen: mit thersitischem und herostratischem Ressentiment — auslöschen hilft, ich sage: Dieser Dostojewski, diese müde Nazarenerseele, dieser wenig starke Intellekt, hat in einer einzigen Minute seines Lebens, nicht tausend, sondern abertausend Mal, mehr Seelenkraft gewonnen, verloren und wiedergewonnen und hat außerdem zeitlebens wachend, träumend und schlafend im kleinen Finger mehr Verstand besessen als jene nimmermüden — nun, dafür müssen sie sich doch halten! Griechen und Cäsarenseelen, der Meyer und der Sänger, der Sänger und der Meyer, die ich im Inferno zum ewigen Trinken lauen Wassers verdammen würde, in einer an Jahren das Patriarchenalter erreichenden Betriebsamkeit, die allem wahren Leben Hohn spricht, jemals ausgeben oder einsparen können.

Ich schlage die „Literarischen Schriften" Dostojewskis auf und lese Seite 356: „Die Schurken foppen mich mit meinem angeblich u n g e b i l d e t e n und rückständigen Glauben an

Gott. Diese Tölpel haben sich eine solche Gottesleugnung noch nicht einmal träumen lassen, wie sie in meinem Großinquisitor und dem vorhergehenden Kapitel ausgedrückt ist, und auf die das ganze Buch (Die Brüder Karamasoff) die Antwort gibt. Wenn ich an Gott glaube, so tue ich es doch nicht wie ein Dummkopf (wie ein Fanatiker). Diese da wollen mich belehren und lachen über meine Beschränktheit! Ihre dumme Kreatur hat sich ja nicht einmal träumen lassen von einer solchen Gewalt der Verneinung, wie ich sie durchgemacht habe. Und die wollen mich unterrichten."

Ich hege keine, aber auch gar keine Zweifel, daß sowohl Meyer wie Sänger diese Sätze, in denen Dostojewski von seiner müden Seele und von seinem schwachen Intellekt redet, gelesen haben, denn sie sind liberal und lesen alles, aber ich hege die allerstärksten Zweifel, ob sie sie auch verstanden haben. Ich glaube nämlich, daß beide entweder so dumm oder so schlau — nein, ich will liberal sein, also so dummschlau waren, diese Worte dahinstehen zu lassen, ihnen keinen Sinn zu geben, sie nicht auf sich zu beziehen, nach der Lektüre nicht aufzuspringen, nicht unruhig zu werden, sich nicht zu schämen. Nein, so taten sie nicht, sondern der eine ging hin und schrieb ein Feuilleton für das Berliner Tageblatt, in dem er bewies, daß Dostojewski zwar eine wilde Seele hatte, aber ein Dummkopf war, während der andere schon vorher ein Feuilleton für die Neue Rundschau geschrieben hatte, in dem er bewies, daß Dostojewski von der Entwicklung überholt wurde, weil er eine müde Nazarenerseele war. Ah ja, da ist nichts zu machen, denn es werden diese linksliberalen, rasend intelligenten aber harmonisch ausgeglichenen Fabrikseelen nimmermehr müde werden, in deutschen Landen mit Rundschau und Tageblatt das bischen Geistesleben zu ersticken.

Theodor Haecker.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 395/396/397:

Glossen / Notizen / Glossen

Der Gipfel der Schamlosigkeit

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.--)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus** Jahrgang I—XIV komplett in 18 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 360.—**
2. **KARL KRAUS,** Die chinesische Mauer. **Luxus-Ausgabe.** Mit 8 Lithographien von O. K o k o s c h k a. Einmalige Ausgabe in **200 Exemplaren.** Groß-Folio. **Preis K 42.—, geb. K 45.60, Pergamentband K 78.—**
3. Nestroy's Werke (Ausg. Hesse) geb. . . . . K 2.40
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität K 7.20, geb. K 8.70
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche K 4.20, geb. K 5.40
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . K 7.20, geb. K 9.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo . . K 3.—, geb. K 4.80
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 14/15

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: In Berührung mit Theosophie / Georg Trakl: Abendland / Otto Alscher: Der Greis und das Mädchen / Sören Kierkegaard: Vorworte / Adolf Loos: Anmerkung / Hermann Broch: Ethik / Ein Schlußwort von Will Scheller

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Mai 1914 Heft 14/15

In Berührung mit Theosophie / von Carl Dallago

I.

Anfangs Jänner erhielt ich ein anonymes Schreiben, dem ich das Folgende entnehme:

Sehr geehrter Herr! Nachdem ich vor mehreren Jahren das Buch von Friedrich Daab „Jesus von Nazareth" kennen gelernt hatte, fiel mir vor einiger Zeit Ihr gleichnamiges Büchlein in die Hände. Da es mir große Freude bereitete, beschäftigte ich mich öfters damit. Manche schöne Gedanken darin, die mir Ihren Aufsatz wertvoller machen als die Schrift Daabs, geben mir Anlaß und Mut, Sie auf ein Buch aufmerksam zu machen, das wohl geeignet ist, dem Geheimnis Christi und der Erscheinung Jesu näher zu führen. Es ist das Buch „Jehoshua, der Prophet von Nazareth" von Dr. Franz Hartmann. Hartmann ist „Theosoph". Dieser Name hat einen üblen Klang. Vielleicht aber finden Sie gleich mir statt des erwarteten Sumpfes einen klaren, tiefen Brunnen oder zumindest einen Märchensee . . .

Um Sie mit dem Wesen Hartmanns in Berührung zu bringen, zitiere ich eine Aeußerung von ihm über ein Symptom des Verfalls: „Ich kann nicht umhin, so nutzlos es auch sein wird, eine große Gefahr zu erwähnen, die umso schlimmer ist, als sie von wenigen beachtet wird, nämlich die ‚Vermaterialisierung' und Verderbnis der deutschen Sprache durch die sogenannten ‚Verbesserer' der deutschen Rechtschreibung. Eine

Sprache ist nicht, wie manche meinen, ein nach Belieben zusammengeflicktes Zeug von willkürlich angenommenen Lauten, sondern ein Produkt der Entwicklung, und sie entspricht genau dem Charakter des Volkes, welches sie hat. Die deutsche Sprache ist eine der wenigen, welche noch etwas Geistiges und Kraftvolles in sich haben. Je vollkommener eine Sprache ist, umsomehr hat sie Zeichen, (wie z. B. das Sanskrit), um feinere Betonungen und Dehnungen anzudeuten ... Ein Mensch, der keinen Unterschied mehr sehen kann zwischen ‚Muth' und ‚Mut' oder zwischen ‚That' und ‚Tat', befindet sich sicherlich auf dem Wege zur Verrohung und Geistlosigkeit. Ein bekannter Philosoph und Occultist schrieb schon vor fünfzig Jahren: ‚Da von allen gebildeten Nationen der Deutsche allein eine ausgebildete Ursprache besitzt, so müssen die Deutschen die Herren der Welt werden, sobald sie die Kraft erkennen, die in ihrer Sprache liegt'. — Durch die Sprachverderbnis verschwindet der Geist und mit diesem die Kraft."

Schließlich nochmals zu Ihrem Büchlein. Den Fragen und Bemerkungen auf den Seiten 18 und 19 möchte ich folgende entgegenstellen:

Ein Kulturleben, darin die uralten Triebkräfte nicht mehr herrschen würden: der Selbsterhaltungstrieb, der Wille zum Leben, der Wille zur Macht, wäre die Insel der Seligen, das Land das ferne leuchtet, wenn nicht die Gemeinschaft der Heiligen.

Was ist das Fortleben der Menschen? Ist das Fortleben der jammervollen Menschen denn wünschenswert? Kann hingegen etwas, was wirklich ist, jemals nicht sein oder nicht gewesen sein?

Wäre der Selbsterhaltungstrieb Jesu, dieses „Energievergeuders", wohltätiger als sein Sterben zu nennen?

Sind diejenigen, die den „Willen" zum Leben haben, so mannhaft, daß sie das Leiden „wollen"?

„Wille zum Leben" ist doppelsinnig. Welches Leben wird bei der höchsten Entfaltung bejaht?

„Wille zur Macht" ist doppelsinnig. Wille zur

Vergeistigung und Wille zum Despotismus sind entgegengesetzt.

Kommt es auf den Boden an oder auf das Samenkorn? Entsteht nicht aus dem Weizenkorn immer Weizen, wohin es auch fällt?

Und wenn der Mensch selbst den steinigen oder fruchtbaren Boden vorstellt, welches ist der Grund dafür? Wird der Mensch von außen nach innen, durch Vererbung, Rasse, Milieu, oder aber von innen nach außen?

Man muß sich entscheiden: Ist die Welt eine Quälanstalt, oder ist alles, Natur und Ueberwindung der Natur, göttliches Gesetz?

Es ist Verwirrung da, die umso mehr auffällt, als der richtige Gedanke an andrer Stelle auftaucht. Der Wahrheitskern wird vom Falschen nicht getrennt, die in der Sprache zum Schlagwort verflochten sind. Und ein Denker, dessen Seele noch unter der eigenen Zwietracht litt, wirkt verwirrend . . .

Aeußerungen dieser Art dringen fordernd auf einen ein; sie berühren wie ein Angriff (wenn auch nicht feindlich), und es kann leicht sein, daß man ihnen nicht Stand hält, daß man ihnen keine Gegenwehr leistet, daß man sich ergibt. Dieses Sichergeben aber könnte bedeuten: entweder ein Unvermögen Stand zu halten oder ein Darüber-hinaus-sein, und noch manches andere innerhalb dieser Grenzen. (So könnte man beispielsweise glauben, solchen Einwänden gegegenüber auch ohne Verteidigung unverletzt genug bestehen zu können.) Unter allen Umständen jedoch scheint es mir voreilig, Verwirrung und Zwietracht der Seele anzunehmen bei einem Autor, dessen Worte im Leser erst jene Gedanken ausgelöst haben, die eine Verwirrung und Zwietracht nachweisen wollen und die der Autor in seine Darstellung nicht mehr einbezog. Ja der Umstand, daß ein Gesagtes den Leser über den unmittelbaren Vorwurf hinaus anregt, könnte dafür sprechen, daß die Bewegung, die den Vorwurf

auslöste, stärker war als das Wort, das den Vorwurf gestaltete. Und dies wiederum könnte dartun, daß der Autor im Gestalten nicht bis zur Grenze seiner Kräfte ging, was wiederum eher für einen Zustand der Klarheit spräche, der dem Autor eben eine gewisse Zurückhaltung in der Darstellung nahe legte. Uebrigens ist das Büchlein „Jesus von Nazareth" nur ein — als Separatdruck erschienenes — Kapitel aus dem „Buch der Unsicherheiten", und sicher finden in diesem Werke die Gedanken jenes Kapitels ihre Vorbereitung und ihre Weiterführung. Eine Zwietracht der Seele aber müßte sich in der Stimmung kundgeben. Doch gerade die Stimmung in diesem Kapitel bringt eine Eintracht der Seele zum Ausdruck, gegen die eher der Vorwurf einer Leichtfertigkeit erhoben werden könnte. Auch müßte „Zwietracht der Seele" noch nicht eine Verwirrung in sich bergen. Gleichwohl ließe sich nun noch vermuten, daß die im vorstehenden Schreiben enthaltenen Aeußerungen und Fragen nachträglich Verwirrung in mir hervorriefen. Um darüber Aufschluß zu geben, versuche ich nun, jenen Aeußerungen und Fragen zu begegnen.

*

Der Ursprungsglaube (der immer mehr von mir Besitz nimmt) birgt bereits den Wunsch in sich, es möchten die ursprünglichen Triebkräfte jederzeit herrschend sein. Wenn nun diese Triebkräfte, die gewiß urälteste sind, als Selbsterhaltungstrieb, als Wille zum Leben, als Wille zur Macht heute nichts mehr taugen sollten, so scheint mir ihre Entartung daran schuld zu sein, nicht aber ihre ursprüngliche Beschaffenheit, die sicher so war, daß demjenigen, der sie besaß, keine „Insel der Seligen", kein „Land, das ferne leuchtet", keine „Gemeinschaft der Heiligen" vorschwebte, weil für ihn das Erdenleben vermutlich noch selig genug war, weil ihm diese Erde noch genug leuchtete, und ihm wohl auch die Gemeinschaft mit den Rätseln des Daseins noch heilig

genug war. Dementſprechend iſt auch anzunehmen, daß dieſe urſprüngliche Beſchaffenheit den Menſchen nicht jammervoll ſein ließ, daß ſie in ihm nicht die Frage aufkommen ließ, ob das Fortleben der Menſchen, deſſen Beſtimmbarkeit uns völlig entzogen iſt, wünſchenswert ſei oder nicht.

Jeſus aber hat ſicher recht getan, indem er *nicht* getan hat, ſondern völlig mit ſich tun ließ in der Weiſe, daß er nicht mehr handelte nach einem Ziel, ſondern ſein Tun erlitt von innen her. Erhält man ſich doch ſelber am beſten und dauerndſten durch die größte Vergeudung ſeines Selbſt. Beiſpiel: jeder große Schaffende.

Aber Fragen, wie ſie hier geſtellt werden, ſind mir nachgerade wie eine zu kurze Decke, nach der mich zu ſtrecken mir immer weniger behagt. Wer kennt auch das Leben genug, um behaupten zu können, er habe den „Willen" zum Leben. Es handelt ſich hier wohl um einen Willen zum Unbekannten, im Grunde um eine Willigkeit, die allem Geſchehen zu begegnen weiß. Zuletzt iſt es der Hang, ja der Wille zu dieſer Willigkeit, der den Lebenswillen auslöſt. So wird von der Beſchaffenheit dieſer Willigkeit, von ihrer Tiefe, auch die Leidensfähigkeit abhängig. Und je größer nun dieſe *Willigkeit*, dieſer Wille zum Leben iſt, umſo größer muß auch der Wille zum Leiden ſein; weil er das größte Vermögen, dem Leide zu begegnen, und ſo auch der eigentliche Ueberwinder des Leidens iſt. Da iſt wohl nichts mehr doppelſinnig, aber es zeigen ſich, wenn man näher zuſieht, an dieſem Willen zum Leben die mannigfachſten Grade von Vollkommenheit. Und ich meine, daß es mit dem Willen zur Macht ebenſo beſchaffen iſt: mannigfachſte Beſchaffenheiten, mannigfachſte Grade von Vollkommenheit auch hier. Aber der Begriff Macht, als ſchöpferiſch auftretendes Leben, duldet es nicht mehr, daß man den Willen zum Deſpotismus als einen Willen zur Macht anſieht.

Die Beschaffenheit eines Willens zu etwas steht freilich in Zusammenhang mit der Beschaffenheit dessen, der diesen Willen hat, mit der Beschaffenheit des Menschen. Und sicher kommt es, was das Aufgehen des Menschen betrifft, auf den Boden und auf das Samenkorn an, wie dies für das Aufgehen eines jeden Lebens ausschlaggebend ist. Aber man braucht nicht erst ein Weizenkorn zu sein, um aufgehen zu können und Frucht zu bringen. Auch Weizen ist nicht immer das Wünschenswerteste. Und schließlich läßt sich jeder Boden bearbeiten. Ja, vielleicht ist Willigkeit der Dünger, der steinigen Boden in fruchtbaren wandelt.

Wer aber überall nach den Gründen sucht, steht schließlich vor lauter Abgründen. Und das Werden muß zutiefst ein Unwissen bleiben; wenn man weiß, wie man wird, kann man nicht mehr werden. Und Innen und Außen ist diesem Werden gewiß vertrauter als jedem Wissen. Es erlaubt einem nicht mehr, in irgendeinem Maßgebenden die Wahl der Entscheidung zu haben — mag die Welt was immer bedeuten! Wie man Natur und als solche ein Gesetzliches ist, und als solches gewissermaßen auch noch Ueberwindung der Natur (da ja die Natur ihrem Gesetz gehorcht und nicht dieses der Natur), so muß man sich selber als zugehörig zu etwas fühlen, das mehr als von dieser Welt ist.

Daß das Gesagte „der richtige Gedanke" ist, wage ich zwar nicht zu behaupten. Hingegen das, daß es jedenfalls unrichtig ist, von einem Gedanken als von dem richtigen zu reden, als sei das Richtige eine absolut feststehende und bestimmbare Sache. Wenn das so wäre, müßte alle Verwirrung und Verirrung längst behoben sein. Aber das absolut Richtige entzieht sich wohl der Wortwerdung; es bleibt in Verhüllung. Doch kann es der Ausgangspunkt einer Bewegung sein, die auf ihrem Wege zu Wort wird. So ist das Wort darauf angewiesen, Zeichen zu sein, und bedarf immer der Ohren, die hören, und der Herzen, die aufnehmen können.

Die jeweilige Richtigkeit eines Gedankens jedoch mag von dem Grad der Menſchlichkeit deſſen abhängen, der den Gedanken ausſpricht. Wenn aber ſo, wie in der eingangs zitierten Stelle, „der richtige Gedanke“ geſagt wird, ſo macht mich das auf das Anſpruchsvolle in der Theoſophie aufmerkſam und ſetzt mir vor dieſe „Weisheitsreligion“ ein Fragezeichen.

II.

Die in der Zuſchrift hervorgehobenen Aeußerungen des Theoſophen Franz Hartmann über die Sprache ſind nicht danach angetan, in mir beſondere Sympathie für Theoſophie zu erwecken. Daß die Sprache ein Produkt der Entwicklung und nicht „ein nach Belieben zuſammengeflicktes Zeug“ iſt, iſt zu ſelbſtverſtändlich, als daß es noch betont werden dürfte. Aber die Vollkommenheit einer Sprache in Hinſicht auf das Geiſtige und Kraftvolle iſt ſchwerlich von der Anzahl ihrer Zeichen abhängig. Auch übertriebene Verfeinerung, die eine Zeichenvermehrung mit ſich bringt, kann eine Sprache ſchwächen, genau ſo wie den Menſchen eine Verfeinerung ſchwächt, die ein übertriebenes Wohlbehagen mit ſich bringt. Jener Sprachgeiſt freilich, der eine Sprache nur auf das Zweckliche hin prüft und zuſchneidet, und der ſchließlich zur „Weltſprache“ greifen muß, um mit wenigſten Worten zu größtem Gewinn zu kommen, iſt Schachergeiſt, und als ſolcher zweifellos „Verrohung und Geiſtloſigkeit“; er mag auch nur Händlern und Vermittlern frommen. Aber der Kraft, die mit dem Geiſt zu tun haben will, darf nicht als höchſtes Ziel vorſchweben, „Herr der Welt“ zu ſein, da ein ſolches Herrentum doch ein äußerlichſtes und geringfügigſtes wäre. Auch verbietet hier ſchon der Hinweis auf das „Sanskrit“, ſolchen Beruf zur Weltherrſchaft von dem Grad der Ausgebildetheit einer Sprache abhängig zu machen.

Die Art des Theoſophen Franz Hartmann berührte mich

also von vorneherein nicht sonderlich überzeugend. Dennoch verschaffte ich mir, dem Wink des Briefschreibers folgend, das Buch „Jehoshua, der Prophet von Nazareth", um über Theosophie mehr zu erfahren. Denn ich sagte mir: an diesem Vorwurf, an dem man sich selber schon versucht hat, muß sich einem das Wesen der Theosophie deutlich genug enthüllen.

Aber schon die Vorrede stimmte mich bedenklich, indem sie vom Erkennen des Wertes eines Religionssystemes spricht. Denn mich dünkt: das wahrhaft Religiöse verneint jedes Religionssystem. Auch ein anderer Satz, demzufolge der wahre Geist des Christentums „der Geist der Wahrheit und daher die Grundlage aller auf wahrer Erkenntnis beruhenden Religionssysteme" sei, schien mir bedenklich und nur in jenem Sinne stichhältig, der betont: Daß der Geist der Wahrheit, der allem Wahrhaft-Religiösen von jeher zugrunde liegen muß, auch die Grundlage des Christentums ist, insoferne erkannt wird, daß dieses aus dem Geiste Christi — und somit aus einem wahrhaftest Religiösen — hervorgegangen ist.

Die Widmung, die nun folgt und die Gott in rhetorischen Versen huldigt, spricht auch für keinen Dichter; der Ausruf: „Zu ihm, dem Gott im Menschen, beten wir", bekennt vielleicht die theosophische Absicht, zwingt aber mit diesem „Zu Gott im Menschen-Beten" dem Gebet eine Begrenzung auf, die zu durchbrechen das Sich-zu-Gott-erheben sonst mit sich bringt.

Auf derartige Aeußerungen hin überrascht es schließlich nicht mehr, wenn in diesem Buch die Existenz Jesu in Zweifel gezogen und gesagt wird: es sei „bis auf den heutigen Tag noch keinem Geschichtsforscher gelungen, einen sicheren Beweis zu finden, daß diese im ‚Neuen Testament' beschriebene Persönlichkeit jemals in Palästina oder sonstwo gelebt hat". Vielmehr sei es so, daß die Gelehrten

Gegenteiliges behaupten. Es überraſcht auch nicht, wenn des weiteren Schriftſteller angeführt werden (und zwar in einer Weiſe, die Ranggefühl ſehr vermiſſen läßt), um zu zeigen, wie ſehr die Urteile über Jeſus von einander abweichen, und um damit die Unſicherheit über ſeine Perſon noch mehr zu belegen. Wenn ſchließlich gemeint wird: „Zugegeben, daß der Prophet von Nazareth ein Adept, ... ein Buddha und Inkarnation des göttlichen Logos war, vorausgeſetzt, daß er jemals als hiſtoriſche Perſönlichkeit lebte, ſo bleibt er für uns doch nur ein Ideal; denn das Ideal wird für uns ſelber erſt dann zur Wirklichkeit, wenn es ſich in uns ſelber verwirklicht. Das Licht eines Anderen kann in unſere Seele ſcheinen, aber unſre Seele muß ſelbſt leuchtend werden, ſonſt geht der Schein unter, wenn der Andere geht.“ Aber „der Andere“ geht nicht, ſondern erſteht in uns erſt umſo mehr, je mehr er in uns ſelber Licht wird. Und es handelt ſich nicht darum, ein Ideal zu verwirklichen, ſondern vielmehr darum, ſich das hohe Beiſpiel eines Menſchen zu erhalten, der die Fähigkeit auf ſich ſelber zu ſtehen durch ſein Geeintſein mit ſeiner Herkunft, durch ſeinen Durchbruch zu Gott, in ſeinem Verhalten zur Welt in ſo außerordentlicher Weiſe kundgetan hat.

Darum halte ich es *nicht* für „viel wahrſcheinlicher“, ſondern für höchſt unwahrſcheinlich, „daß die Erzählung der Bibel ſich auf gar keine beſtimmte Perſönlichkeit bezieht, ſondern eine dramatiſche Darſtellung der geiſtigen Wiedergeburt iſt.“ Und halte es für irrig, zu folgern: daß „aus dem kleinen Lichte, das in einem einzelnen Menſchen leuchtete, dabei ein großes Licht wird, welches die ganze Welt erfüllt und ſich überall offenbart, wo kein Hindernis iſt“. Denn mir erſchiene die Welt als ſolche eben als ein Hindernis für die Offenbarung dieſes Lichtes, und ich glaube nicht, daß ein geiſtiges Licht deshalb größer wird, weil es in allen Menſchen leuchtet.

So ſtellte ſich mir häufig der Widerſpruch ein, vielleicht geſchürt durch das Mißtrauen, das der Verfaſſer in mir dadurch hervorrief, daß er die Evangelienberichte mit Zuhilfenahme indiſcher und ägyptiſcher Weisheitslehren als Allegorien auszugeben und zu deuten verſucht, wobei die Exiſtenz Chriſti gewiſſermaßen als überflüſſig hingeſtellt wird. Eine Erkenntnis wird aber eigentlich erſt wirkliche Erkenntnis, wenn ſie gelebt wird. Dazu iſt es jedoch nötig, daß ſie in das Verhalten des Menſchen zu Gott und zur Welt eingreift. Und wenn ſchon der Verfaſſer erkennt, „daß es eine ſolche innerliche Erkenntnis gibt, die aus keiner Ueberlieferung herrührt, ... ſondern auf nichts anderem als auf ſich ſelber, d. h. auf eigener Erfahrung und Erkenntnis beruht", ſo bliebe noch zu erkennen, daß eine ſolche Erkenntnis ſich auch betätigen will, daß ſie im Tun und Laſſen zum Ausdruck kommen muß, daß ſie Beiſpiel wird. Und daß zuletzt nur dieſes Beiſpiel als Beleg für den Wert der Erkenntnis bleibt, indem nur aus dem Tun — aus dem betätigten Kraft-Vermögen — die Macht der Erkenntnis erſichtlich wird. Es ergibt, daß es auch vom Standpunkt der Erkenntnis verfehlt iſt, ein Menſchenbeiſpiel — an dem ſich ja gerade die Macht dieſer Erkenntnis zeigt — als überflüſſig abtun zu wollen. Ein ſolches Menſchenbeiſpiel verblaßt von ſelber mit dem Gang der Zeiten und mit dem Auftreten eines neuen Menſchen, deſſen Lebensbeiſpiel groß genug iſt, höchſte Erkenntniſſe wiederum mit Tat auszufüllen. Für eine derartige Menſchenbeſchaffenheit vermag der Theoſoph Franz Hartmann gewiß keinen Erſatz zu bieten. Mehr als ein bedingtes redliches Wollen (das zu ſehr Ziele und Abſichten hat, um jenes unbedingt Redliche ſein zu können, das ſchöpferiſch iſt) und ein fleißiges Studium alter Weisheitsſchriften könnte ich — auf das Gehörte hin — dem Verfaſſer vorderhand nicht nachrühmen. „Dem Geheimnis Chriſti und der Erſcheinung Jeſu" führt das

Buch ſicher nicht näher, ſondern ſeiner Abſicht nach entfernt es davon. Und wie es den Namen Jeſus, für den es „Jehoshua“ ſetzt (ja eigentlich „Jehoshua Ben Pandira“, wobei das „Unſterbliche“ in Jeſus als „Jehoshua“, deſſen „Perſönlichkeit“ aber als „Ben Pandira“ bezeichnet iſt) nur umſtändlicher und inhaltsärmer macht, ſo auch die Auslegung der Evangelienberichte. Da wird alles als Allegorie genommen und dargetan. Es verkompliziert und ruiniert jede einfache Begenbenheit wie jedes Gleichnis und bewirkt damit nur den Verluſt alles urſprünglichen inneren Lebens.

Als Beiſpiel dafür, wie öde rationaliſtiſch das Buch mit Bibelberichten umgeht, zitiere ich einige Stellen aus „Herodias“:

„Dieſer König wurde von einigen ‚der Eigendünkel‘, von anderen ‚Herodes‘ genannt. Um die Zeit, in welcher ſich dieſe Geſchichte zutrug, herrſchte der Eigendünkel in der von ihm ererbten Welt und hatte ſeinen Wohnſitz in der Hauptſtadt des Reiches, welche gewöhnlich ‚das Gemüt‘, mitunter aber auch ‚Jeruſalem‘ genannt wird. Seine rechtmäßige Frau war eine Prinzeſſin ... bekannt unter dem Namen ‚die Selbſtloſigkeit‘ ... Er verſtieß ſie und nahm die Selbſtliebe, welche unter dem Namen ‚Herodias‘ bekannt war ... Unter denjenigen, welche dieſer Verbindung am meiſten entgegen waren, befand ſich ein von Gott erleuchteter Mann, namens ‚Verſtand‘, welcher im ganzen Lande als ein Prophet galt, und in der Geſchichte unter dem Namen ‚Johannes der Täufer‘ bekannt iſt ... Die ſchöne Herodias haßte den Propheten, denn der Verſtand war der Selbſtliebe ein großes Hindernis, und ſie ſuchte deshalb den König zu bereden, den Propheten ermorden zu laſſen ... Nun erſann die Selbſtliebe einen Plan um ihre Abſicht zu erreichen. Sie hatte eine wunderbar ſchöne

Tochter, genannt Salome, welche die personifizierte Leidenschaft darstellte . . ." u. s. f.

In solcher Weise erfährt hier die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, und was mit ihr zusammenhängt, ihre Umdichtung zum „Märchen". Ich kann derartigen Deutungen wahrscheinlich einfacher Begebenheiten, die für die Empfindung nie völlig auszuschöpfen sind, um so weniger Reiz abgewinnen, je mehr Einbildungseifer und Absichtlichkeit dabei zutage treten. Ja, ich verspüre einen Mangel an Redlichkeit in solchem Tun; er läge darin, daß man bereits mit einer zu bestimmten Absicht an ein solches Thema herantrat und es gestaltete. Behutsam ist diese Absicht auch gelüftet, wenn gesagt wird, daß es dem Verfasser nicht darum zu tun war, „die Allegorien der Bibel kurzweg zu erklären, oder sie auf eine willkürliche Weise auszulegen," sondern daß es vielmehr seine Absicht war, „darauf hinzuweisen, daß hinter den in den ‚Heiligen Schriften' aller Nationen enthaltenen Allegorien tiefe wissenschaftliche Wahrheiten und göttliche Geheimnisse verborgen sind, deren Ergründung für jeden von höchster Wichtigkeit ist."

Ich sehe nun aber gerade das Fragwürdige dieses Verhaltens darin: so zu tun, als wäre es *Gewißheit*, daß die hier in Betracht kommenden Bibelberichte *nur Allegorien* enthalten, während diese angeblichen Allegorien doch, wie gesagt, viel wahrscheinlicher einfache Begebenheiten vorstellen, die immerhin im Bericht getrübt sein mögen. So wuchs mein Mißtrauen, und ich beginne zu vermuten, daß der Theosophie wohl das Menschenbeispiel Christi im Wege ist. Sonst könnte sie nicht so leicht über dessen Existenz hinwegsehen und in ihren Weisheitslehren dafür Ersatz zu finden wähnen; denn die innere Macht eines solchen Menschenbeispiels vermögen bloße Weisheitslehren doch nie aufzuwiegen. Auch wirkt es befremdend und gar nicht überzeugend, die einfache „Bergpredigt" des langen und

breiten zu theosophischen Weisheitslehren ausgeschlachtet zu sehen und beständig von Unsterblichsein und Ueberwelt sprechen zu hören. Schon die Zuhörerschaft, die doch, wie anzunehmen ist, hauptsächlich dem niederen Volke angehörte, spricht gegen eine solche Deutung und für die Annahme, daß in dieser Predigt Christi einfach auf ein Glücklich- und Seligsein durch Innenleben, ohne äußeren Reichtum, hingewiesen wurde. (Dieses tiefgütige Verhalten Christi zum niederen Volke mag unsre Zeit dazu verführt haben, in ihm einen Träger sozialer Tendenzen zu wittern, was aber völlig verfehlt ist. Nichts könnte gegensätzlicher sein als das Verhalten, das Christus dem Volke ans Herz legte, und das Verhalten, das die Sozialdemokratie den Arbeitern predigt. Jenes wollte jeden zu sich selber führen und in solcher Weise sich den Menschen eröffnen, und damit auch dessen Glücklichsein ermöglichen; dieses führt zu Bewegungen, die jeden von sich wegführen und äußerlichste Ziele als Glückszustand anstreben. Dieses ist völlig weltlich, jenes völlig menschlich.)

Auch die Ergründung göttlicher Geheimnisse ist eigentlich nicht Sache des Menschen. Ich möchte darum eine solche Gedankenarbeit nicht mit der Schrift Daabs verglichen sehen, die immerhin ein eigenes Jesu-Erleben kundgibt und sicher viel höher steht. Denn Daab ist Schöpfer; er schöpfte seine Jesu-Erfassung aus seinem Empfinden. Der Theosoph Franz Hartmann aber schöpft aus vielen indischen und ägyptischen Quellen ältester Herkunft, trägt dieses Geschöpfte emsig zusammen und verarbeitet es zu einem Ganzen, dem das Fremdländische seiner Herkunft und das Zusammengefügte noch sehr stark anhaftet. Manches Zitierte — sei es nun einem alten ägyptischen Papyrus abgelesen oder sonst alter Weisheit entstammend — hört man gewiß dankbar an und läßt es auf sich wirken, aber die allzu europäische Verdeutlichung entfernt einem wieder das Gehörte. Das Alte ist

zu wenig zu Wachstum gebracht im Neuen. Der ganze Vorwurf bedürfte vonseiten des Verfassers einer mehr von dessen eigener Wesenheit beeinflußten Behandlung; wie ja auch ein und derselbe Baum sich anders entfaltet in Wuchs und Frucht, sobald er in ein anderes Erdreich kommt. Damit soll gesagt sein: daß das Schöpferische unentbehrlich ist, auch wenn einer älteste Weisheit verwertet. Sonst könnte man überhaupt die Gedanken nur weitergeben. Doch da würde man bald entdecken, daß solche Gedanken tot sind, und daß sie von dem, der sie vorbringt, erst neu erlebt, neu geboren werden müssen, um zu Leben zu kommen. So muß auch die Wahrheit immer wieder neu geboren, neu erlebt werden. Sonst ist sie noch nicht in Wirklichkeit, noch nicht in Wahrheit. Und soviel auch in Hartmanns Buch von der Wahrheit die Rede geht, zuletzt weiß auch er nur: „Wahrheit ist Wirklichkeit. Was wirklich ist, ist wahr".

Hier nun setze ich mit meinem Tadel ein: Dieses Buch gibt zu wenig Wahrheit, zu wenig wirkliches Leben, das immer ein Erleben ist. Es gibt ein vom Verfasser zu wenig neu Erlebtes, ein vom Verfasser zu wenig neu Geborenes. Mit anderen Worten: Der Theosoph Franz Hartmann ist mir zu wenig wirklich, weil er zu wenig selbstschöpferisch ist. Dieser Mangel, scheint mir, haftet allem Theosophischen an, das sich heute bei uns hören läßt. In Dr. Franz Hartmann mag es einen namhaften Vertreter besitzen; aber es ist, als vertrete er das Wachstum eines fremden Stammes. Damit erobert man sich nicht den Menschen. Auch dann nicht, wenn man sich dabei die ganze Welt erobern würde; was diesen Leuten als Hoffnung vorzuschweben scheint, denn man hört da: „Eine ‚theosophische Bewegung' durchzieht die Welt, welche, wenn auch nicht in äußerlicher Form, so doch an innerlicher Bedeutung der großen Reformation gleichkommt, ja dieselbe noch weit übertreffen wird."

Eben von dieſer innerlichen Bedeutung ſpüre ich nichts; ſchon das Aufgehen in nur fremdes Wachstum ſchließt dieſe Bedeutung aus. Die Theoſophie baut mir auch zu viel auf Weisheit und Wiſſen. Wohl zieht ſie mitunter gegen Scheinwiſſenſchaft zu Felde, doch weiß ſie ſich ſelber nicht vor Scheinweisheit zu ſchützen. Denn es iſt nicht weiſe, auf Wiſſen zu bauen. Und wenn ſie meint: „Die kleine Wiſſenſchaft iſt blind, ſie ſchreit nach Beweiſen und verläßt ſich auf Vernunftſchlüſſe und Ableitungen; die große Wiſſenſchaft iſt ſehend; ſie ſieht und erkennt", ſo könnte ſie noch als weitere Steigerung das große Unwiſſen nennen, das erſt zuende ſieht und zuende erkennt, in dem es auch an der großen Wiſſenſchaft das Ende ſieht und erkennt. Und wenn ſchon in der „kleinen Wiſſenſchaft" der Humbug im Kleinen möglich iſt, ſo in der „höheren Wiſſenſchaft" wohl auch der höhere Humbug. Darum: ein Menſch, der zu ſeinem Unwiſſen völlig erwacht iſt, entläßt, um mehr von ſeinem Unwiſſen zu wiſſen, aus ſich auch die große Wiſſenſchaft.

III.

Vielleicht wäre es um die Theoſophie beſſer beſtellt, wenn ſie — anſtatt als die große Wiſſenſchaft aufzutreten — in die wahrhaft große Wirklichkeit, die auch die kleine Wirklichkeit in ſich begreift, tiefer aufzugehen vermöchte. Das würde ihre Anhänger vielleicht veranlaſſen, mehr auf das Wachstum des eigenen Stammes, auf die eigene ſchöpferiſche Entfaltungsmöglichkeit bedacht zu ſein. Iſt doch die kleinſte erlebte Wirklichkeit nicht durch das größte Wiſſen zu erſetzen. Auch käme ſie dann kaum zu Anwandlungen einer Enttäuſchung, die es ſchmerzlich empfindet, „aus den erhabenen Regionen herabſteigen und ſich mit den Kleinlichkeiten dieſes Lebens befaſſen" zu müſſen. Denn man wäre vielleicht eher geneigt, auch manche dieſer Kleinlichkeiten für erhaben zu

nehmen. So könnten einem z. B. die folgenden, sehr irdischen Dinge erhaben scheinen: die vertrauensselige erste Hingabe in Liebe, das beglückte Staunen des Weibes nach dem Gebären, die Verlorenheit der jungen Mutter im Stillen des Kindes, das friedvolle Sterben in Einsamkeit. Ich hebe diese Dinge hier als erhaben hervor, weil der Theosoph die erhabenen Dinge allzugern nur vermeintlich höheren Regionen entnimmt und Beispiele, wie ich sie eben erwähnte, zumeist in das tierische Dasein verweist. Aber ich meine, daß ohne dieses tierische Dasein auch das rein Menschliche nicht aufzufinden ist. Und wenn man schon eine „höhere Wissenschaft", die in höhere Regionen führt, pflegen will, müßte sich dies auch darin erhärten, daß man Selbstverständlichkeiten der allergewöhnlichsten Region nicht mehr berührt. Etwa Gemeinplätze wie diese: „Der Sitz der Liebe ist aber nicht der alles zerklaubende Scharfsinn, sondern die Seele". Oder: „In dem Charakter eines Menschen und nicht in seiner persönlichen Erscheinung liegt seine Individualität". Auch bekundet ein Vertreter der „höheren Geisteswissenschaft" gerade keinen besonderen Geist, wenn er bemerkt: „. . . täglich werden neue Luxusartikel erfunden und wachsen in kurzer Zeit zu unentbehrlichen Bedürfnissen an; ja das tierische Dasein wird so angenehm gemacht, daß man nach keinem höheren Dasein mehr ein Verlangen empfindet"; und wenn er hinzufügt: „Dennoch herrscht keine Zufriedenheit."

Denn meiner Wahrnehmung nach herrscht hier entweder Mangel an Einsicht oder eine Absicht oder wahrscheinlich Beides. Sonst müßte wohl bemerkt werden, daß durch das Wachsen der Luxusbedürfnisse das tierische Dasein (das vom reinmenschlichen Dasein nun einmal nicht zu trennen ist) nur hinfälliger, im Grunde also gewiß nicht angenehmer wird. Daß demgemäß nicht dennoch, sondern eben deshalb keine Zufriedenheit herrschen kann, indem die Men-

ſchennatur inſtinktiv zu fühlen beginnt, daß ihr mit dem Ueberhandnehmen des Luxus etwas entzogen, nicht etwas gegeben wird; daß Uebertwohlleben wie Ueberentbehrung eine Art Unterernährung mit ſich bringen muß und damit einen Verfallszuſtand, der den Menſchen ſpeziell auch „Religionsſyſtemen“, die ja den Verfall des Religiöſen bedeuten und immer weltlich ſind, zugänglich macht. Das Anknüpfen an die allgemeine Unzufriedenheit mutet daher beinahe wie ein Anknüpfen an dieſe Zugänglichkeit an, die in einem Theoſophen möglicherweiſe die Hoffnung und den Entſchluß zeitigt, Menſchen für die Theoſophie zu gewinnen. Zumal es dieſe ja auch zu einem Religionsſyſtem bringen möchte, und man an ihr, je mehr man von ihr kennen lernt, umſo mehr auch beinahe Kirchliches wahrzunehmen vermag. Einen äußeren Zuſammenſchluß wenigſtens ſtrebt auch ſie an, und weltliche Förderungsmittel ſind ihr ebenſo erwünſcht wie der Kirche. Ja ſie weiß ſogar auch einen Himmel in Ausſicht zu ſtellen und — was beſonders verlockend ſcheint — nicht erſt für ein Jenſeits. Man höre nur: „Nichts hindert uns, die Erde zum Himmel zu machen, die Großartigkeit und Herrlichkeit des Weltalls, und uns als die Bewohner ſeiner höheren Regionen zu erkennen, und das Daſein darin zu genießen, als die kleinlichen Vorſtellungen, die wir uns von der Welt und von unſerem Daſein machen.“

Mein Gefühl aber befindet ſich auch zu dieſem Erguſſe in Gegenſtrömung. Nicht nur glaube ich nicht, daß ſich die Erde zum Himmel machen läßt; glaube vielmehr, dieſe „Machenſchaften“ der Menſchen zerſtören allzu oft alles Himmliſche auf Erden. Weshalb ich auch einen unbegrenzten Abſcheu davor habe. Doch erſt ſo, in einer ſolchen Verfaſſung, ſcheint mir, wird man befähigt, ſich nicht mehr kleinliche Vorſtellungen — zwar nicht von der „Welt“ (weil ich nicht weiß, was damit gemeint iſt), ſondern von unſrem

Dasein zu machen. Denn solange wir in dem Wahn leben, dieses Dasein erst zu etwas machen zu müssen, haben wir wohl die kleinlichste Vorstellung von ihm.

•

Nun heißt es zwar am Schlusse des Buches wieder: „Wie aber ein Mensch dadurch, daß er eine Menge körperlicher Nahrung zu sich nimmt, ... nicht gelehrter wird, so wird auch eine Ausbildung der höheren Menschennatur nicht durch eine bloße Vermehrung des intellektuellen Wissens erzielt; vielmehr bedarf es hiezu einer Erweiterung des geistigen Horizonts durch das innerliche Wachstum des wahren Selbstbewußtseins im Menschen, dessen Leben die durch die Ueberwindung des Eigendünkels und durch Selbstaufopferung zum Wohle der Welt zu erlangende göttliche Liebe ist."

Hier möchte ich vorerst nur kürzen und einfach sagen: daß das Wachstum der Menschennatur (nicht erst der höheren) nicht durch Wissen erzielt werden kann; ein Satz, dem niemand überzeugter beipflichten kann als ich. Aber er spräche zugleich schon gegen die Theosophie, insoferne sie sich selber als die „höhere Wissenschaft" ausgibt. Auch das Weitere ließe sich kürzer etwa so fassen: Vielmehr bedarf es hiezu des Wachstums der Innerlichkeit. Ein solches Wachstum erweitert wohl den geistigen Horizont, aber in dem Sinn, daß es die Grenzen tilgt, die das Wissen aufwirft. Denn je tiefer das Geistige seiner selbst bewußt wird, umsomehr verliert es aus sich Grenzen und Wissen. (Es ist wohl sehr zu bezweifeln, daß das von der Erweiterung des geistigen Horizonts im vorher Zitierten so gemeint ist.) Und endlich wäre noch der Begriff „Welt" des Näheren darzulegen. Das Weltall kann damit nicht gemeint sein; es bedarf keiner Fürsorge von Seite der Menschen. Bliebe also

nur noch die Welt im Sinne eines Ergebnisses aus den Machenschaften der Menschen. So bedingt gewissermaßen das Entstehen und die Ausbreitung dieser Welt ein Abkommen des Menschen von sich selber, ein Abkommen von seiner Innerlichkeit, und das Aufkommen der Ordnung dieser Welt ein Abkommen von der Ordnung, die der Mensch in sich trägt. Die Welt in diesem Sinne ist demnach eine Verfallserscheinung, weil sie eine ursprüngliche Ordnung in Verfall bringt, diese ursprüngliche Ordnung im Menschen aber — der Herkunft aus dem Höchsten nach — immer ein Höheres sein muß als die Ordnung dieser Welt. Das schlösse es aber aus, „das göttliche Selbst", daran der Theosoph doch festhält — und das in seiner Göttlichkeit auch ein ursprüngliches Selbst sein muß — wie auch ein Leben, das „die zu erlangende göttliche Liebe" ist, zum Wohle der Welt aufzuopfern, insoferne diese ja nur dadurch bestehen kann, daß sie die Menschen in jenem Verfallszustand an sich bindet. Das Wohl der Welt ist somit nicht mehr das Wohl des Menschen. Vielmehr: je göttlicher ein Selbst oder eine Liebe ist, umso weniger könnten sie mit der Welt noch zu tun haben, indem sie ja den Menschen von der Welt loslösen. Das Wohl des Menschen verlangt, daß er immer mehr zu sich selber findet, daß er immer mehr Mensch wird. Das Wohl der Welt aber würde es nötig machen, von der Welt zu verlangen, daß sie nicht mehr Welt sei. Denn sie kommt zu desto mehr Uebeln, je mehr sie die Menschen von der ursprünglichen Ordnung abbringt, je mehr sie Welt wird.

*

Hier ist mir Gelegenheit geboten, auf den Unterschied zwischen weltlich und irdisch hinzuweisen. Das Irdische hat eine Herkunft aus dem Höchsten wie der Mensch, da

ist nichts Trennendes; sein Ursprung oder sein Schöpfer läßt sich nicht erkennen. Das Weltliche aber, das hier in Frage kommt, stammt von der eben bezeichneten Welt und bedeutet wie diese ein Abkommen der Menschen von der ursprünglichen Ordnung der Dinge. Je mehr der Mensch wieder in sich findet, umsomehr findet er auch wieder zu dieser Ordnung zurück und entläßt aus sich die Ordnung dieser Welt. Das Religiöse als Einkehr muß somit immer ein Erwecken dieser ursprünglichen Ordnung sein. Es muß den Menschen umso mehr vereinzelnen, je mehr es diese Ordnung in ihn trägt. Und es muß diese Ordnung umso mehr in ihn tragen, je religiöser es ist, weil es erst in der völligen Herstellung dieser Ordnung im Menschen, die ein Aufgehen in ein völlig Außerweltliches ist, seine Vollendung findet.

Wenn daher die Theosophie ein Religiöses sein will, so müßte sie ihre Aufgabe auch darin finden, daß sie im Menschen die innere Ordnung und mit ihr den Zusammenhang mit einem Außerweltlichen wieder herzustellen sucht. Dazu bedarf sie keines Zusammenschlusses der Menschen, keiner äußeren Bewegung und keiner Förderung von Seite der Welt. Ja, dem Religiösen als einem Begriff, der die Welt als solche aus sich entläßt, könnte eine Förderung von dieser Seite niemals eine Förderung sein. Und so könnte auch die Theosophie sich immer und überall nur an den einzelnen Menschen wenden, in diesem den Zusammenhang mit einem Außerweltlichen wieder herzustellen helfen und so ihrerseits wieder den Menschen mit dem Menschen verbinden. Es ergäbe freilich keine äußere Verknüpfung, aber eine innere Zusammengehörigkeit, die zugleich eine Befreiung ist. Sie wäre alles in allem auch die stärkste Zusammengehörigkeit und so gewissermaßen ein Soziales, dem gegenüber die äußerlichen sozialen Bande nur wie dünne Fäden erscheinen, die jede stärkere Regung

der Seele zerreißt. (Auch hier zeigt sich wieder, wie falsch und beschränkt der Versuch ist, das Religiöse als ein Soziales von außen her auszugeben).

Allerdings vermag ich mir — dem nach, was ich diesem Buche über Theosophie entnommen habe — noch nicht vorzustellen, wie ein derartig zusammengetragenes Wissen, auch wenn es ältesten Weisheitslehren entstammen und vielfach verständnisvoll behandelt sein mag, imstande sein soll, auf den Menschen in dem erwähnten Sinn als Religiöses zu wirken. Um das zu erreichen, müßte dieses Wissen entweder in völlig geschlossener Weise das Erlebnis spiegeln können, von dem es geboren wurde; oder es müßte vorher so neuerlebt und wiedergeboren werden, daß in ihm das Leben dessen, der es vorbringt, so zum Ausdruck kommt, daß es auch von den Machtzuständen dieses Lebens Zeugnis gibt. Es müßte also ein Menschenbeispiel und nicht Lehre zum Wohle der Welt sein. Die Welt verträgt sich nun einmal nicht mit dem Religiösen. Dafür aber entläßt dieses das Irdische nicht, sondern bringt es vielmehr im Erleben dieses Irdischen zur größten Wirklichkeit und erschließt sich damit auch den Menschen.

Eine Stelle im Buche erlaubt mir noch, das Gesagte in bessere Beleuchtung zu rücken. Es ist da die Rede von einer mystischen Gesellschaft, „welche sich ‚Christen' nannten" und die „die Buchstaben (I. N. R. I.) über dem Symbol des Kreuzes" anbrachten, „welche bedeuten: In Nobis Regnat Jesus; d. h.: ‚In uns herrscht Jesus', das Licht der Welt". Ich frage nun: Wenn Jesus als „das Licht der Welt" begriffen wird, was soll damit gesagt sein? Und so gebe ich hier meine Auffassung:

Vorerst verneine ich Jesus als einen theosophischen Begriff und nehme ihn als ein Beispiel, das in außerordentlichster Weise den Menschen dargetan hat. Dieses Menschenbeispiel mag nun auf andere Menschen so mächtig ge-

wirkt haben, daß sie eine solche Menschwerdung als das höchste betrachteten. So mögen diese Menschen, des gewaltsamen Todes Jesu gedenkend, das Kreuz zum Zeichen ihres Strebens erwählt und wie zum lebendigen Ansporn über diesem Abzeichen (aber ohne jede Geheimlehrerei) die Devise angebracht haben: „In uns herrscht der Mensch" Und sie fanden auf diese Art besser in sich hinein und zur Verbindung mit ihrer Herkunft und sahen, daß es dabei in ihnen immer heller wurde; und sie fühlten, wie das Weltliche aus ihnen entwich und waren wie ausgetreten aus einem Dunkel.

Ich sage nicht, daß es sich so zugetragen hat, weil ich das nicht wissen kann; aber ich sage es, weil es sich heute noch so verhält: daß der Mensch sich erhellt, indem er die Welt aus sich entläßt, indem er zu sich selber kommt. Daß der Mensch, wenn er nur Mensch genug ist, wie der Tag ist und die Welt die Nacht; daß ein solcher Mensch die Freiheit und die Welt das Gefängnis ist; daß er wirklich das Licht und die Welt das Dunkel ist.

Nago, im März 1914.

Abendland / von Georg Trakl

Else Lasker-Schüler
in Verehrung

I.

Verfallene Weiler versanken
Im braunen November,
Die dunklen Pfade der Dörfler
Unter verkrüppelten
Apfelbäumchen, die Klagen
Der Frauen im silbernen Flor.

Hinſtirbt der Väter Geſchlecht.
Es iſt von Seufzern
Erfüllt der Abendwind,
Dem Geiſt der Wälder.

Stille führt der Steg
Zu wolkigen Roſen
Ein frommes Wild am Hügel;
Und es tönen
Die blauen Quellen im Dunkel,
Daß ein Sanftes,
Ein Kind geboren werde.

Leiſe verließ am Kreuzweg
Der Schatten den Fremdling
Und ſteinern erblinden
Dem die ſchauenden Augen,
Daß von der Lippe
Süßer fließe das Lied;

Denn es iſt die Nacht
Die Wohnung des Liebenden,
Iſt ſprachlos das blaue Antlitz,
Ueber ein Totes
Die Schläfe aufgetan;
Kriſtallener Anblick;

Dem folgt auf dunklen Pfaden
An Mauern hin
Ein Abgeſtorbenes nach.

2.

Wenn es Nacht geworden iſt
Erſcheinen unſre Sterne am Himmel
Unter alten Olivenbäumen,
Oder an dunklen Zypreſſen hin
Wandern wir weiße Wege;
Schwerttragender Engel:
Mein Bruder.
Es ſchweigt der verſteinerte Mund
Das dunkle Lied der Schmerzen.

Wieder begegnet ein Totes
Im weißen Linnen
Und es fallen der Blüten
Viele über den Felſenpfad.

Silbern weinet ein Krankes,
Ausſätziges am Weiher,
Wo vor Zeiten
Froh im Nachmittag Liebende geruht.

Oder es läuten die Schritte
Elis' durch den Hain,
Den hyazinthenen,
Wieder verhallend unter Eichen.
O des Knaben Geſtalt
Geformt aus kriſtallenen Tränen
Und nächtigen Schatten.

Anders ahnt die Stirne Vollkommenes,
Die kühle, kindliche,
Wenn über grünendem Hügel
Frühlingsgewitter ertönt.

3.

So leiſe ſind die grünen Wälder
Unſerer Heimat,
Die Sonne ſinkt am Hügel
Und wir haben im Schlaf geweint;
Wandern mit weißen Schritten
An der dornigen Hecke hin
Singende im Aehrenſommer
Und Schmerzgeborene.

Schon reift dem Menſchen das Korn,
Die heilige Rebe.
Und in ſteinernem Zimmer,
Im kühlen, iſt bereitet das Mahl.
Auch iſt dem Guten
Das Herz verſöhnt in grüner Stille
Und Kühle hoher Bäume.
Speiſe teilt er mit ſanften Händen aus.

Vieles iſt ein Wachendes
In der ſternigen Nacht
Und ſchön die Bläue,
Schreitend ein Bleiches, Odmendes,
Ein Saitenſpiel.

Gelehnt an den Hügel der Bruder
Und Fremdling,
Der menſchenverlaſſene, ihm ſanken
Die feuchten Lider
In unſäglicher Schwermut.
Aus ſchwärzlicher Wolke
Träufelt bitterer Mohn.

Mondesweiß ſchweigt der Pfad
An jenen Pappeln hin
Und balde
Endet des Menſchen Wanderſchaft,
Gerechte Duldung.
Auch freut die Stille der Kinder
Die Nähe der Engel
Auf kriſtallener Wieſe.

4.

Ein Knabe mit zerbrochener Bruſt
Hinſtirbt Geſang in der Nacht.
Laß nur ſtille am Hügel gehn
Unter den Bäumen
Gefolgt vom Schatten des Wilds.
Süß duften die Veilchen im Wieſengrund.

Oder laß treten ins ſteinerne Haus,
Im gramvollen Schatten der Mutter
Neigen das Haupt.
In feuchter Bläue leuchtet das Lämpchen
Die Nacht lang;
Denn es ruht der Schmerz nicht mehr;

Auch ſind die weißen Geſtalten
Der Odmenden, die Freunde ferne gegangen;
Gewaltig ſchweigen die Mauern rings.

5.

Wenn es auf der Straße dunkelt
Und es begegnet in blauem Linnen
Ein lange Abgeſchiedenes,
O, wie ſchwanken die tönenden Schritte
Und es ſchweigt das grünende Haupt.

Groß ſind Städte aufgebaut
Und ſteinern in der Ebene;
Aber es folgt der Heimatloſe
Mit offener Stirne dem Wind,
Den Bäumen am Hügel;
Auch ängſtet öfter die Abendröte.

Balde rauſchen die Waſſer
Laut in der Nacht,
Rührt die kriſtallenen Wangen
Eines Mädchens der Engel,
Ihr blondes Haar,
Beſchwert von der Schweſter Tränen.

Dieſes iſt oft Liebe: es rührt
Ein blühender Dornenbuſch
Die kalten Finger des Fremdlings
Im Vorübergehn;
Und es ſchwinden die Hütten der Dörfler
In der blauen Nacht.

In kindlicher Stille,
Im Korn, wo ſprachlos ein Kreuz ragt,
Erſcheint dem Schauenden
Seufzend ſein Schatten und Hingang.

Der Greis und das Mädchen / von Otto Alscher

Im Frühling hatte es ihn plötzlich gefaßt. Gerade als am Berghang hinter den Zelten das trockene Eichenlaub an den Bäumen zu knistern begann; und als die ersten Eidechsen aus alter Stämme Spalten lugten. Er war von Tag zu Tag träger geworden, mußte sich am Nachmittag unter die Sonne setzen, abends aber kroch er frühzeitig auf sein Lager und hörte nur wie ein unbestimmtes Summen der anderen Reden am Lagerfeuer. Doch dann, eines Morgens, begann er wild zu fluchen. Er wußte nun, daß er krank sei.

Er lag im dunklen Zeltwinkel, keuchte und stöhnte, und richtete jemand ein Wort an ihn, so schalt er ärgerlich. Wenn die Weiber mit Heilratschlägen kamen, blickte er sie zornig an, schwieg aber verächtlich. Manchmal setzte sich auch ein anderer Alter zu ihm, nickte mit dem Kopfe, klagte mit jämmerlicher Stimme und suchte ihn zu trösten oder damit auszusöhnen, daß wir ja alle sterben müssen ... Den schaute der Kranke an, verzog spöttisch das Gesicht mit dem eisgrauen Bart und dachte: Ja, du — du mußt dich fürchten, wenn dir Krankheit droht, du stirbst sogar einmal, ohne krank zu sein, schon an Schwäche, ich aber ... Und er drehte sich herum, keuchte weiter und kümmerte sich nur mehr um die wirren Bilder, die vor seinen Augen tanzten.

Waren es Tage, waren es Wochen, da er so lag, schwer und stoßend und mit den verrückten Bildern vor sich? Kaum, daß er in der langen Zeit etwas aß. Nur manchmal, an den Vormittagen, setzte er sich auf und verlangte etwas zu essen. Das schlang er dann gierig hinunter, wurde aber danach müde, legte sich zurück und starrte zur Zeltdecke, die schwarz verräuchert war und durch die da und dort fingerbreit der Himmel hereinschaute. Und an diesen Lö-

chern in der Zeltwand erkannte er, daß draußen ſtark die Sonne ſchien. Stets aber, wenn er ſo eine Weile erſchöpft gelegen hatte, begann er zu reden. Irgend etwas, zu irgend jemand, einem Kinde, einem Manne oder einem Mädchen. Es waren ſchwerfällige wilde Gedanken, die er ausſprach. Gedanken, denen die anderen nicht folgen konnten, die ſie aber bannten und feſthielten. So ſagte er einmal zu Rika, dem Mädchen, das oft bei ihm ſaß: „Ein Kind möchte ich gezeugt haben. Und das Kind ſollte nicht wachſen, nicht ſtark werden können. Sollte immer kränkeln und leiden. Da möchte ich es töten. Langſam und ruhig das Meſſer ihm in den Nacken bohren, ſehen, wie es jäh ſich windet, ſchrecklich zuckt, und dann plötzlich ganz ſtill wird. Ganz ſtill und geſtreckt. Und das Geſicht, das immer nur in Leid verzerrt war, ſich glättet, ruhig und ergeben wird, und furchtlos wie ein Stein, der ſich vor keinem Schmerz zu ängſtigen braucht. Und dann möchte ich es oft anſehen, und mich freuen, daß ich einem Menſchen alles Leid nehmen konnte, einem Menſchen, mit dem mein Fleiſch mit litt.“ So ſprach der Kranke.

Rika aber ſaß unbeweglich. Und reglos blieb auch ihr lauſchendes Mädchengeſicht, die Augen, die nur warteten und ſchwiegen. Dann ſagte ſie langſam und nachdenklich: „Tod iſt ärger als Schmerzen.“

Da bebte wütend der graue Bart des Alten. „Ja, für dich, weil du ein Weib biſt ... weil für euch nur das Leben iſt, wenn ein Kind von euch lebt. Ob unter Lachen oder Schmerzen. Und weil ihr glaubt, ein Kind, das leidet, muß immer nur dem Leben fluchen, nicht euch, die ihr ihm das Leben gabt.“

Aber Rika blieb unbeweglich und ſchweigſam.

Tags darauf hatte der Alte einen böſen Abend. Er warf ſich ſtöhnend umher, redete wirr, zuckte mit den Gliedern und rollte die Augen in einer ſchreckhaften Wildheit. Kam

ihm jemand nahe, so schlug er zu, murmelte undeutlich und lag dann wieder da, als kenne er niemanden rings, sondern kämpfte mit etwas Unsichtbarem über sich, kämpfte rasend, wütend, mit der Anspannung der Todesangst.

Und diesem Kampfe sah fast das ganze Zigeunerlager zu. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen im Zelte, wo der Kranke lag, sie kamen und standen vor ihm, flüsterten, starrten ihn an, gingen dann hinaus und berieten. Und dann verschwanden plötzlich alle aus dem Zelte, nur im Eingang drängten sich die Köpfe. Drei Weiber aber saßen um das Feuer, hatten einen Kessel mit Wasser vor sich, warfen mit starren Blicken Hasel, Eschen, Eichen, Linden, Buchen, Erlen, Ahorn, Weiden und Nußholz in das Wasser und murmelten eintönig:

„Fieber, Fieber weich von ihm,
Wasser, Wasser nimm es hin!
Er ist kein Freund von dir,
Geh drum von hier,
Gehe hin,
Wo man dich gepflegt hat,
Wo man dich geliebt hat!
Maschmurdalo, hilf ihm!“

Und sie ließen tropfenweise das Wasser im Feuer verzischen.

Doch da hatte sich der Alte aufgesetzt. Er starrte mit seinen irren Augen zu den Weibern hinüber, murmelte abgehackt und keuchte vor Anstrengung. Und plötzlich hatte er sich erhoben, schwankte und taumelte auf die Weiber zu, ballte die Fäuste und schwang sie mit schrecklichem Ausdruck. Kreischend stürzten die Weiber aus dem Zelte.

Der Alte stand noch eine Weile da, dann fiel er jäh zurück. Zwei Männer wagten sich wieder hinein und trugen ihn auf sein Lager.

Spät nachts aber kam er unerwartet zu Bewußtsein. Er

fragte, warum es Nacht sei, blickte verständnislos und matt umher und rief nach Rika. Die kam und setzte sich an sein Lager. Und mit ihrer ruhigen Stimme erklärte sie ihm, daß er schwer krank gewesen sei, daß er mit dem Teufel gekämpft habe und daß der Teufel in ihm auch wider die losgegangen sei, die ihm helfen wollten.

Doch er lag still da und hörte ihr zu. Er hatte die Augen geschlossen, und sie glaubte schon, er schlafe, da fragte er: „Wie lange bin ich nun schon krank?"

Sie wußte es nicht sofort. Sann nach und meinte dann: „Als die Haselsträucher blühten, glaube ich, legtest du dich nieder."

„Und jetzt, was ist jetzt draußen?"

„Jetzt blühen schon die Zwetschkenbäume in den Gärten der Rumänen."

„Oh, das ist lang, schon zwei Monate," sagte der Alte erstaunt.

Rika aber ließ den Kopf hängen. „Was sollen wir nun machen, damit du gesund wirst. Wenn es noch lange dauert, so siegen die Keshalyi und tragen dich zu den Toten." Auf einmal blickte sie ihn scheu an. „Als im Winter im Dorf ein Bauer krank war, lange, und immer matter wurde, da spannte sein Bruder die Pferde an den Wagen und fuhr in die Stadt. Und brachte den Doktor, der gerade kam, als sie den Kranken aus dem Bett hoben und ihn zum Sterben auf die Erde legten. Der Doktor aber blieb kaum eine Viertelstunde drinnen. — In acht Tagen aber sah ich den Kranken schon auf der Bank vor dem Hause sitzen". Nun holte Rika tief Atem. „Wenn du willst, sage ich morgen dem Josim, daß auch er anspanne und den Doktor hole. Der macht dich bald gesund."

Der Alte gab keine Antwort. Er hatte wieder die Augen geschlossen und schien schon wieder zu schlafen. Aber plötzlich regte er sich, drehte den Kopf, sah das Mädchen groß an

und sagte langsam: „Ich weiß, daß mich der Doktor gesund machen würde. Aber ich brauche seine Hilfe nicht. Niemand soll mir helfen, niemand mir beistehen, den Teufel zu bezwingen. Durch mich selbst will ich gesund werden; ich allein will den Teufel niederringen. Kann ich das nicht, bin ich zu schwach, so brauche ich auch nicht zu leben. Dann ist es recht, daß ich sterbe . . . jeder Schwache soll sterben.“ Mit einem Ruck setzte er sich auf. „Wenn ich nur sehen könnte, wo ich zufassen soll, um den Teufel niederzuschlagen. Nur sehen, wo meine Fäuste Platz haben.“ Er legte sich wieder zurück.

Rika saß noch so lange bei ihm, bis er wirklich einschlief.

Und es schien, als hätte der Alte mit dieser Willensäußerung seine Schwäche wirklich bezwungen. Das Fieber kehrte von nun ab nicht wieder. Und den zweitnächsten Tag saß er schon beim Lagerfeuer, war wohl noch matt und schweigsam, lauschte aber doch den anderen. Am nächsten Morgen dann sah er, wie die Sonne beim Zelteingang hereinschlug. Da erhob er sich und ging hinaus. Und saß draußen, blinzelte und schaute in die Sonne, die ihm wie auf die Haut geriebener Schnaps warm im Leibe brannte. Dann sah er staunend, wie grün die Hänge standen, wie das Tal weit oben schwerlaubig blaute, wie oben am Berge gleich weißem Gewölk die Kirschbäume blühten, auf den Feldern aber die Rumänen, licht gekleidet, in langer Reihe sich im Acker bergauf wühlten.

Der Alte erhob sich, reckte sich und schritt, wie von unbestimmtem Drange getrieben, das Tal hinauf. Und schritt, sonne- und genesungstrunken, solange, bis er, von schwerer Mattigkeit befallen, nicht weiter konnte. Da ruhte er auf einer Wiese, atmete schwer, und vor seinen Blicken schwankte das Tal. Und dann tappte er heimwärts. Taumelte und stöhnte, war zum Hinfallen erschöpft, und erreichte nur mit schwerer Mühe die Zelte. Saß dann und fieberte.

Aber den nächſten Tag in der Morgenſonne kroch er doch wieder das Tal hinauf. Bezwang die Müdigkeit, kam immer weiter, taumelte wieder zu den Zelten. Und jeden Tag trieb es ihn weiter. Nur die Nacht ſah ihn auf ſeinem Lager, das noch nach Krankheit roch, das ihm nun unerträglich war.

Nach einer Woche nahm er die Axt, ſtieg den Berg hinan, und als der Mittag kam, ſchwankte er mit einer Tracht Holz auf dem Rücken heimwärts. Am Nachmittag lag er wieder draußen, wie gelähmt, durch die Sonne langſam neue Kraft atmend. Aber Tag für Tag ging er von nun ab auf die Holzſuche. Eifrig und mit wachſendem Kraftbewußtſein. Kümmerte ſich nie, ob die anderen den gleichen Weg gingen, wanderte früher hinaus als der Troß der Mädchen und Weiber, die mit ihren Vorbereitungen nie fertig werden konnten. Und kam dann allein und ſpäter heim als die anderen.

Einmal ging er ein Stück Weges mit Rika zuſammen. Aber es war ſeltſam. Er, der ſo oft in ſeiner Krankheit nach ihr verlangt hatte, blieb nun dem Mädchen gegenüber ſchweigſam, oder ſprach nur mit einer leiſen Geringſchätzung zu ihr. Sie jedoch war froh und blickte ihn glücklich an, da er nun wieder geſund und ſo ſprühend lebhaft wie früher war, er, der oft mit ſeiner Luſtigkeit alle am Lagerfeuer lachen gemacht, deſſen treffende Schärfe ſie aber doch fürchteten. Und es war etwas Beſchwingtes, Leichtes im Weſen des Mädchens, wie es neben ihm ſchritt.

Der Alte war bald völlig geſund. War aber nun ruhelos geworden, lief umher, ſuchte allerlei Arbeit, ſaß am Schmiedefeuer im Zelt, hämmerte einen Keſſel zurecht, daß es läutend ſchallte, und lief dann, kaum daß er halb fertig war, wieder nach neuer Arbeit aus. Und war ſtolzer, rückſichtsloſer ſeinen Stammesgenoſſen gegenüber als ehedem,

durchtriebener und überlegener wie je gegen die Dorfrumänen, die er um Arbeit anging ....

Ein schwerer, heißer Maimorgen. Der Wind, der sich in das satte Laubwerk der Büsche legte, schien schwüle Hitze heranzuwälzen. Die Ortolane sangen träg und abgehackt auf den Feldern, die Wachtelkönige schnarrten versteckt und tief, als schreie die durstige Erde.

Der Alte ging neben ihr her, und während er sprach, beim ein Dorf jenseits gehen. Auf dem Wege dahin holte er Rika ein. Sie trug zwei Bündel Wäsche auf einer Stange über der Schulter, die sie im Flusse schwemmen wollte. Unter den aufgeschürzten Röcken sah man ihre kleinen bloßen Füße, die behend den schmalen Pfad faßten. Der Schultern feiner Bug schien mit der Last zu spielen, ihr Nacken aber vibrierte und wiegte das Haupt, an dem die Zöpfe niederglitten, schwere Silbermünzen tragend.

Der Alte ging neben ihr her, und während er sprach, betrachtete er sie. Und sah, wie ihre dunkel getönten Wangen rund waren, gleich denen eines Kindes, ihrer Augen Ausdruck eine eigene Mischung von Lauern und Verträumtheit aufwies. Und schaute an ihrem jungen Leib hinunter. Sah der Brust zaghafte Wölbungen; unter dem dünnen Rock der Füße unerschöpftes, leichtes Vorstemmen und der Kniee schmalen Bug, der sich bei jedem Schritt leicht nach auswärts drehte.

Der Alte schwieg und schaute mit geschlossenen Brauen über die Felder. Dann flog sein Blick wieder zu dem Mädchen hinab. Endlich fragte er: „Hat dir noch kein Bursche ein rotes Tuch an das Zelt gehängt?“

„Nein.“

„Und Giza?“

„Der möcht mich schon zur Geliebten haben. Doch der hat kein Geld, um mich zum Weib zu nehmen.“

„Verlangen deine Eltern viel?“

„Dreißig Goldstücke.“

„Das ist viel. Doch als du geboren wurdest, ist gewiß ein Regenbogen über dich hinweggezogen, denn du bist schön.“

„Ja. Und darum verlangen meine Eltern so viel.“

„Seine Geliebte willst du nicht werden?“

Sie schüttelte rasch den Kopf. „Nein, er ist zu jung, da werde ich rasch garstig.“

„So nimm dir einen älteren.“

Sie zuckte die Achseln, und sie schauten beide über die Felder weg. Und betrachteten die Schwalben, die im Flimmern über den Graswogen hin und her flitzten.

Er sagte, sie wieder ansehend: „Die Wäsche ist schwer, gib her, ich helfe dir tragen.“

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Es sieht es ja doch niemand, und es freut mich, wenn ich etwas tragen kann, da ich wieder gesund bin,“ meinte er entschuldigend.

Sie wollte aber doch nicht. „Heb mir nur die Stange auf die andere Schulter, . . . du bist ein Mann, der wird doch nichts für ein Weib schleppen.“

Er half ihr. Legte ihr langsam und behutsam die Stange auf die Schulter, bis sie das Gleichgewicht gefunden. Erst dann und zögernd ließ er die Stange los. Nach einer Weile sagte er: „Es sind viele junge Mädchen im Lager und nur wenige Männer, die euch Geliebter sein könnten, bis ihr die Zöpfe nach rückwärts binden müßt.“

„Ja, und manche warten lange, bis ein Bursche sie zum Weibe nimmt . . . Ilena hat auch schon ein Kind.“

„Ilena schlägt sich mit Rumänen herum.“

„Du hast ja auch einmal eine Rumänin zur Geliebten gehabt.“ Sie schaute flüchtig zu ihm auf.

Er machte eine wegwerfende Bewegung. „Sogar lange. Ich fing mit ihr an, als sie noch ein Mädchen war. Blieb ihr Geliebter, da sie schon einen Mann hatte. Aber sie

ſtritt immer mit mir, denn ihr Mann ſchlug ſie gleich, wenn ſie anfing zu keifen ... Die Rumäninnen brauchen nur einen Geliebten, um mit ihm zu ſtreiten. Jetzt nehm ich mir keine Rumänin mehr."

„Eh du! Warum haſt du dir nie ein Weib genommen? Du haſt doch ein Zelt, haſt Geld, konnteſt Kinder haben."

„Ein Weib? Ich bin nicht dazu gekommen. Und mein Zelt, mein Geld, — das ſchenke ich einmal der, die meine letzte Geliebte iſt." Er lachte fröhlich.

Sie waren beim Fluſſe angekommen. Andere Zigeunerinnen wuſchen dort. Der Alte ſcherzte mit ihnen. Dann trat er ins Waſſer. Der Fluß war hier ziemlich breit, wohl ſeicht aber reißend. Der Alte lachte noch immer und ſchritt tiefer ins Waſſer. Und ſtemmte ſich und watete mit ſtarken Schritten, ſo daß der Giſcht ihn überſprühte, die Wellen an ſeine Schenkel ſchnalzten.

Dann ſtand er drüben auf dem Sande. Er lachte noch einmal zurück und begann laut zu ſingen. Und lief ſo die Uferböſchung empor, zwiſchen die Erlen hinein.

*

Als der Alte auf dem Heimweg war, ſchnalzte und ſchnarrte die Nachtſchwalbe zwiſchen ſchwer und finſter verhangenen Bäumen längs der Straße. Und dieſe maſſigen Wipfel, die ſich raunend herüberneigten, der ungewiſſe Schein der Straße, der durch die Finſternis fahlte, wieſen dem Alten den Weg.

Von den Feldern rings, die man nur ahnte, nicht ſah, kam feuchte Kühle. Und das Zirpen unzähliger Grillen ſchwebte und wogte, langſam und traurig, wie das lange ſchwere Singen klagender Weiber durch die Nacht.

Der Alte trug einen Keſſel auf dem Rücken. Der klirrte manchmal mit warnendem Klang auf, wie ein dumpfer, abgeriſſener Glockenſchlag.

Nun war er schon nahe dem Dorfe, bei dem ihr Lager lag. Hunde kläfften da und dort auf, das kam zerrissen und erregt durch die Nacht und fiel dann wieder in die Stille zurück, wie in jähem Erschrecken.

Er war müde. Und die ausgleichende Weichheit der Müdigkeit überkam auch seine Gedanken, die, wie dieses atmende Grillensingen rings, durch die Nacht schwebten, sich in den leise aufrauschenden und vollen Ruch der Wiesen verfingen.

Da der Alte schon dem Dorfe nahe war, vernahm er ein leises Rascheln unter dem einen der Maulbeerbäume längs der Straße und einen hellen doch gedämpften Klang. Das war, als wenn Silber an Silber rührte. Er blieb stehen, lauschte, wußte aber gleich, daß dort unter den Bäumen eine Wanderzigeunerin sein müsse. Denn der Klang glich dem der Silbermünzen, welche diese in den Haaren tragen. Er rief geradewegs einen Frauennamen.

„Was?" kam es zurück.

Der Alte glitt näher. „Was machst du hier?" fragte er erstaunt.

„Maulbeerblätter sammle ich für die Seidenraupen der Bäuerinnen," flüsterte Rika. „Frühmorgens sind sie naß, am Tage zu welk. Der Abend aber ist kurz." Sie hantierte mit einem vollgepfropften, großen Sack.

„Du bist doch immer auf Geld aus", meinte der Alte. „Auch nachts gönnst du dir keine Ruhe." Er setzte sich neben sie an den Straßenrand.

„Du läufst ja auch nachts herum," sagte das Mädchen.

„Eh, ich hab viel versäumt, muß es nachholen. Mir genügt der Tag nicht, um müde zu werden . . ." Er hielt plötzlich inne, schaute und lauschte in den Baum hinauf und dann rings über Straße und Wiese.

„Was suchst du? Bist du wirklich allein?"

„Freilich. Das mußt du ja gleich gesehen haben."

„Das wundert mich, daß du allein bist. Ich glaubte, es wäre Giza bei dir."

„Eh der . . . ich bin lieber allein."

Sie saßen nun eine Weile still beisammen. Vor ihnen bleichte die Straße, darüber hinaus senkte sich die Wiese in das nächtliche Tal hinab. Und von dort unten kam ein verträumtes Wasserrauschen und ein einsamer Wachtelschlag. Das klang so verschwiegen und fremd, daß die Zwei unwillkürlich nach dem Geräusch ihres gegenseitigen Atems haschten und nach einer leisen Regung von des anderen Körper.

Er legte langsam und etwas schwer seine Hand auf ihre Schulter. Und sagte: „Das ist nichts für dich, daß du nachts so allein herumstreifst. Ich werde nun immer mit d i r gehn."

Sie antwortete nichts darauf.

Da wurde seine Hand noch schwerer, so daß sie sich unwillkürlich ihm zuneigte: „. . . Denn du wirst meine Geliebte sein!" sagte er ruhig.

Noch immer schwieg sie. Doch es war, als wäre ihr Schweigen lähmender geworden.

Und nun zwang er sie langsam ganz an seine Schulter. Da lehnte sie nun ihr Haupt an, wie in müder Ergebenheit oder erschlaffter Zuneigung. Und hatte die Augen so schwer geschlossen, daß es schien, als wäre sie eingeschlafen oder in anstrengendem Lauschen ermüdet.

Er schaute auf sie nieder. Er sah auf ihre geschlossenen Augen, erkannte auch den ergebenen Zug ihres Mundes. Seine Hand hatte zu zittern begonnen und streichelte ihren Scheitel. Und während er plötzlich von dem Mädchen weg in die Nacht hinausschaute, begann er zu sprechen, rasch, fast stotternd, erregt und heiß:

„Du wirst meine Geliebte sein! Jetzt muß ich nochmals eine Geliebte haben, dich! Jetzt ist mir auf einmal, da ich

ſo lange krank war, als müßte ich meine Arme in ununterbrochener Kraft bewegen, um mich ſchlagen, umarmen. Jetzt erſt erſchrecke ich darüber, daß ich ſo ſchwach und unbeweglich war, daß ich abgenützt ſein könnte. Wie eine Haue die jahrelang in ſteinigem Boden gearbeitet hat, die man nur immer ſchärft, indem man ihre Schneide verdünnt, ohne ihr neuen Stahl anzuſetzen. Bis man auf einmal ſieht, daß auch das nichts mehr nützen kann, man ſie wegwerfen muß. Ich aber will bei mir neuen Stahl anſetzen. Dann bin ich ſo gut wie neu, wie friſch aus der Schmiede gekommen . . . Du mußt meine Geliebte ſein!"

Da neigte er ſich ihr wieder zu. „Du biſt ein neues Stück Stahl für mich." Seine Finger glitten langſam an ihrer Wange hinab, als ſuchten ſie ihres Geſichtes Rundung vor ſeine Sinne zu führen. Den Augen nachhelfend, die in dieſer Finſternis hilflos waren.

Dann wollte er wieder reden, aber ſeine Stimme verſagte plötzlich: Seine Hände zitterten auf ihrem Scheitel, hielten ihn umſchloſſen und an ſeine Bruſt gepreßt. Und er vergaß Zeit und alles, denn ſein Herz fühlte dieſen Scheitel unter ſeinem Pochen beben.

Er merkte nicht, wie lange und unbeweglich ſie ſaßen, bis ſie ſich langſam losmachte und erhob. Da ſtand auch er auf. Sah ihr zu, wie ſie den Sack faßte und auf die Schultern hob, wollte auch wieder zu ihr ſprechen und tappte ihr nach, als ſie voran ging. Wollte etwas ſagen, wußte aber nicht was.

So glitt ſie die Dorfſtraße entlang, unbekümmert der ihnen nachkläffenden Hunde, ſtiegen das Bachbett hinab, an deren Saume das Lager lag. Und kamen wie im Traume an.

*

„Prock!" rief der Alte, als er ſah, wie ein Zigeuner ſein Weib ſchlug. Und ſchaute dann ſpöttiſch vergnügt zu, wie

sie heulte und sich zu schützen suchte, er aber besinnungslos vor Zorn war.

Da aber der Mann weiter auf sein Weib einschlug, rief der Alte: „He, und du Weib?! Hast du nicht auch eine Hand, kannst nicht auch du dreinschlagen? Gib ihm doch eins auf die Nase, da wird er dich gleich in Ruhe lassen."

Die anderen Zigeuner, die sich angesammelt hatten, ließen entrüstete Rufe laut werden, daß der Alte es wider Recht und Sitte wagte, einem Weibe zu sagen, es möge den Mann schlagen. Der Erzürnte selbst aber hörte auf, sah den Alten haßerfüllt an, doch sagte er kein Wort. Dann murmelte er etwas und ging aus dem Zelt.

Der Alte fuhr fort, das Weib zu verspotten, das nun auf einmal Mut bekommen hatte und zu keifen anfing. „Schämst du dich nicht?!" sagte er. „Er ist kleiner als du und du läßt dich schlagen. Er hat schon zwei Weiber gehabt, du erst ein Kind — und du läßt dich von ihm bezwingen. Was sollen da die Mädchen sagen, wenn sie sehen, wie es bei euch zugeht! Die denken sich: Ich nehme mir keinen Mann, bleib lieber bei einem Geliebten, der mich nicht schlagen darf!" Er zwinkerte listig Rika zu, die in der Gruppe stand.

„Hetz sie nicht auf!" sagte da ein Mann finster. „Du weißt ganz gut, daß es eine Schande wäre, wenn der Mann es nicht wagte, sein Weib zu schlagen."

Der Alte wandte sich rasch um. „Eh du, wie schön du redest. Aber wir wissen ganz gut, daß du dein Weib nicht zu schlagen wagst. Weil es dir einmal den Kessel mit heißem Wasser auf den Fuß fallen ließ."

„Sei ruhig, Alter!" ereiferte sich der Mann. „Hat dich nicht erst kürzlich der Teufel geschüttelt, weil du immer so redest? Was möchte erst mit dir ein Weib machen, du Alter!"

„Was, Alter?!" Er fuhr blitzschnell auf ihn zu.

„Glaubst du, gegen dich sei ich ein Greis?“ Er faßte ihn rückwärts beim Gürtel und beim Rockkragen und trug ihn, trotzdem er sich sträubte, mit großer Kraft vor das Zelt.

Alle lachten, die Männer aber waren verblüfft. Und dann zerstreute man sich, noch immer staunend über die Stärke des Alten. Dieser aber sah sich nach Rika um. Und sah, daß sie sich mit Leine und Axt talauf gewandt hatte, um Holz zu holen. Da ging er ihr schnell nach.

Er erreichte sie, wie sie einen schmalen Pfad zwischen Büschen hinschritt. Sie hörte seinen Schritt nicht, so leicht und rasch war dieser. Und erst, als er knapp hinter ihr war, wandte sie sich um. Ihre Züge aber veränderten sich nicht.

„Beinahe wärst du mir entwischt,“ sagte er.

Vor ihm hinschreitend und vor sich hinsehend, meinte sie: „Ich glaubte, er würde mit dir zu raufen beginnen, da du ihn so rasch aus dem Zelte stießest!“

Er lachte fröhlich und befriedigt. „Wenn er sich nur getraut hätte. Aber er sah, daß er keinen schwachen Puro vor sich habe. Das hat er nicht erwartet, daß ich so stark bin, stärker wie ein Junger.“

„Das hätte ich auch nicht gedacht“, sagte sie kopfschüttelnd.

„Nun, und — jetzt fürchtest du dich wohl gar, meine Geliebte zu werden, da ich so jung bin.“

Sie blickte wieder vor sich auf den Weg, hob dann langsam den Kopf und sagte: „Deine Geliebte werde ich nicht!“

Einen Augenblick drückenden Schweigens entstand. Plötzlich aber drängte er sich neben sie, faßte sie an der Schulter und schaute ihr ins Gesicht. Erregt stieß er hervor: „Bist du närrisch, was fürchtest du?!“

Sie blickte ihn flüchtig an. „Nichts fürchte ich.“ Und sie senkte wieder den Kopf.

Er blickte verständnislos, fast gehässig auf sie und fragte wieder: „Warum willst du also nicht, was ist das von dir?“

Sie blickte noch immer vor sich nieder. Endlich antwortete sie langsam. „Ich kann nicht!“

Da schwieg auch er. Sah nur seitwärts in das Grün hinein, während sie ruhig vor ihm hinschritt. Er schien völlig niedergeschmettert, schien vor etwas Unerwartetem zu stehen, das zu fassen er langsam versuchte. Dann sagte er trotzig: „Eh, wenn du nicht kannst!“ und setzte verächtlich hinzu: „Wenn du nicht kannst . . .“

Er blieb stehen. Schaute ihr nach, die ruhig weiterging, den Kopf noch immer so tief, fast wie schuldbewußt gesenkt. Dann wandte er sich jäh und ging zurück.

Doch am Abend sah er Rika Wasser schöpfend am Bache stehen. Er blickte erst mit eingezogenem Nacken lauernd nach ihr hin, dann trat er zu ihr und sagte: „Nun weiß ich, was du mir heute früh zu sagen vergessen hast . . . du kannst nicht von Zweien die Geliebte werden!“

Sie setzte mit dem Wasserschöpfen aus, richtete sich langsam auf, schaute ihn gerade an und schüttelte den Kopf. „Nein, das ist es nicht, da irrst du dich.“

Der Alte blickte sie zornig an. „Meinst du, ich weiß nicht, daß Giza doch dein Geliebter ist?“

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Er ist es nicht.“

Der Alte blickte sie wieder eine Weile erstaunt an, dann wurden seine Blicke boshaft, er reckte sich hoch auf, neigte sich zu ihr und sagte: „Also du fürchtest dich, daß ich ihm die Knochen zerbrechen könnte; deshalb gestehst du es nicht. Glaubst du, daß ich wegen eines Weibes mit einem Manne raufen werde?! Das habe ich nie tun müssen, und werde es auch jetzt nicht tun.“ Er sagte es verächtlich, gleichmütig. Und stand noch eine Weile, Antwort erwartend, ihr gegenüber.

Da sah er wie ihr Blick an seinem grauen Bart hing. Aergerlich verzog er die Stirne. „Du bist wie alle Mädchen.

Ihr glaubt nur, der Bart, der ſchwarz iſt, mache den Mann!“ Er ging zu den Zelten.

*

In der nächſten Zeit war er ſelten zu Hauſe. Brachte er einen Auftrag, ſo hämmerte er ein, zwei Stunden wie gejagt, ſchaute nicht auf, ſprach mit niemandem, um ſo raſch als möglich wieder davonzulaufen. Um Rika ſchien er ſich nicht zu kümmern oder wollte ſie nicht ſehen. Aber nach einer Woche war plötzlich ſeine Haſt verſchwunden. Er arbeitete langſamer, ging läſſig herum, ſaß da und dort mit jemandem beiſammen und plauderte. Und hatte etwas Gedankenverlorenes im Blick. Kam ein Mädchen vorbei, ſo blickte er es forſchend an, nahte ein junger Burſche, ſo muſterte er ihn argwöhniſch, als wolle er ihm etwas ablauſchen.

So kam denn nach und nach etwas Finſteres über ihn. Mit ſeinen Stammesgenoſſen war er ſcharf und herrſchſüchtig, ſcherzte nicht mehr und hielt ſich von ihnen ſo viel als möglich abſeits. Einmal ſprach ihn auch Rika an. Sie hatte eine gleichgültige Frage, er ſchaute ſie ſtreng und überlegen an, als er ihr antwortete. Sie aber kam ins Plaudern und ſetzte ſich neben ihn, der gerade beim Schmiedefeuer kauerte. Und ſie blickte zu ihm auf, ſprach leicht und frei, er aber meinte, daß alles Hohn ſei, und antwortete ihr nicht mehr. Da ſchwieg ſie und ging bald.

Bald danach gab es ein Ereignis im Zigeunerlager. Giza hatte den Blasbalg des Alten genommen und ihn in ein anderes Zelt getragen. Giza war ein ſtämmiger, brutaler Burſche, ungeſchlacht und rückſichtslos, faul und hartnäckig, der gleich grob zuſchlug, wenn man ſeine Derbheiten nicht duldete. Der Alte hatte es wohl geſehen, wie er ſeinen Blasbalg forttrug, ließ es aber ruhig geſchehen und wartete, bis er damit im anderen Zelt verſchwunden war. Dann ging er hinüber, trat in den Zelteingang und fragte:

„Wer, Teufel, hat meinen Blasbalg genommen?“ Giza grinste, hantierte ruhig weiter und wandte sich nicht um.

Plötzlich schlug ihn der Alte in den Nacken. „He, warum hast du ihn genommen?!“ brüllte er.

Giza schnellte auf, hob den Blasebalg und wollte ihn dem Alten ins Gesicht schlagen.

Doch dieser fing den erhobenen Arm auf, bog ihn zurück, und stieß den Burschen nieder, so daß er über das Feuer hinweg in den Hintergrund des Zeltes taumelte.

Aber umso rascher stürzte er vor. Den Nacken eingezogen, das Gesicht verzerrt, die Arme zum Fassen gebogen, fuhr er auf den Alten los.

Dieser hatte nur zwei Schritte nach rückwärts gemacht, bis er vor das Zelt gelangte, dort erwartete er ruhig den Wütenden und warf sich blitzschnell beiseite, als dieser ihn niederrennen wollte. Faßte ihn aber von rückwärts und wirbelte ihn, der durch sein ins Leere Stürzen aus dem Gleichgewichte gekommen war, wild herum, bis seine Füße allen Halt verloren hatten. Da schleuderte er ihn weit von sich, so daß er über ein Bündel Holz hinweg schwer niederstürzte.

Der Alte blieb gleichgültig stehen. Aber er zog sich den Rock aus und hängte ihn über die linke Schulter und sah zu, wie sich der Bursch erhob.

Der hatte den Blick tückisch auf den Alten gerichtet. Seine Rechte suchte im Gürtel: langsam ging er auf den Alten zu. Und da fuhr schon seine Hand mit dem Messer in die Höhe und stieß nach dem Alten.

Aber der hatte den Stoß mit dem Rock aufgefangen. Und bevor der Bursche das Messer wieder freibekommen konnte, erhielt er von dem Alten einen furchtbaren Schlag auf das Unterkinn.

Da brüllte er auf, aber ein Schlag über das Ohr

machte ihn taumeln. Ein dritter Schlag warf ihn völlig nieder.

Der Alte kniete auf ihm. Er entwand ihm das Messer, nahm es in die Rechte und sagte: „Damit du es nicht vergißt, daß du mit mir gekämpft hast!“ Und schnitt ihm quer durch die Stirnhaut. Erhob sich und schleuderte weit das Messer weg und sagte zu den anderen, die schreckgelähmt rings standen: „Sagt ihm, wenn er mich nochmals angreift, so zerschneide ich ihm ganz das Gesicht.“

Sie wichen zurück, als er aus ihrem Kreis hinausschritt. Er aber streifte an Rika vorbei, neigte sich ihr zu und sagte gedämpft: „Nun hast du gesehen, was ich dir sagen wollte!“

*

Diese Nacht war der Alte allein in seinem Zelte. Er kam erst spät heim, bemerkte kaum, daß in seinem Zelte niemand um das Lagerfeuer saß. Nachts aber erwachte er plötzlich. Ein unbestimmtes Gefühl ließ ihn die Augen aufschlagen. Und da merkte er, daß er noch immer allein war, daß die anderen sich gewiß noch drüben im zweiten Zelte beim Verwundeten befanden. Er ärgerte sich. Er hatte dem Giza doch nichts weiter getan, als daß er ihm ein wenig die Haut spaltete, und nun machten sie darob solchen Lärm. Plötzlich lachte er. Sie fürchteten sich wieder einmal vor ihm, deshalb scheuten sie sich, ins Zelt zurückzukommen, scharten sich zusammen und versteckten ihre Angst durch Haß. Und sie ahnten gar nicht, daß es kein Haß, kein Zorn war, der ihn den Burschen niederwerfen hieß, gerade den, welcher sich als der Stärkste von allen ausgab ... Daß er ihnen nur zeigen wollte, er sei noch jung genug, um niemanden zu fürchten, daß seine Manneskraft frischer als die aller anderen sei. Rika wußte es nun, für wie alt sie ihn anzusehen hatte.

Er lauschte in die Nacht. Stumpfe Schwärze lag im Zelte, und durch den Eingang fiel ein unbestimmtes Bleichen, eine gewisse weichere Tönung der Finsternis. Und daß irgendwo ein Feuer flackerte, glaubte er vermuten zu können — wohl das Lagerfeuer im Zelte der anderen.

Ein Raunen drang herüber. Ein eintöniges, unbestimmtes Gemurmel, als hielte einer eine lange Rede. Dann wieder abgehacktes und lauteres Schwirren, wie Zwischenrede. Und dann hörte er auch den Verletzten wimmern und fluchen.

Der Alte gähnte. Aber er konnte nicht einschlafen, das Reden dort drüben verstummte nicht, es bewegte faul die Nacht, sättigte sie und konnte doch ihre träge Schwere nicht beheben. Und wieder lauschte der Alte, als hoffe er etwas Bestimmtes zu vernehmen. Aber es verschwamm alles, das Sprechen drüben klang wie ein Flüstern Verängstigter, die sich von einer bangen Lähmung langsam erholen.

Und plötzlich hatte der Alte das Gefühl, als sei er allein in einem unbekannten Lande. Er fühlte eine Vereinsamung, eine Hoffnungslosigkeit, wie er sie noch nie empfunden, die ihn so sehr bedrückte, daß er nicht wußte, ob er gähnen oder fluchen sollte. Und als hätte Beides doch keinen Zweck, da es ja doch nicht gehört wurde.

Der Alte wandte plötzlich den Kopf; der Zelteingang war verdunkelt worden. Er glaubte, ein paar runde Schultern, einen schmalen Kopf zu erkennen, wie den eines Mädchens. Neugierig schaute er hinüber.

Die Gestalt war verschwunden, in die Finsternis des Zeltes eingetaucht; er hörte, wie sie sich unweit von ihm niederließ und dort ganz regungslos und lauschend saß. Plötzlich sagte das Mädchen: „Warum hast du das heute getan?“

Er seufzte gelangweilt. „Weißt du es denn noch nicht? Um über einen Jungen zu lachen.“

Sie ſchien nachzuſinnen. Dann ſagte ſie wieder: „Das wußte ich ja, daß du es kannſt. Iſt es dir denn ſo viel, wenn es die anderen auch wiſſen?“

„Du ſollteſt es ſehen.“

„Ich wußte, daß deine Kraft kein Alter beſchwert.“

„Und — meine Mannheit auch nicht.“

„Auch das — wußte ich.“

„Und willſt doch nicht meine Geliebte werden.“

Sie ſchien ſich unruhig zu bewegen. Dann atmete ſie einigemale tief und hub an: „Ich könnte ja deine Geliebte werden. Ich weiß, daß du meinen ſechzehn Jahren genügen würdeſt; aber ob wir ſechzehn, ob wir dreißig Jahre alt ſind, in der Liebe ſind wir immer ohne Alter. Ohne Alter, ohne Wiſſen, immer nur mit einem Erwarten. Und — ſo ſind die Weiber: ob ſie dreißig, ob ſie vierzig Jahre ſind, ſie verlangen immer nur nach einem Mann mit zwanzig Jahren. Den Mann, der neben uns iſt, den wollen wir immer belauſchen können. Und weißt du, ein Mann ſpricht von der Liebe nur, wenn er in ihr noch etwas zu lernen hat.“

„Jeder Mann lernt durch jedes Weib,“ ſagte der Alte unruhig.

„O, du verſtehſt es nicht, und ich kann es dir nicht ſagen. Und ich will, daß der Mann, der mein Geliebter iſt, mich etwas glauben lehrt. Und daß er das, was ſein Glaube iſt, wieder durch mich gelernt hat.“

Sie atmete haſtig. „Ich fühle, daß ich ſtark Weib bin und daß ich ſo fühle wie alle Weiber. Und wir wollen immer nur an ein Wunder glauben, an das Wunder, daß auch wir dem Geliebten ein Wunder ſind.“ Sie ſeufzte, dann ſagte ſie matt und ergebungsvoll: „Aber wenn du willſt, daß ich doch deine Geliebte ſei, ſo will ich es werden.“

Es kam keine Antwort vom Alten. Auch ſeinen Atem

hörte man nicht. Da regte er sich heftig und sagte barsch: „Deinen Schoß allein brauche ich nicht!“

Und nach einer langen Weile, da sie noch immer erwartend in die Finsternis starrte, sagte der Alte wieder: „Du hast es mir gesagt, nur den Schoß eines Weibes darf ich heute verlangen. Dafür aber hab ich nicht meine Kraft aufgespart. Ich bin zu jung, um schon vor dem Weib auszuspucken. Ich will das nie tun müssen, will auch nie sehen, daß ich alt bin ... Eh, und ists kein Weib, das in meinen Armen weich wird, solls ein Eisen sein, das unter meinem Hammer singt!“

*

Bei der Bahnstrecke suchte man Arbeiter. Heftige Gewitterregen hatten an einigen Stellen Dammrutschungen verursacht, und die galt es sobald als möglich auszubessern.

Der Alte fand als Schmied Beschäftigung. Das Geleise war unterwaschen worden, die Schienen mit den Schwellenhölzern hingen frei in der Luft, und deren Abmontierung war schwierige Arbeit. Der Alte aber lachte nur, als er gefragt wurde, ob er stark genug für diese Tätigkeit sei.

So lustig und guter Dinge war er noch nie wie bei dieser schweren und gefährlichen Arbeit. Er scherzte mit den anderen Arbeitern, scherzte selbst mit dem Partieführer, arbeitete dabei aber flink und angestrengt. Und er war gut zu verwenden, weil er keine Furcht kannte.

Man schlug die Schwellen von den freihängenden Schienen los, um diese zu entlasten. Dann wollte man langsam das Ganze senken. Einige Schrauben waren noch zu lösen, aber man durfte dies nicht mehr von oben aus vornehmen, da das Ganze jeden Moment nachgeben konnte. Der Alte griff deshalb von unten zu. Er stand unter den Schienen, schraubte langsam und bedächtig, während die anderen, um ihn nicht zu behindern, warteten, bis er fertig sei.

Plötzlich knackte es. Der Alte wandte ſich, um nach der Urſache zu ſehen, — da gaben die Schienen nach. Und fand er keine Zeit mehr, auszuweichen, oder tat er es mit Abſicht nicht, — er fing die Laſt mit ſeiner Schulter auf.

Die anderen ſchrien, rannten wirr durcheinander und ſuchten nach Stangen. Aber der Alte ſtand da: braunrot im Geſicht, trug er die viele Zentner ſchwere Maſſe auf ſeiner Schulter. Und eben, als ſie die Stangen unterſetzen wollten, um ihn zu befreien, verließen ihn die Kräfte, er brach zuſammen und die Schienen fielen auf ihn.

Sie hatten ihn bald befreit und hervorgezogen. Nun fertigten ſie eine Tragbahre an, um ihn fortzuſchaffen. Doch bevor man noch damit fertig war, ſetzte ſich der Alte mühſelig auf und ſagte: „Laßt nur, es iſt mir nicht viel geſchehen!“ Und während er wieder erſchöpft zurückſank, keuchte er: „Vielleicht kann ich weiter arbeiten.“

Daran war jedoch nicht zu denken. Als er ſich endlich vollends aufrichten konnte, mußte man ihn ſtützen. Der Aufſeher drang deshalb darauf, daß man ihn ſobald als möglich zum nahen Dorfe und von dort ins Spital bringe.

Von zwei Männern geſtützt, wankte der Alte davon. Aber nach einer kurzen Zeit ſchon begegnete man einem Wagen, der den Verunglückten aufnahm.

Einer der Arbeiter fuhr mit, um ihn in die Stadt zu begleiten. Da man aber an dem Dorfe vorbeikam, wo der Alte Zelt und Lager hatte, beſtand dieſer darauf, abzuſteigen. Sein Begleiter widerſetzte ſich anfangs. Doch er war Rumäne, der als ſolcher Arzt und Spital ſcheute, ſo ließ er ſich denn überreden, gab nach, und der Alte ſtieg beim Zigeunerlager vom Wagen.

*

Die Sonne lag prall auf der Zeltleinwand. Sie durchbrannte dieſe, füllte das Zeltinnere mit einer ſtechenden

Hitze, die durch den säuerlichen Rußgeruch der verräucherten Leinwand noch erstickender wurde.

Ein Sonnenstrahl hatte einen Kupferkessel gefunden. Er umfaßte liebevoll eine blanke Stelle, schrägte von ihr ab und glitt, ein flirrender, wallender Streifen, durch das Halbdämmern des Zeltes. Und auf diesen Streifen starrte der Alte. Sein Blick lief an ihm auf und ab, begleitete die feinen, tanzenden Sonnenstäubchen, die an ihm wirbelten, und schien sich an ihrem Leuchten zu freuen. Schien eine Frage an sie zu richten, so unabläßig starr war sein Blick.

Schon vier Tage lag der Alte. Er konnte sich nicht mehr erheben, konnte nicht essen, und beim Reden schmerzte ihm die Brust. Und es brannte innen unabläßig, zuckte hin und her, wogte wie Feuer bei jedem Atemzuge. Die Seele mußte gerissen sein, wie er glaubte.

Und nun fragte der Alte diesen Sonnenstreifen, was wohl aus dieser gerissenen Seele werden solle? Denn er wußte nicht mehr ein und aus. Er lag, litt und grübelte, und nur das Grübeln schmerzte ihn nicht.

Aber die Staubatome im Sonnenstrahl tanzten und wirbelten ineinander, hin und her, und schienen fortwährend zu entstehen und zu vergehen. Und auch die Gedanken in seinem Kopfe entstanden und vergingen, waren ein Wirbeln, ein Zittern.

Draußen stammelte ein Kind. Es saß irgendwo in der Sonne, lichttrunken und sonnenmüde, und sein Lallen war Müdigkeit und zugleich Freude.

Nun lauschte der Alte auf das Stammeln des Kindes. Auch sein Grübeln wandte sich ihm zu, forschte in diesem hellen Stimmenschlag und horchte nach der Seele, die darin jubelnd ihre Kraft bekundete. Und da stockte alles Denken und Fühlen des Alten plötzlich. Jetzt hatte er Antwort auf seine Fragen gefunden. Dieses Kinderjubeln, dieses zitternde Lebenslallen sagte ihm: seine Seele war für immer

gerissen! Mitten dort, wo Kraft und Wille zusammenhängen. Und die eine blutete, da mußte auch die andere verbluten. .. . . Seine Seele war zerrissen!

Noch einen Tag lag der Alte. Dann ließ er die Stammesältesten, ließ er Rika hereinrufen. Und als sie um ihn versammelt saßen, sagte er: „Meine Seele ist zerrissen. Sie blutet immer fort, das Blut brennt mich innen und sagt mir, daß meine Seele bald zu Asche verbrannt sein wird. Darum sollt ihr wissen, wem mein Zelt, meine Gold- und Silberstücke gehören werden. Sie sollen Rika gehören: es sind mehrere hundert Silbergulden, aber viel über hundert Goldstücke. Und nicht von den kleinen, von den großen, türkischen. Und Rika gehört alles. Denn mein Bruder zieht irgendwo umher, wo, weiß ich nicht, Weib und Kinder aber habe ich nicht. Und diesem Mädchen habe ich alles versprochen. "

Und da sie sich über ihn neigte, ihm zu danken, flüsterte er: „Denn du warst ja doch meine letzte Geliebte, ob du es wolltest oder nicht. Und wenn auch dein Schoß nichts davon weiß, meine Seele, die nun gerissen ist, weiß es."

Eine Weile schien er zu schlafen, dann sagte er wieder: „Und das verlange ich, daß sie die Zöpfe rückwärts bindet, als wäre sie mein Weib gewesen!" Dann bat er die Männer, daß man ihn der Zeltwand zudrehe. Dort war ein Riß in den Lappen, durch den die Sonne hereinflitzte. Den starrte er an.

Er sprach kein Wort mehr. Zwei Tage noch lag er so, starrte immer auf den Sonnenblitz, bis seine Augen auch den nicht mehr sahen. Denn seine Seele war ausgeblutet.

Ein junges Mädchen aber weinte um einen alten Mann.

Aus einem soeben bei Albert Langen in München erschienenen Novellenband „Zigeuner"

Vorworte / von Sören Kierkegaard

Vorbemerkung des Uebersetzers

Die nachfolgenden Uebersetzungen sind Bruchstücke aus dem ästhetisch-philosophischen Schaffen Kierkegaards. Das erste stammt aus: Vorworte, Unterhaltungslektüre für einzelne Stände nach Zeit und Gelegenheit, von Nicolaus Notabene, erschienen im Jahre 1844; das zweite ist die Einleitung zu einem längeren Aufsatz de omnibus dubitandum est, in dem der dreißigjährige Kierkegaard sich mit der Hegelschen Spekulation auseinandersetzen wollte, den er aber nie erscheinen ließ — er hat dann später in anderer Form die Kritik nicht der Hegelschen Philosophie bloß, sondern der Philosophie überhaupt im Verhältnis zur Religion in der Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift gegeben. Die Einleitung, die hier übersetzt wird, hat noch besonderes Interesse, weil sie in einem Maße autobiographische Mitteilungen enthält, wie sie der spätere Kierkegaard kaum mehr so direkt gegeben hat, und zwar handelt es sich um seine Kindheit und um das frühe Jünglingsalter bis zu seinem 21. Jahr, also die Zeit vor den erotischen Erlebnissen, vor seiner Verlobung und deren Aufhebung.

Wenn nichts anderes, so kann man daraus wieder lernen, was Produktion ist, die nicht nach dem Schweiß des Autors riecht. Das ist schon viel in einer Zeit, in der die Kinder statt eines neuen vollen unschuldigen Lebens in ihren Zügen nur die Qual der Eltern offenbaren. Im schöpferischen Leben der Kunst ist keine Aequivalenz und nicht einmal eine verständliche Kausalität zwischen Arbeit und Leistung. Hier gelten nicht die Hebelgesetze der Physik, weil die gegeneinanderstehenden Kräfte nicht gemeinsames Maß haben. Sie sind verschiedener Qualität und gehören anderen Welten an. Die Arbeit gehört dem Reich der Notwendigkeit, in welchem der biblische Fluch für jeden gilt, der Einfall

und das Werk ist Gabe und kommt aus dem Reich der Freiheit, wo die Quelle des Segens fließt. Dennoch will auch die Kunst das schwebende Gleichgewicht, aber der Begriff meint hier etwas anderes als in der Mechanik: Gleichgewicht herrscht erst, wenn Arbeit und Mühe vor der Phantasie verschwunden sind, wie die endliche vor der unendlichen Größe.

Zwischen Arbeit und Lohn im schöpferischen Leben der Kunst liegt ein Riß, ein Blitz und ein Vergessen. Aber ein Vergessen besonderer Art. Wenn ein Genie in der Stunde der Intuition alle seine Gelehrsamkeit vergißt, wenn all sein durch Arbeit erlangtes Wissen wie aufgesaugt ist von einem einzigen Blick seines geistigen Auges, aber ungebrochen mitschwingt im Strahl des gnadenvollen Lichts, das ihn erleuchtet, so ist das ja etwas anderes, als wenn ein Dummkopf auf seinem Stuhl hin und herrutscht und schwitzt, weil er alles vergessen hat und ihm nichts mehr einfällt.

Wenn einer das so verstehen will als habe das Genie Arbeit und Anstrengung nicht nötig (aber Kierkegaard hat ja nicht nur die Tage, sondern auch die Nächte durchgearbeitet), so beweist er nur, daß er allein und ohne Stütze nicht gehen kann und dem besoffenen Bauern gleicht, von dem Luther redet: Hilft man ihm von rechts in den Sattel, so fällt er links herunter. Die Mühe der Saat ist das eine, die reife Frucht das andere. Die Mühe der Saat und des Pflügens erklärt aber nicht die Frucht, die ja auch ausbleiben kann und sich allein dadurch schon als Gabe und Geschenk erweist. Und die Kunst, in noch höherem Maße als das unmittelbare Leben, will die Ernte und die Freude der Ernte, in deren glücklichstem Augenblick Arbeit und Mühe nicht mehr da und vergessen sind.

Die Frage, ob das Spiel den Einsatz wert ist, ob überhaupt Mühe und Leben um eines Kunstwerks willen sich lohnen,

geht die Kunst selbst gar nichts an und ist ihr gleichgiltig. So wichtig auch die Frage an sich selbst ist, denn wer sich von Weib, Ehe, Macht, Ehre, Kunst, Wissenschaft oder Philosophie um diese Frage betrügen, wer sich von ihr nicht zerreißen, in ihrem Fegefeuer nicht verbrennen läßt, der ist nur erst das Rohmaterial, das μὴ ὄν zu dem inneren, geistigen Menschen, dessen Keim in ihm liegt, und der er *werden* kann und soll, werden, nicht sein, denn wer in dieser Welt so redet, ist voll der ignava ratio. Diese Frage hat aber jeder Einzelne mit Gott abzumachen. Hin und wieder trifft sie im Laufe der Jahrhunderte in einem leidenschaftlichen Menschen mit der Kunst zusammen; dann aber ist diese letzte sofort ohne weiteres dienendes Moment, nicht zu einem endlichen Zweck, das ist Unsinn, sondern innerhalb eines unendlichen Lebens. Es ist ja unserer Zeit der Unfug vorbehalten geblieben, auch einen Paulus etwa unter die Rubrik „Künstler" einzustellen, ein Unfug, der vor allem recht bequem ist. Was nennt sich nicht alles Künstler, und wenn zur Not ein Unterschied zwischen Paulus und dem Blumenthal gemacht wird, so doch nur innerhalb der Stilistik und wegen der Wahl des Gegenstandes, indem der Blumenthal in Lustspielen und Sinnsprüchen fürs Berliner Tageblatt macht, während Paulus in Religion machte, worin der Blumenthal hauptsächlich deshalb nicht macht, weil er eben den Fortschritt mitmacht. Aber auch wo ernsthaft von der Kunst geredet und das Gesindel ferngehalten wird, ist es eine Herabsetzung des Paulus, ihn Künstler zu nennen. Mag er auch Ausdrücke gefunden haben, für die ein Künstler sein halbes Leben und seine Seligkeit dazu geben würde, er ist mehr als Künstler.

Aber die Kunst will das Lied. Mag die Kehle des Vogels sich krampfen, wenn er singt, sein Lied jedenfalls ist kein Krampf. Wo immer man auf dem Wege zu solcher Verwechselung ist, ist man auch nicht weit entfernt von dem

noch verderblicheren Wahn, es sei der Krampf schon das Lied. Es gibt heute Schriftsteller, die sich gebärden als hätten sie zum allerersten Mal etwa die Sexualität in der Welt entdeckt, nicht als Dichter oder Denker, dann wäre ja alles gut und schön und in Ordnung, sondern eben einfach als Tiere. Ja aber wenn sonst nichts, sehe ich mir doch lieber einen Kater oder einen Hengst an als den wörtlich ins Literarische übersetzten Brunstkrampf geiler Mannsbilder. Wozu denn diese überflüssige und in der Regel so widerliche Verdoppelung, bei der weder Natur noch Kunst etwas gewinnen, sondern beide nur gleichermaßen verlieren können? Ich finde schon bei Richard Wagner, wiewohl ich mir hier der Distanz zwischen ihm und den eben Bezeichneten aufs klarste und deutlichste bewußt bin, z. B. in der Musik zu Isoldes Liebestod den Krampf nicht völlig in einem höheren Leben der Kunst gelöst — deshalb fallen ja auch alle Weiber beiderlei Geschlechts gerade auf diese Musik so herein — ich finde, daß was diese Musik in Wahrheit sagt — ihre Mystik gebe ich drein, man lasse mich damit in Ruhe — im zweiten Akt der Schönen Helena von Offenbach in schwebenderen, von Schwere, Körperlichkeit, Schleim und Lehm freieren Tönen gegeben ist.

Die ganze Tragikomik der ästhetischen Verwirrungen wurde uns durch die dankenswert naive Beichte eines gelesenen Schriftstellers enthüllt. Es war an sich gewiß uninteressant, daß einer den Tod in Venedig herausgab, denn solche Stilübungen werden in der Literatur zu allen Zeiten fabriziert, und es ist doch nur, bürgerlich gesprochen, nett und erbaulich, daß einer all das, zu dessen Erlernung er einst im Gymnasium zu genial war, in seinen vierziger Jahren durch zähen Fleiß glatt und akkurat so wie ein Gymnasiast wieder einholen kann. Von besagtem Autor galt auch immer, was der junge Kierkegaard von ähnlichen Epikern seiner Zeit sagte: ihre Bücher sind nicht Produktionen, sondern

Amputationen. Umso intereſſanter war die Reaktion jener, die heute den Geiſt zu vertreten vorgeben. Mit wenigen Ausnahmen, die nur die Regel beſtätigten, bekannten ſich alle zu den Nöten dieſes Prieſters der Kunſt und Ehrenpräſidenten einer Berliner Tageblatt-Bourgeoiſie, in der ſich aber auch ein Guſtav Freytag heute gewiß nicht mehr wohl fühlen würde; und alle litten als vollendete Einfühlungspſychologen und Aeſthetiker die wohl ſehr peinlichen und unbehaglichen Beſchwerden mit, die einer hat, wenn er Wind gebiert; alle approbierten Hebeammen der Literatur begafften mit dem Affenernſt der Wiſſenſchaftlichkeit die Nabelſchnur, die nur Nabelſchnur war, und an der kein Kind hing. Und alle ließen es zu, daß ihnen Gewalt und Geheimnis des Eros erklärt und enträtſelt werde von einem, der vom ſchöpferiſchen Leben redet, wie ein ſchweißtriefender Taglöhner vom Backſteintragen — nur unterliegt der dem bibliſchen Fluch, ohne ſich für einen Prieſter zu halten. Und das alles geſchah in einem Land, in dem doch auch einmal ein Jean Paul als zeitlich beſtimmter Menſch zwar im kleinbürgerlichſten All und Werktag, als Dichter jedoch in der ewigen Kräfte ſeligem Ueberſchwang und Feiertag gelebt hat. Als ob uns die von Aſchenbachs etwas vom Eros ſagen könnten, nicht einmal, wie doch Wedekind, etwas von des Mannes Begierde und des Weibes Luſt, ich glaube, ſie müſſen auch da erſt zur Vorbereitung der vorbereitenden Stimmung die Kerzen des ſiebenarmigen Leuchters aus dem Tempel von Jeruſalem anzünden: die leuchten heute freilich zu jedem Erfolg. Theodor Haecker.

* * *

Aus „Vorworte“

Ein Vorwort ist Stimmung. Ein Vorwort schreiben ist wie die Sense wetzen, wie die Guitarre stimmen, wie mit einem Kind plaudern, wie aus dem Fenster spucken. Man weiß nicht, wie es zugeht, die Lust kommt über einen, die Lust nach den Abenteuern der Produktivität, die Lust ein Vorwort zu schreiben, die Lust nach diesen leves sub noctem susurri. Ein Vorwort schreiben ist wie an eines Andern Tür läuten, um ihn zum besten zu halten, wie an eines jungen Mädchens Fenster vorbeigehen und auf das Pflaster sehen, es ist wie mit seinem Stock in der Luft nach dem Wind schlagen, wie den Hut schwingen, wiewohl man keinen grüßt. Ein Vorwort schreiben ist wie etwas getan haben das berechtigt, eine gewisse Aufmerksamkeit zu fordern, wie etwas auf dem Gewissen haben, das die Vertraulichkeit hervorlockt, wie zum Tanz inklinieren, wiewohl man sich nicht bewegt, wie den linken Schenkel platt anlegen, den Zügel nach rechts straffen, das Pferd sagen hören: Pst, und selber auf die ganze Welt ein Stückchen blasen, es ist wie mit dabei sein ohne die mindeste Gêne, daß man mit ist, wie auf dem Waldhügel stehen und nach den Wildgänsen spähen. Ein Vorwort schreiben ist wie bei Tagesgrauen in der ersten Station angekommen sein, in der dunkeln Scheune halten, ahnend, was sich zeigen wird, die Türe offen sehen und damit den Himmel, die Landstraße vor sich schauen, die beständig noch mehr sich voran hat, des Waldes versprechende Heimlichkeit gewahr werden, und des Fußpfades verführerisches Verschwinden; des Posthorns Laut hören und des Echos wirkende Einladung, des Kutschers saftigen Peitschenknall und aus dem Wald den verworrenen Widerhall, und der Reisenden muntere Wechselreden. Ein Vorwort schreiben ist wie angekommen sein, in der behaglichen Stube stehen, der Sehnsucht erwünschte Gestalt begrüßen, im Lehn-

ſtuhl ſitzen, die Pfeife ſtopfen, ſie anzünden und ſo unendlich viel miteinander zu reden haben. Ein Vorwort ſchreiben iſt wie auf ſich ſelber acht haben, daß man im Begriff iſt ſich zu verlieben, die Seele in ſüßer Unruhe, aufgegeben iſt das Rätſel, jedes Ereignis ein Wink für die Erklärung. Ein Vorwort ſchreiben iſt wie die Zweige der Laube beiſeite ſchieben und ſie ſehen, die dort verſteckt iſt — die Liebſte. So, ach ſo iſt es, ein Vorwort zu ſchreiben; und wie iſt der, der es ſchreibt? Er geht aus und ein zwiſchen den Menſchen wie ein Tor im Winter und ein Narr im Sommer, er iſt Guten Tag und Lebewohl in einer Perſon, allzeit froh und ſorglos, vergnügt mit ſich, recht ein leichtſinniger Taugenichts, ja eine unmoraliſche Perſon, denn er geht nicht auf die Börſe um Geld zuſammenzuſchaben, er geht nur hindurch; er hält keine Reden auf Generalverſammlungen, weil ihm die Luft dort zu dick iſt; er bringt kein Hoch aus in einem Verein, weil man es dort mehrere Tage vorher anmelden muß; er bezahlt nicht die Staatsſchuld ab, ja ſie macht ihn nicht einmal ernſthaft; er geht durchs Leben, wie ein Schuſterjunge pfeifend durch die Gaſſen geht, mag auch der, der die Stiefel braucht, ſtehen und warten, ſo ſoll er halt warten, ſolange noch eine einzige Glitſchbahn übrig oder das mindeſte Sehenswürdige noch zu entdecken iſt. So, ja ſo iſt der, der ein Vorwort ſchreibt.

Was iſt es doch für eine Luſt, ein Buch geſchrieben zu haben! Denn das iſt eine törichte und ſchwärmeriſche Rede, die ja deshalb auch ſelten gehört wird und niemals des Tages Stimme für ſich hat, daß des Gedankens Umgang mit ſich ſelber unter der Arbeit, daß das Klopfen des Herzens in der Unruhe der Ueberlegung, daß des inneren Menſchen Erröten und Erbleichen im Ahnen und Umfan-

gen, im Suchen und Finden das Schönste sein soll. Nein das Schöne, das Herrliche, das Belohnende — und des Buches Bedeutung kommen erst hinterher. Was ist es für eine Lust ein Buch geschrieben zu haben, das nicht in einem unerklärlichen inneren Drang seinen Ursprung hat und deshalb nicht weiß, wie weit es hinein paßt in die Welt, ja schüchtern und verschämt ist wie einer sündigen Liebschaft zweideutiger Zeuge, nein! ein Buch, das die Frucht einer Vernunftehe ist zwischen Verleger und Publikum, geschrieben wie der Verleger es haben will und wie der Tag es fordert, ein Buch, dessen Entstehung allen durch rechtzeitige Proklamation kundgetan wurde, ein Buch, für das die Kritik schon eine Trockenwärterin in Bereitschaft hat, ein Buch, das im passenden Augenblick zum Nutzen aller herausgegeben wird: des Verfassers, des Verlegers, des Buchdruckers, des Buchbinders, des Rezensenten, des Lesers.

Wenn man ein Buch herausgeben will, muß man erst überlegen, zu welcher Jahreszeit es herauskommen soll. Die Jahreszeit ist von ungeheurer Wichtigkeit. In dieser Hinsicht sind sich alle die weisesten und besten Männer einig, daß Weihnachten der Augenblick ist. Wenn man ein Buch herausgeben will, da vergewissere man sich zunächst, daß man nützen will. Zu dem Ende frage man einen Verleger, oder einen philosophischen Kopf, oder seinen Friseur oder einen Vorübergehenden, was die Forderung des Tages ist. In Ermangelung all dessen ersinne man selbst etwas, vergesse aber nicht zu sagen, daß das die Forderung des Tages ist. Es ist nämlich nicht jedem die Seelenstärke gegeben, die Forderung des Tages zu verstehen.

* * *

Einleitung zu „de omnibus dubitandum est“

In der Stadt H. lebte vor einigen Jahren ein junger Student, mit Namen Johannes Climacus, dessen Sehnsucht durchaus nicht darnach ging, in der Welt bemerkt zu werden, da es im Gegenteil seine Freude war, verborgen und in der Stille hinzuleben. Die, welche ihn etwas näher kannten, suchten sein verschlossenes Wesen, das jede nähere Berührung mit den Menschen floh, daraus zu erklären, daß er entweder melancholisch oder verliebt sei. Die das letzte annahmen, hatten in einem gewissen Sinn nicht unrecht, wenn sie auch fehl gingen mit der Annahme, daß ein Mädchen der Gegenstand seiner Träume sei. Solche Gefühle waren seinem Herzen ganz und gar fremd, und wie sein Aeußeres fein und ätherisch, fast durchsichtig war, so war seine Seele im selben Grad allzu geistig bestimmt, um von eines Weibes Schönheit gefesselt zu werden. Verliebt war er, schwärmerisch verliebt — in den Gedanken oder richtiger in das Denken. Kein liebender Jüngling kann innerlicher erregt werden von dem unbegreiflichen Uebergang, mit dem die Liebe in seiner Brust erwacht, von dem Blitzschlag, mit dem die Gegenliebe im Herzen der Geliebten hervorbricht, als er von dem begreiflichen Uebergang, mit dem der eine Gedanke sich in den andern fügt, ein Uebergang, der für ihn der glückliche Augenblick war, in welchem das geschah, was er geahnt und erwartet hatte in der Stille der Seele. Wenn da sein Haupt gedankenvoll sich neigte wie eine reife Aehre, da war es nicht weil er der Geliebten Stimme hörte, sondern weil er der Gedanken heimlichem Flüstern lauschte; wenn sein Blick wie im Traume war, da war es nicht, weil er ihr Bild ahnte, sondern weil die Bewegung des Gedankens für ihn anschaulich ward. Es war seine Lust, mit einem einzelnen Gedanken zu beginnen, von ihm aus auf dem Weg der

Konſequenz Stufe für Stufe zu einem höheren zu ſteigen; denn die Konſequenz war ihm eine scala paradisi, und ſeine Seligkeit kam ihm noch herrlicher vor als die der Engel. Wenn er nämlich oben angekommen war bei den höheren Gedanken, da war es ihm eine unbeſchreibliche Freude, Leidenſchaft und Wolluſt, kopfüber ſich hinunter zu ſtürzen in dieſelben Konſequenzen, bis er bei dem Punkt anlangte, von dem er ausgegangen war. Doch das glückte ihm nicht immer nach Wunſch. Wenn er nämlich nicht gerade ſo viele Stöße bekam, als da Glieder waren in der Konſequenz, da wurde er betrübt, denn da war die Bewegung unvollkommen. Er begann nun von vorne. Glückte es ihm, da erſchauerte ſeine Seele in Wolluſt; er konnte vor Freude nicht ſchlafen in der Nacht, ſondern hörte nicht auf ſtundenlang dieſelbe Bewegung zu machen; denn dieſes Auf und Ab, Ab und Auf des Gedankens war eine Freude ohnegleichen. In den glücklichen Stunden war ſein Gang leicht, faſt ſchwebend; zu anderen Stunden war er ängſtlich und unſicher. So lange er nämlich ſich mühte um hinaufzuſteigen, ſo lange die Konſequenz noch nicht vermocht hatte ſich freie Bahn zu ſchaffen, da war er niedergedrückt; denn die vielen Konſequenzen, die er fertig hatte, ohne daß ſie ihm jedoch bereits ganz klar und notwendig geworden waren, ſie fürchtete er zu verlieren. Wenn man einen Menſchen eine Menge zerbrechlicher Dinge tragen ſieht, auf und übereinander geſtapelt, da wundert man ſich nicht, daß er unſicher geht und jeden Augenblick nach dem Gleichgewicht haſcht; wenn man die Laſt nicht ſieht, da lächelt man, ſo wie ja viele über Johannes Climacus lächelten, ohne zu ahnen, daß ſeine Seele eine höher aufgeſtapelte Laſt trug, als was ſonſt in Erſtaunen ſetzt, daß ſeine Seele in Angſt war, daß eine einzige Konſequenz herausfallen könne; denn dann ging das Ganze in Stücke. Daß die Menſchen über ihn lächelten, bemerkte er nicht, ebenſowenig wie daß zu anderen

Zeiten ein Einzelner erfreut ſich umdrehte, um nach ihm zu ſehen, wenn er leicht wie im Tanz durch die Straße eilte. Er achtete nicht auf die Menſchen, dachte auch nicht daran, daß ſie auf ihn achten könnten, er war und blieb fremd in der Welt.

Wie nun Climacus' Weſen für den Einzelnen, der ihn nicht näher kannte, etwas Auffallendes haben mußte, ſo war es keineswegs unerklärlich für den, der etwas Beſcheid um ſein früheres Leben wußte; denn ſo wie er nun war in ſeinem 21. Jahre, ſo war er bis zu einem gewiſſen Grad immer geweſen. Die Dispoſition, die ſeine Seele hatte, war in ſeiner Kindheit nicht beeinträchtigt, ſondern durch günſtige Umſtände entwickelt worden. Sein Heim bot nicht viele Zerſtreuungen, und da er ſo gut wie niemals hinauskam, wurde er zeitig daran gewöhnt ſich mit ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Gedanken zu beſchäftigen. Sein Vater war ein ſehr ſtrenger Mann, anſcheinend trocken und proſaiſch, während er unter dieſer Maske eine glühende Phantaſie verbarg, die auch ſein hohes Alter nicht abzuſtumpfen vermochte. Wenn Johannes manchmal um Erlaubnis auszugehen bat, wurde es ihm meiſt abgeſchlagen; dagegen ſchlug ihm der Vater hin und wieder als Erſatz vor, an ſeiner Hand im Zimmer ſpazieren zu gehen. Das war beim erſten Blick ein armſeliger Erſatz, und doch ging es damit wie mit der Maske, er verbarg etwas ganz anderes in ſich. Sie gingen da zur Tür hinaus, zu einem naheliegenden Luſtſchloß oder hinunter zum Strand, ganz wie Johannes es wollte; denn der Vater vermochte alles. Während ſie da im Zimmer auf und ab gingen, erzählte der Vater von allem was ſie ſahen; ſie grüßten die Vorübergehenden, die Wagen lärmten an ihnen vorbei und übertäubten des Vaters Stimme; der Händlerinnen Früchte waren einladender denn je. Er erzählte alles ſo genau, ſo lebendig, ſo präſentiſch bis zum unbedeutendſten Detail, das Johannes bekannt

war, ſo ausführlich und anſchaulich, was ihm unbekannt war, daß er, nachdem er eine halbe Stunde mit dem Vater ſpazieren gegangen war, ſo überwältigt und müde wurde, als wäre er den ganzen Tag aus geweſen. Des Vaters Zauberkunſt lernte Johannes ihm raſch ab. Was da zuerſt epiſch vor ſich ging, das geſchah nun dramatiſch; ſie unterhielten ſich auf der Tour. Gingen ſie bekannte Wege, da paßten ſie gegenſeitig auf einander auf, daß nichts überſehen wurde; war der Weg Johannes fremd, da kombinierte er, während des Vaters allmächtige Phantaſie imſtande war alles zu formen, jeden kindlichen Wunſch als Ingredienz in dem Drama, das vor ſich ging, zu verwenden. Für Johannes war es als werde die Welt geſchaffen während der Unterhaltung, als ſei der Vater Unſer Herr, und er ſelber ſein Liebling, der das Recht erhielt ſeine törichten Einfälle ſo übermütig wie er nur wollte darein zu miſchen; denn er wurde niemals abgewieſen, der Vater niemals verlegen, das kam alles mit und immer zu Johannes Zufriedenheit.

Während ſo das Leben im väterlichen Haus dazu beitrug ſeine Phantaſie zu entwickeln, war die Bildung, die ihm in der Schule zuteil wurde, in Harmonie damit. Der lateiniſchen Grammatik erhabene Autorität, der Regeln göttliche Würde erweckten eine neue Schwärmerei. Insbeſondere ſagte ihm die griechiſche Grammatik zu. Ueber ihr vergaß er den Homer laut für ſich zu leſen, wie er ſonſt pflegte um ſich an den Rhythmen der Dichtung zu erfreuen. Der Lehrer des Griechiſchen trug die Grammatik nach einer mehr philoſophiſchen Methode vor. Wenn ihm da erklärt wurde, daß der Accuſativ z. B.: die Ausſtreckung in Zeit und Raum iſt, daß nicht die Präpoſition den Caſus regiert, ſondern daß das Verhältnis es tut, da weitete ſich alles vor ihm aus. Die Präpoſition verſchwand, die Ausſtreckung in Zeit und Raum wurde zum

ungeheuern inhaltsleeren Bild für die Intuition. Seine Phantasie war von neuem beschäftigt, aber auf eine andere Weise als vorher. Was da auf den Spaziergängen ihn belustigte, war der erfüllte Raum, er konnte ihn nicht dicht genug um sich haben. Seine Phantasie war so produktiv, daß sie sich mit wenig helfen konnte. Vor dem einen Fenster der Wohnstube wuchsen ungefähr 10 Grashalme. Hier entdeckte er zuweilen ein kleines Tier, das zwischen den Stengeln lief. Diese Halme wurden zu einem ungeheuern Wald, der doch die Dichtheit und Dunkelheit behielt wie das Gras sie hatte. Statt des erfüllten Raumes erhielt er nun den leeren Raum; er starrte wieder, aber sah nichts als die ungeheure Ausdehnung.

Während so ein fast vegetatives Hinschlummern in Phantasie (teils mehr aesthetisch, teils mehr intellektuell) in ihm vor sich ging, wurde auch eine andere Seite seiner Seele stark geformt, sein Sinn nämlich für das Plötzliche, das Ueberraschende. Das geschah jedoch nicht mit den Lockmitteln, die sonst dazu dienen müssen eines Kindes Aufmerksamkeit anzuspannen, sondern mit etwas weit Höherem. Mit einer allmächtigen Phantasie verband der Vater eine unwiderstehliche Dialektik. Wenn er bei einer oder der andern Gelegenheit sich in einen Disput mit einem andern einließ, da war Johannes lauter Ohr, und das umso mehr als alles in einer fast festlichen Ordnung vor sich ging. Der Vater ließ den Gegenpart immer ganz ausreden, fragte ihn der Vorsicht halber, ob er noch etwas zu sagen habe, ehe er seine Antwort begann. Johannes war dem Vortrag des Gegners mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, war auf seine Weise im Ausfall mitinteressiert. Die Pause trat ein, des Vaters Replik folgte, und siehe, im Handumdrehen war alles anders. Wie das zuging, blieb Johannes ein Rätsel, aber seine Seele ergötzte sich an diesem Schauspiel. Der Gegner sprach wieder, Johannes

war noch aufmerkſamer, um alles recht feſt zu halten; der Gegner perorierte, Johannes konnte faſt ſein Herz klopfen hören, ſo ungeduldig wartete er, was nun geſchehen würde. — Dies geſchah: in einem Nu war alles umgekehrt, das Erklärliche unerklärlich gemacht, das Gewiſſe zweifelhaft, das Gegenteil einleuchtend. Wenn ein Hai ſeine Beute greifen will, da muß er ſich herum werfen auf den Rücken, weil ſein Maul auf ſeinem Bauch ſitzt; er iſt dunkel auf dem Rücken, ſilberweiß am Bauch. Das ſoll ein herrlicher Anblick ſein, dieſen Wechſel der Farben zu ſehen; das Blinken ſoll manchmal ſo ſtark ſein, daß es den Augen faſt weh tut, und doch iſt es eine Luſt, darnach zu ſehen. Zeuge eines ähnlichen Farbenwechſels wurde Johannes, wann er den Vater disputieren hörte. Er vergaß wieder das Geſagte, ſowohl was der Vater als was der Gegner geſagt hatte, aber dieſes Erſchauern der Seele vergaß er nie. An Analogieen dazu ließ das Schulleben es nicht fehlen; er ſah, wie ein Wort einen ganzen Satz verändern konnte, wie ein Conjunktivum mitten in einem indicativiſchen Satz eine ganz andere Beleuchtung über das Ganze werfen konnte. Je älter er wurde, je mehr der Vater ſich mit ihm einließ, deſto aufmerkſamer wurde er auf jenes Unbegreifliche, es war wie wenn der Vater in einem heimlichen Einverſtändnis ſtände mit dem, was Johannes ſagen wollte, und deshalb mit einem einzigen Wort alles verwirren konnte. Wenn da der Vater nicht bloß opponierte, ſondern ſelber etwas vortrug, da ſah er zu, wie er ſich benahm, wie er ſucceſſiv zu dem hinkam, was er wollte. Er ahnte nun, daß der Grund, weshalb der Vater mit einem Wort alles umdrehen konnte, darin lag, daß er ſelber in der Succeſſion, in der er ſeine Gedanken hatte, etwas vergeſſen haben mußte. Was andere Kinder im Zauber der Dichtung und in der Ueberraſchung des Märchens haben, das hatte er in der Raſt und Weile der Intuition und in den Changements der Dia-

lektik. Das erfreute das Kind, das wurde des Knaben Spiel, das wurde des Jünglings Luſt. So hatte ſein Leben eine ſeltene Kontinuität; es kannte nicht die verſchiedenen Uebergänge, die ſonſt die einzelnen Zeitabſchnitte zu bezeichnen pflegen. Indem Johannes älter wurde, hatte er kein Spielzeug auf die Seite zu legen; denn er hatte gelernt mit dem zu ſpielen, was ſeines Lebens ernſthafte Beſchäftigung ſein ſollte, und doch hatte es deshalb keineswegs das Anziehende verloren. Ein Mädchen ſpielt ſo lange mit der Puppe, bis dieſe ſich in den Geliebten verwandelt; denn des Weibes ganzes Leben iſt Liebesluſt. Eine ähnliche Kontinuität hatte ſein Leben; denn ſein ganzes Leben war Denken.

Climacus wurde Student, machte das zweite Examen, wurde 20 Jahre alt, und doch ging keine Veränderung mit ihm vor; er war und blieb fremd in der Welt. Indeſſen floh er nicht die Menſchen, im Gegenteil er ſuchte Gleichgeſinnte zu treffen. Doch ſprach er ſich nicht aus, ließ ſich niemals anmerken, was in ſeinem Innern vorging, dazu war ſeine Erotik zu tief; es war ihm als müßte er erröten, wenn er davon ſpräche, er fürchtete zu viel oder zu wenig zu wiſſen zu bekommen. Dagegen merkte er immer auf, wenn andere redeten. Wie ein tief verliebtes junges Mädchen nicht gerne von ſeiner Liebe redet, ſondern in faſt ängſtlicher Spannung lauſcht, wenn andere junge Mädchen von der ihren reden, um da in Stille zu prüfen, ob ſie ebenſo glücklich iſt oder noch glücklicher, um jeden leitenden Wink aufzuſpüren, ſo achtete Johannes ſtumm auf alles. Wenn er dann heimkam, dann überdachte er, was die Philoſophen geſagt hatten; denn es war natürlich deren Geſellſchaft, die er ſuchte.

Philoſoph zu werden, ſein Leben ausſchließlich der Spekulation zu widmen, war ihm nicht eingefallen, dazu war er noch zu leichtſinnig. Wohl ward ſeine Seele bald zum

einen bald zum andern hingeriſſen, aber das Denken war und blieb ſeine Leidenſchaft; aber noch fehlte die Beſinnung, um zu einem tieferen Zuſammenhang zu kommen. Das Unbedeutendſte und das Bedeutendſte lockten ihn gleichermaßen, um von ihnen aus ſeine Operationen zu beginnen; am Reſultat lag ihm gar nichts, nur die Bewegungen intereſſierten ihn. Unterdeſſen wurde er wohl darauf aufmerkſam, wie er von ganz verſchiedenen Punkten zu ein und demſelben gelangte; aber das zog nicht in tieferem Sinn ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Seine Luſt war beſtändig bloß hindurchzudringen. Durch alles, wo er ein Labyrinth ahnte, da mußte er den Weg finden. Fing er damit an, da konnte ihn nichts zum Aufhören bringen. Fiel es ihm ſchwer, wurde er müde davon vor der Zeit, da pflegte er ein ſehr einfaches Mittel zu gebrauchen. Er ſchloß ſich auf ſeinem Zimmer ein, machte alles ſo feſtlich wie möglich und ſagte nun laut und deutlich: ich will das. Vom Vater hatte er gelernt, daß man kann, was man will; und des Vaters Leben hatte die Theorie nicht im Stich gelaſſen. Dieſe Erfahrung hatte Johannes' Seele einen unbeſchreiblichen Stolz verliehen. Daß da etwas ſein ſolle, was man nicht könne, unerachtet man es wolle, war ihm unerträglich. Aber ſein Stolz war auch kein ohnmächtiges Wollen; denn wenn er dieſe energiſchen Worte geſagt hatte, da war er willig zu allem, da hatte er ein noch höheres Ziel: durch die verſchlungenen Schwierigkeiten mit ſeinem Willen hindurchzudringen. Das war wieder ein Abenteuer, das ihn begeiſterte. Sein Leben war ſo immer voll Abenteuer, wenn er auch dazu nicht Wald und Reiſe brauchte, ſondern bloß, was er hatte, ein kleines Zimmer mit einem Fach.

Wiewohl nun ſeine Seele früh zur Idealität hingeführt wurde, ſo waren doch deshalb ſein Glaube und ſeine Zuverſicht in die Wirklichkeit keineswegs geſchwächt. Die Idealität, mit der er ernährt wurde, lag ihm ſo nah, alles ging

ſo natürlich zu, daß ſie ſeine Wirklichkeit wurde, und er wieder erwarten mußte, in der Wirklichkeit draußen um ihn jene Idealität zu finden. Dazu trug des Vaters Schwermut bei. Daß der Vater ein außerordentlicher Mann war, das bekam Johannes als letzter zu wiſſen. Daß er ihn in Erſtaunen ſetzte, daß kein anderer Menſch es in dem Grad tat, das wußte er; doch er kannte ja ſo wenige, daß er keinen Maßſtab anlegen konnte. Daß der Vater, menſchlich geſprochen, eine Ausnahme war, das lernte er nicht im väterlichen Haus. Wenn hin und wieder einmal ein älterer erprobter Freund die Familie beſuchte und ſich in eine vertraulichere Unterredung mit dem Vater einließ, da hörte Johannes dieſen oft ſagen: Ich tauge zu nichts, kann nichts anfangen, mein einziger Wunſch wäre einen Platz in einer milden Stiftung zu finden. Das war nicht Spaß; da war keine Spur von Ironie in des Vaters Worten, im Gegenteil, es lag ein finſterer Ernſt darin, der Johannes ängſtigte. Es war auch keine leicht hingeworfene Bemerkung; denn der Vater konnte nun beweiſen, daß der allerunbedeutendſte Menſch ein Genie ſei gegen ihn. Kein Gegenbeweis richtete etwas aus, da ſeine unwiderſtehliche Dialektik imſtande war, einen vergeſſen zu machen, was am allernächſten lag, einen zu zwingen auf die von ihm aufgeſtellte Betrachtung zu ſtarren, wie wenn es ſonſt nichts anderes in der Welt gebe. Johannes, deſſen ganze Lebensanſchauung gleichſam im Vater verborgen lag, da er ſelbſt nur wenig zu ſehen bekam, wurde dadurch in einen Widerſpruch verwickelt, da es ihm lange Zeit entging, daß der Vater, wenn nicht mit anderem, ſo doch mit der Virtuoſität, mit der er jeden Opponenten beſiegen und zum Verſtummen bringen konnte, ſich ſelbſt widerlegte. Johannes' Zuverſicht in die Wirklichkeit war ſo nicht geſchwächt, er hatte die Idealität nicht aus Schriften geſaugt, die den, den ſie erziehen, nicht in Unwiſſenheit laſſen, daß die Herrlichkeit,

die ſie beſchreiben, ſich doch nicht findet in der Welt; ihn bildete nicht ein Mann heran, der ſein Wiſſen koſtbar zu machen, wohl aber es ſo unbedeutend und wertlos als möglich zu machen verſtand.

Den vorſtehenden Proben aus Kierkegaard werden ſich in den folgenden Heften weitere anreihen, die ebenfalls zum erſten Mal in deutſcher Uebertragung erſcheinen, und zwar zunächſt die Rede „Der Pfahl im Fleiſch".

Anmerkung / von Adolf Loos

Bezeichnend iſt der Unterſchied des Verhältniſſes der germaniſchen und Mittelmeervölker zum Schweine. Das Schwein iſt dem Germanen Wohngenoſſe. Aber es ſtinkt doch! wird der Mittelmeermenſch ausrufen. Bei den Germanen nicht. Denn das Schwein iſt das reinſte Tier. Es hat unter allen Tieren den ſtärkſten Drang nach dem Waſſer. Die „Schweine" unter den Menſchen quälen es fürchterlich, indem ſie ihm ſein Element, das Waſſer, vorenthalten und es zwingen, ſich in ſeinem eigenen Kot zu wälzen, der wenigſtens etwas Feuchtigkeit enthält. Das Schwein iſt ein Germane, es macht ſich ſchmutzig, wühlt in der Erde und geht dann ins Waſſer. Den Juden iſt das Schweinefleiſch verboten. Aber die engliſche Dame kann nur ein Schimpfwort aus dem Tierreiche benützen, das ein halbes Koſewort iſt: pig.

Ethik / von Hermann Broch*)

Es gehört nicht viel dazu, um in den — man sagt ja „dunklen" — Trieben der Geschlechtlichkeit, der Naturfreude und ähnlicher, selbst für den Spießer unausweichlichen Romantismen überrationale Erlebnisse zu sehen, die sich sogar — man denke an den Tod — direkt ins Mystische steigern können. Es gehört also auch nicht viel dazu, um in den leider ebenso unausweichlichen, aus solchen Gemeinplätzen des Gefühls und Erlebens zusammengestellten, Philosophien einen Schund zu sehen, dessen Tiefgründigkeit sich getrost neben die Klarheit monistischer Erkenntnisse stellen kann. Die billige Ekstase neben der billigen Erkenntnis; neben der Plattitüde des Verstandes die Plattitüde des Gefühls. Und bleibt der eine, selbstzufrieden seine tote Mühle treibend, in den Grenzen seines weltgebundenen rationalistischen Denkens, so dreht sich der andere in den kongruenten Grenzen körpergebundener Triebhaftigkeit. Naturforscher und Literat. Schaudernd sieht man, wie im Begrenzten die Beweglichkeit zunimmt, die alles einhüllende Rationalität wird zum einzigen Gut — einer borgt's dem anderen, so lange bis die Geschwindigkeit Wohlstand vortäuscht. Und in dem Wohlbefinden dieser unentwegten Gemeinsamkeit, zu der ihnen ihre Einsamkeit geworden ist, wird ein Pathos möglich, das durch die Meßbarkeit seiner begrenzten Objekte, über die Lächerlichkeit hinaus, nur mehr das Beschämende und Ekelerregende des Kitsches dartut.

Es ist nun bezeichnend, daß für diese kindlichen Dilettanten, unbekümmerten Dogmensetzer die Vorstellung vom allerletzten Menschen etwas unerwartet Erschütterndes hat. In diesem Bilde, voll kitschiger, grob-einleuchtender Tragik, mag ihnen eine Ahnung von der einzigen und gewaltigsten Tragik des Menschseins kommen: die Erkenntnis von der furchtbaren und unabänderlichen Einsamkeit des Ichs. Weininger: „In dieser merkwürdigen Befürchtung, welcher der schrecklichste Gedanke der zu sein scheint, daß die Gattung aussterben könne, liegt nicht allein äußerster Unglaube an die individuelle Unsterblichkeit, ... sie ist nicht nur verzweifelt irreligiös: man beweist mit ihr zugleich ... seine

*) Unter Hinweis auf H. St. Chamberlains Buch „Immanuel Kant".

Unfähigkeit, außer der Herde zu leben. Wer so denkt, ... dem wird angst und bange nicht so sehr vor dem Tode, als vor der Einsamkeit."

Die Erkenntnis der Einsamkeit, Quell und Prüfstein alles Geistigen. Unter der Wucht dieses Erlebnisses wird kindischer, rationalistischer Erklärungsdrang zu Denken eines Bewußtseins, zur Philosophie, und wird die kleine platte Ekstase zur religiösen Mystik des Gefühls. Erst die Demut einer unabänderlichen Vereinsamung vermochte den Stolz und die Größe einer sonst dem Menschen nicht verliehenen Erhabenheit zu wecken und das Maßlose solcher Einsamkeit gestattete ein Pathos, das im Weltlichen nur frech und beschämend war.

Der große Mystiker ist demütig; er hat die Grenzen (Eckharts „Abgeschiedenheit") erkannt und sein Ziel ist, durch Hingabe an die Unerfaßlichkeit des Gefühls einer gotterfüllten Weltenhaftigkeit teilhaftig zu werden. Alle Liebe und Innigkeit wird ihm zum Erschließen der Grenze, Erfühlen und ahnendes Schauen jener Wahrheit, die im Absoluten unerreichbar und schwebend, das All einigt.

Mystiker und Philosoph gehen verschiedene Wege und dennoch Hand in Hand. Auch der philosophische Geist ist demütig. Während aber der Mystiker, sein Ich im Gefühl projizierend, das Größere, Unfaßbare eines legendären Außen niemals aufläßt, sondern bloß strebt, es in sein Ich einzubeziehen, erlaubt sich der Philosoph, sein Ich im Selbstbewußtsein fixierend, auch diese Annahme, diese Voraussetzung nicht mehr (dies hat wohlverstanden mit einem dogmatischen, etwa Berkeleyschen Idealismus nichts zu tun!). Der Philosoph nimmt die furchtbarste Erkenntnis, die Einsamkeit des Geistes, ohne jede Einschränkung, ohne jede Hoffnung bewußt auf sich, eine Selbstüberwindung, die mir das Wesen des Philosophischen auszumachen scheint. Hier erhebt sich jene größte philosophische Weltanschauung, die man füglich die heroische Skepsis nennen dürfte, die Weltanschauung Kants.

Während jede außerkant'sche Philosophie an der Erde klebt, sich von Welterklärungssucht nicht freimachen kann und zur Ausfüllung der großen Unbekannten

Anleihen bei mystischen Gefühlsurteilen oder vag-analogen, materialen Theorien zu machen sucht (man denke nur an den Schopenhauer'schen „Willen"), um damit dem unendlichen Lauf des Denkens und Fragens endlich einen, eben einen dogmatischen, Halt zu geben, ist Kant der erste und einzige, der diese willkürlichen Provisorien, dieses Vermischen von außen und innen, diese Inzucht von Urteilen, als solche erkennt und verwirft. Er ist der Erste und Einzige, der aus der Einsamkeit und Einheitlichkeit des Geistigen die Konsequenz zu ziehen wagt, den Lauf des Denkens und Fragens nicht aufzuhalten, ihn bis zu den Wirbelschlüssen der Antinomien zu verfolgen, um von hier, von den Grenzen aus, das Bewußtsein zu überblicken und aufzuzeigen, daß es unendlich viele Betrachtungsarten des Objektes geben kann, daß Theorie und Welterklärung unendlich viele Möglichkeiten der praktischen Vernunft ergeben, daß aber die Aufgabe der Erkenntnistheorie in den Formen des Denkens, in der schwebenden Gesetzlichkeit des Ichs liegt. Diese Einheitlichkeit der Geistigkeit aber ist es, was er gemeinsam hat mit dem tiefsten Mystiker, ja mit dem Religionsschöpfer: nirgends erscheint Kant mehr Rigorist als hier, da er das Denken zum reinen Selbstbewußtsein zwingt, alles „Unbewiesene" — das Gefühlsurteil — ausmerzt und so eine, in ihrer Härte geradezu anorganische, Klarheit erreicht, die sein Werk zum Prinzip des Philosophischen überhaupt erhebt. Seine Einheitlichkeit umfaßt den Pol des Mystischen, wie die Größe des Religionsschöpfers den Pol des Gedanklichen umfaßt.

In nichts wurde aber Kant mehr mißverstanden, als gerade in diesem, dem Wurzelpunkte seiner Lehre, und niemand trug mehr zu solchem Mißverständnis bei als Schopenhauer und durch ihn Nietzsche; Schopenhauer unter dem Mantel der Ehrfurcht und Nietzsche mit der Geste des Ueberwinders.

Es mag hier darauf hingewiesen werden, daß der von Kant in den Kritiken in Anwendung gebrachte große und subtile Apparat von Unterscheidungen, Bezeichnungen u. s. f. ein Apparat ist, der zur Demonstration der Denkform und ihrer Gesetze aufgestellt ist, der aber nicht funktioniert, sowie seine Teile herausgenommen werden, um, nach bewährtem Muster, zur Ausfüllung von Unbekannten zu die-

nen. Niemandem ist es in dieser Hinsicht schlechter gegangen als dem „Ding an sich", das für Kant etwas vollständig Außenstehendes, Unwirkendes ist, ein „transzendentales Ideal", *ein Zielpunkt des Gedankens*, wie sein Ausgangspunkt das mathematische Ich; zwei Spiegel, die einander das Bild unendlich und stets in weitere Ferne zuwerfen (Vergl. Kritik der reinen Vernunft, 2. Buch II/3). Was machte Schopenhauer aus dem Ding? Den Willen! Und seine Kritik der Kant'schen Philosophie beginnt mit den Worten „Kants größtes Verdienst ist die Unterscheidung der Erscheinung vom Ding an sich".

Nietzsche, der erkenntniskritisch zu ungleich tieferen Einsichten als Schopenhauer gelangt, hat aber die Kantauffassung augenscheinlich von ihm übernommen, denn es wäre nicht möglich, daß er, der bloß Schopenhauer überflügelnd Kant erreicht, sonst glauben konnte, er hätte mit solch vertiefter Einsicht Kant überflügelt und ihn widerlegt; er könnte sonst in Spruch 552 des Willens zur Macht (des Werkes seiner reifsten metaphysischen Erkenntnisse) nicht entdecken: „... es fällt endlich auch das ‚Ding an sich': weil das im Grunde eine Konzeption eines ‚Subjektes an sich' ist. Aber wir begreifen, daß das Subjekt fingiert ist. Der Gegensatz ‚Ding an sich' und ‚Erscheinung' ist unhaltbar; damit aber fällt der Begriff ‚Erscheinung' dahin!" — Und es mag daher auch nicht verwundern, daß er mit dem wundervollen Anfang des dritten Buches, in dem er die Unsicherheit, das Ungesicherte alles Denkens und aller kritischen Spekulation ausspricht — wie darf ich Umschau halten im eigenen Denken, diesem Spiel von Verzerrungen und Schematisierungen? — die Kantsche Lehre zu treffen vermeint, um schließlich über den dogmenlosesten Philosophen, vorsichtigsten und skeptischesten Zweifler zu resumieren: „Kant: ein geringer Philosoph und Menschenkenner; grob fehlgreifend in Hinsicht auf große historische Werke (französische Revolution); Moral-Fanatiker à la Rousseau mit unterirdischer Christlichkeit der Werte; *Dogmatiker* durch und durch, aber mit einem schwerfälligen Ueberdruß an diesem Hang, ... aber auch der Skepsis sofort müde ... ein *Verzögerer* und *Vermittler*, nichts Originelles." (Spruch 101.)

Staunend aber müssen wir erkennen, daß dieser „Dogmatiker", dessen Philosophie in den, man könnte sagen „zynischen" Antinomien liegt, damit wohl einen gründlicheren Nihilismus vorweggenommen und eine gründlichere Umwertung geschaffen hat, als eine, der die Skepsis der Erkenntnis, jener Nullpunkt und Ursprung des Philosophischen, bloß zum *Drehpunkt* eines Wertsystems wurde, das in seiner neuen Lage doch nur wieder die Dogmen der früheren isomorph abbildet. — Und gerade in dem von Nietzsche vertieften Sinn des Wortes „Skepsis", kann man jene Arbeit, die Kant selbst seine „Doktrinen" nannte, die Entwicklung des Wahrheitsbegriffes und seine ethischen Folgerungen der Freiheit als die gewaltigste Skepsis aller Zeiten ansehen.

Der Kant'sche Wahrheitsbegriff führt klar und zwingend den Ausgangspunkt und die Grundlinie seiner Philosophie vor Augen, die manchen eben durch die großangelegte und vorsichtige Apparatur der Kritiken verdeckt sein mögen: er führt zurück auf die ewige Einsamkeit und Einheit des Ichs. „In allen Urteilen bin *ich* nun immer das bestimmende Subjekt . . ." (Paralogismen der reinen Vernunft 1.) Kant wird hier durchaus zum *skeptischen Relativisten* und man begreift nicht recht, daß ein scharfer Denker wie Husserl zwar nicht Kant selbst, aber doch solche Denkweise als „freche Skepsis" bezeichnen konnte. Die *Bescheidenheit*, *Resignation* vor einer transzendentalen, absoluten Wahrheit mußte zur Gesetzlichkeit einer höheren, individuellen Wahrheit werden (damit ist beileibe nicht sachliche Evidenz gemeint, jedoch dem Nietzsche'schen Einwand von der inneren Schematisierung Raum genug gegeben) und zwar — gleich dem „Dinge" — in transzendentaler Idealität als eine limes: die Wahrhaftigkeit des Ichs, *das sich nicht selbst belügen kann*. Ehrlichkeit des Selbstbewußtseins — Anerkennung des idealen Denkgesetzes. Der Philosoph in diesem Sinne höchster Ehrlichkeit kennt nur seine cogitatio: sein Ziel ist die Grenze seiner Denkmöglichkeit, seiner Denkgebundenheit.

Und wieder ist es bezeichnend für den Ursprung seiner Philosophie, daß Kant in der Ethik und nicht in den Kritiken das Ziel seines Werkes sieht; ihr Ursprung war

die Einsamkeit des Ichs, ihr Zweck also die Festigung des Menschen zu solcher Einsamkeit, die Ermöglichung seines Lebens als geistiger Mensch überhaupt. So erleben wir es, daß der kategorischeste Individualismus in seiner skeptischen Relativität schließlich zur Ethik wird und damit zum soziologischen Gesetz. Die Wahrheit und Gesetzlichkeit einer Realität, alle Naturgesetzlichkeit, spiegelt Wahrheit und Gesetzlichkeit des Denkens *). Freieste und gebundenste Moral zugleich: kenne ich das Gesetz meines Denkens, so kenne ich das Gesetz meines Ichs, Freiheit und Gebundenheit meines Handelns. Wer das Gesetz seines Denkens — nur dieses und kein anderes — verletzt, ist unmoralisch; er wird zum Wahnsinnigen und zum Verbrecher.

Weininger, der leidenschaftlichste Ethiker nach Kant, stand durchaus auf dem Boden seiner Morallehre, er mußte an ihrem furchtbaren néant zusammenbrechen, als er sie ins Dogmatische wandelte. Denn die unheimliche, henidenlose Klarheit der moralischen Architektonik Kants zeigt alle Gesetzmäßigkeit der Form, aber sie vernichtet alles Dogmatische. In der Relativität ihrer Maße hat ein „so ist es" mit all seinen Folgerungen keinen Platz.

Die Methode Kants ist eine „wache" und mathematische und nirgends wird die Ahnung des Fichteschülers Novalis „Reine Mathematik ist Religion" wahrer als in diesem System. Lichtenbergs tiefer Witz, der Kants Passus „da nun der Satz: ich denke, die Form eines jeden Verstandesurteils enthält und alle Kategorien als ihr Vehikel begleitet..." verwandelt in die Form „‚ich glaube' — so sollte man alles anfangen was man durch eignes Nachdenken herausbringt...", charakterisiert die letzte Religiosität dieser Denkweise. Daß gerade der Satiriker sich zu den höchsten Erkenntnissen, Mystik und Bewußtseinsphilosophie hingezogen, sich ihnen verwandt fühlt, mag notwendig erscheinen. Denn die Geistesanlage des großen Satirikers

*) Dieser (so oft mißhandelte) Imperativ von Chamberlain in die konzise Formel gefaßt „Subjekt, handle objektiv". Wie überhaupt seine Formulierungen von „Grenzgedanken", wie er sie nennt, sehr eindringlich sind. Hier muß aber auch Dallago genannt werden, welcher mit seiner Erfassung Kants als „ersten Immoralisten" nicht nur dessen vorwegnehmendes Verhältnis zu Nietzsche, sondern Kants ganzes Denken intuitiv erhellt.

führt (abgesehen von seiner Künstlerschaft) so nahe an das Denken des großen Mystikers und Philosophen, daß es Anmaßung ist, hier noch so einfache Klassifikationen walten zu lassen. Ihr Gemeinsames: die Ablehnung des Ungeistigen, Vernichtung des Dogmatischen (auf solcher Höhe jetzt vielleicht nur Kraus); verschieden wohl nur die Ausgangspunkte: für den Mystiker das Gefühl, für den Philosophen das Bewußtsein, für den Satiriker der Gegensatz zu beiden, die crapule. Ihrer aller letztes Ziel: Menschentum, Menschlichkeit in der Einsamkeit des Geistes — Ethik.

Ein Schlußwort

vom Verfasser „Epilog zur Bibliothek der Philosophen" betitelt, wird hier gerne und ohne weitere Bemerkung abgedruckt:

Herr Carl Dallago hat es in dem Glauben, platten Selbstverständlichkeiten vermöge listig pointierter Verwendung tötliche Beweiskraft einblasen zu können, abermals versucht, die „Bibliothek der Philosophen" samt Verleger, Herausgeber und Kritiker zu vernichten. Wie es mit dem Erfolg seiner immerhin eigenartigen Kampfesweise steht, mag er aus den Dokumenten ersehen, in welchen das Wachsen, Blühen und Gedeihen des fraglichen Unternehmens belegt wird; Herr Georg Müller jedoch, Herr Fritz Mauthner und der Unterzeichnete halten es nach den Feststellungen des Letzteren in Heft 12 des „Brenner" nicht weiter für angebracht, mit Herrn Carl Dallago sich über einen Gegenstand zu unterhalten, dessen einwandfreie Art und unanfechtbare Bedeutung anscheinend zu deutlich sind, zu sehr auf der Hand liegen, als daß Wesen vom Schlage des Herrn Carl Dallago, der offenbar besonders gern mit geistigen Dunkelheiten sich befaßt, Freude daran haben könnten. Was allerdings mehr für diese bedauerlich ist als für die „Bibliothek der Philosophen", welche bekanntlich, den Anwürfen der Bosheit, des Neides und sonstiger Gemütsverdüsterungen unerreichbar, weiter in ihrem eigensten Sinne wirkt, in einem Sinne zwar, welcher, in dem Bestreben, Gutes zu schaffen, und in seiner demzufolge von Verleumdungen schwerlich zu erschütternden Ruhe, wirklich einiges Gute schafft, sogar durchaus ohne der Beistimmung des Herrn Carl Dallago sich nur im Entferntesten bedürftig zu fühlen.

Will Scheller

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Nummer 398:

Glossen / Notizen /

Die Staackmänner

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

ARTHUR VON WALLPACH

Heiliges Land

GEDICHTE

geb. Mk. 3.— (K 3.60)

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

ALBERT VON TRENTINI

Der letzte Sommer

Roman

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Stunden des Lebens

Novellen

Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

SCHUSTER & LOEFFLER VERLAG, BERLIN

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen; Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**

2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis **K 75.—**

3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe **K 30.—**
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 16

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Sören Kierkegaard: Der Pfahl im Fleisch (mit Vorwort von Theodor Haecker) / Johann Senn: Nokturne / Georg Trakl: Gedichte / D. Kosztolányi: Die alte, alte Erzählung / Fritz Lampl: Hesperus / Carl Dallago: Der Bildungsphilister als Geistesrichter

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Mai 1914 Heft 16

Der Pfahl im Fleisch / von Sören Kierkegaard

Vorwort des Uebersetzers

Die Rede „Der Pfahl im Fleisch" hat Kierkegaard im Jahr 1844 zusammen mit drei anderen herausgegeben. Im selben Jahre waren auch Der Begriff der Angst, Vorworte, Philosophische Brocken, das Jahr vorher Entweder-Oder, Furcht und Zittern, Wiederholung, Fünf Reden erschienen. Man muß dem geistigen Auge eine Spanne Zeit lassen, damit es diese machtvolle Produktion in einem Blick zusammenschließe. Dann behalte man das Bild im Gedächtnis zu immer neuer Erinnerung. Diese Rede ist, wie alle, dem Andenken seines Vaters gewidmet, aber auch „einer Ungenannten, deren Name einst genannt werden wird". Es waren seine beiden Lehrmeister in diesem Leben gewesen: „Eines Greises edle Weisheit und eines Weibes lieblicher Unverstand". Und es gilt auch für diese Rede jenes berühmte Vorwort, das zuerst im Jahr 1843 erschien und später immer mit neuen Worten aber dem gleichen Sinn wiederholt wurde; es lautet so:

„Unerachtet dieses kleine Buch (das deshalb „Reden" genannt wurde, nicht Predigten, weil der Verfasser keine Autorität hat zu predigen; „erbauliche Reden", nicht Reden zur Erbauung, weil der Redende keineswegs den Anspruch erhebt, Lehrer zu sein) nur das zu sein wünscht, was es ist, eine Ueberflüssigkeit, und nur begehrt, im

Verborgenen zu verbleiben, so wie es im Geheimen entstand, habe ich doch nicht Abschied von ihm genommen ohne eine fast abenteuerliche Hoffnung. Insoweit es, indem es ausgegeben wird, in uneigentlichem Sinn eine Wanderung antritt, ließ ich eine kleine Weile mein Auge ihm folgen. Ich sah da, wie es seinen Gang ging auf einsamen Wegen oder einsam auf den vielbefahrenen. Nach einem und dem andern kleinen Mißverständnis, indem es sich von einer flüchtigen Aehnlichkeit betrügen ließ, traf es endlich jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dankbarkeit meinen Leser nenne, jenen Einzelnen, den es sucht, nach dem es gleichsam seine Arme ausstreckt, jenen Einzelnen, der willig genug ist, sich finden zu lassen, willig genug es anzunehmen, ob es ihn nun im Augenblick der Begegnung froh und getrost trifft, oder müde und gedankenvoll. — Insoweit es dagegen, indem es ausgegeben wird, in eigentlicherem Sinn in der Stille verbleibt, ohne von der Stelle zu kommen, ließ ich eine kleine Weile mein Auge auf ihm ruhen. Da stand es nun, eine unansehnliche kleine Blume, tief versteckt im großen Wald, nicht gesucht ob ihrer Pracht oder ihres Duftes oder ihrer Nahrung. Aber da sah ich auch, oder glaubte zu sehen, wie der Vogel, den ich meinen Leser nenne, plötzlich ein Auge auf sie bekam, sich niederließ auf seinen Schwingen, sie pflückte, sie mit sich nahm. Und als ich das gesehen hatte, sah ich nichts mehr."

Kierkegaard redet vom Pfahl im Fleisch „in jenem Allgemeinen, in welchem es dadurch, daß es einen einzigen Menschen angeht, alle angeht". Er hat niemals geleugnet, daß Menschsein verschiedene Weisen der Betrachtung zulasse und also den Naturwissenschaften, zu denen man hier die Psychologie auch rechnen kann, Angriffsflächen für die Erklärung und namentlich auch für die Einwirkung darbiete. „Das Christentum hat nie den An-

ſpruch erhoben jedes einzelne Individuum zu privilegieren, im äußeren Sinn von vorne anzufangen. Jedes Individuum beginnt in einem hiſtoriſchen Nexus und die Naturgeſetze gelten heute wie je." (Begriff der Angſt.) Seine Aufgabe aber war, der Menſchheit wieder einzuſchärfen, daß ſie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geiſtes anzugehören, ja daß dieſe Anlage und Möglichkeit die wichtigſten ſeien, weil ſie den Menſchen in Verbindung mit Gott bringen, deſſen Ebenbild er nur im Geiſt iſt. Was der Pfahl im Fleiſch phyſiſch oder pſychiſch im einzelnen Menſchen ſein kann, intereſſiert Kierkegaard in dieſer Rede gar nicht; es iſt das unendlich Mannigfaltige, oft Zufällige, oft für die Betrachtung eines Dritten lächerlich Unbedeutende. Im Leben des Geiſtes, das allein das ſtrenge und in Wahrheit allgemeine (nicht abſtrakte) iſt, iſt er auf wenige Formulierungen zu bringen, er iſt hier Kampf mit und gegen Gott, Gleichgültigkeit, geiſtiger Tod, Ungehorſam, Schuld, Sünde, Empörung, Abfall, oder um das alles in ein einziges Wort zu preſſen: Verzweiflung.

Der Chriſt verſteht unter Geiſteskrankheit etwas anderes als der Pſychiater. Das zeigt ſich am deutlichſten in den extremen Fällen. Es gibt Menſchen, die in den Augen des Chriſten „zum Tode" krank ſind (zum geiſtigen Tode, denn um andere Krankheiten kümmert ſich der Chriſt, der heroiſcheſte Menſch, eigentlich nicht viel), gegen die der Pſychiater aber nicht den mindeſten Verdacht hegt, daß ſie krank ſein könnten; im Gegenſatz dazu ſind andere, die der Pſychiater am liebſten einſperren möchte, nach chriſtlicher Diagnoſe „eminent" geſund, denn zur Geſundheit des Geiſtes in dieſer Welt gehört unbedingt eine gewiſſe „Unruhe". Schwieriger iſt die Unterſcheidung in den mittleren Fällen, die beide, der Chriſt und der Pſychiater, für Krankheiten anſehen müſſen. Hier wird es oft ſo ſein, daß was für den Pſychiater eine abſolute, letzte Krankheit iſt, für den Chriſten nur

das Symptom oder die Begleiterscheinung eines unendlich viel tiefer liegenden Uebels ist. Ein Beispiel. Das Nervenfieber, in das Iwan Karamasoff fällt, ist für den Arzt ein Letztes und Absolutes, ein sich selbst genügendes Faktum, eine positive, eindeutige Krankheit, deren klinisches Bild schon unzählige Male beobachtet und beschrieben wurde und die so und so behandelt werden muß. Für Dostojewski, den Christen, ist sie auch eine physische Erkrankung, wie für den Arzt, aber darüber hinaus zweifellos noch etwas anderes, nämlich Symptom oder Begleiterscheinung einer ganz verzweifelten Geisteskrankheit, wenn ihm auch, wie jedem von uns, die Beziehungen des geistigen zum psychisch-physischen Leben rätselvoll dunkel und unerklärlich sind; aber das hindert ja nicht, daß sie da sind. Aehnlich wird es mit der Epilepsie stehen. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Vorstellung vom Pfahl im Fleisch des Apostels Paulus mit der von seiner Epilepsie aufs strengste in den heutigen Köpfen assoziiert ist, ja daß hier sogar ohne weitere Bedenken an ein Kausalverhältnis gedacht wird. Gut, kann sein! Nur haben mich von jeher diejenigen in das allergrößte Erstaunen zu setzen vermocht, die meinten, sie hätten damit auch irgend etwas über Paulus' Leben, Denken und Glauben und deren Inhalt ausgesagt. Es kann ja sein, daß die Epilepsie, abgesehen von dem Oberflächenbild, das sie dem Auge des Arztes bietet, noch viel tiefer in das Leben des Geistes hinabreicht. Was mag da ungefähr ihre Bedeutung sein? Wir haben einen Zeugen: Dostojewski, der ein Epileptiker war und dazu noch nicht bloß ein Genie, sondern auch ein Christ. Er verschmähte den Arzt und dessen Rat nicht, wie auch Kierkegaard es für eine nicht weiter diskutierbare Selbstverständlichkeit gehalten hat, daß man zur Heilung eines Geisteskranken das, was vom Leib aus geschehen kann, auch tue. Aber Dostojewski hat Zusammenhänge seiner Epilepsie mit einem geistigen

Leiden geahnt, gegen das die Medizin kein Mittel hat noch jemals haben kann. Ich trage keine Bedenken zu behaupten daß, was sich hinter und über der Epilepsie Dostojewskis abspielte, dasselbe war, was hinter und über dem Nervenfieber Iwans geschah, denn beide sind Blutsbrüder: es war die Zerrissenheit der Seele zwischen Gott und Teufel, zwischen Gut und Böse, zwischen Glaube und Sünde, zwischen Liebe und Haß, es spielt sich das gesteigerte Hiobsdrama, die Empörung der zu kurz gekommenen Kreatur gegen den Schöpfer ab, gesteigert, weil Iwan die inzwischen in der Welt ins Ungeheure gewachsene Macht der Reflexion zu einem Betrug benützt: er läßt hinterlistiger Weise seine eigene Person ganz außer Spiel und empört sich um der „Andern", um des „Kindleins" willen, also unter dem täuschenden Vorwand der Sympathie. Es ist wahrscheinlich, daß diese Form der Empörung in schwächeren Graden heute am häufigsten vorkommt; jedenfalls ist sie die eine verborgene, unbewußte Seite der heute üblichen, auf Werte keine Rücksicht nehmenden, aber pathetischen und niedrig sentimentalen Philanthropie, die ja nicht ganz und gar Schwachheit und Feigheit ist, sondern eben auch einen Gran von positiver Empörung aus Mitleid mit anderen in sich hat. Iwan ist der tiefstgedachte Empörer der europäischen Dichtung, denn er hat jene Bewußtheit, die auch den bösen Menschen erst tief macht, nur Kierkegaard hat (wie ich es in meiner Schrift gezeigt habe) in der „Krankheit zum Tode" diese Tiefe mit noch hellerer Bewußtheit als Philosoph und Denker erreicht. Die Herrchen, die heute in Romanen, Novellen, Versen und Feuilletons allerlei Krims-Krams-Einwände gegen das Weltregiment vorbringen, fallen ja alle unter die Kategorie „Spaß"; sie sind mit dem lieben Gott, an den sie überdies natürlich weder glauben noch nicht glauben — sonst sähen sie nämlich ganz anders aus — sofort

wieder versöhnt, wenn sie ihren Schund bei einem Verleger untergebracht haben und der Bahr sie lobt. Wenn man will, kann man sich mit der Annahme trösten, daß die Literatur heute ungefähr die geistverlassenste Provinz dieses Planetenseins ist, ein Blasen treibender Schaum, den ein Leben ausscheidet, das seine reineren Kräfte in verborgenen Tiefen bewahrt. Weil dem Glauben Kierkegaards die Verlorenheit einer alle Gewalten des Bösen zu Hilfe rufenden Empörung vorausging, hat seine Religiosität in so prägnanter Weise den Charakter der Poenitenz, gemäß dem Worte Pascals: Dieu serait injuste si nous n'étions pas coupables.

Nachdem ich so dargelegt habe, in welchem Sinn Kierkegaard vom Pfahl im Fleisch redet, kann (und muß) auch eine Frage erörtert werden, die einem neugierigen Zeitalter vielleicht am nächsten liegt.

Auf seinem Sterbebett sagte Kierkegaard zu seinem Freunde: ich hatte einen Pfahl im Fleisch. Der Deutungen, was dieser Ausdruck im besonderen Fall Kierkegaards gemeint haben könne, sind manche versucht worden. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die letzte, von P. A. Heiberg (in Kierkegaard Studier: En Episode i Sören Kierkegaards Ungdomsliv 1912) versuchte die richtige ist. Der dänische Herausgeber der Werke Kierkegaards hat seine Untersuchungen mit jener Würde und Anständigkeit angestellt und dargelegt, die ein jetzt im Aussterben begriffenes Philologengeschlecht auszeichneten. Dafür muß man ihm Dank wissen. Es hätten ja auch die Feuilletonpsychologen darüber kommen können und philosophierende Psychoanalytiker, deren harmlosere Naturen die Philosophie erwachsener Männer durch ihr eigenes infantiles Denken ersetzen oder gleich zu den Quellen gehen und die Ansichten des fünfjährigen Maxl oder Fritzl oder Schorschl über den Herrn Papa sich zur Gottesvorstellung Pascals sublimieren lassen, deren gefährlichere aber den

psychischen Organismus der europäischen Menschheit durch und durch verseuchen, denn sie gleichen den Schmeißfliegen, die mit Ekel erregender Perseveranz bald auf das Aas, bald auf die gesunde Speise sich setzen.*) Die Untersuchungen Heibergs machen es fast gewiß, daß Kierkegaard mit dem Pfahl im Fleisch eine Jugendverschuldung meinte, die so gut wie jedem anderen nichts bedeutet hätte, die ihn aber — „hier versteht ja schwer der eine den andern" — bis aufs Blut peinigte. Wie groß hier die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen sein können, mag man aus dem „Begriff der Angst" ersehen, einem Werk, mit dem die Rede vieles gemeinsam hat und das ja auch zur selben Zeit heraus kam.

Die Jugendverschuldung war die fast schon abstrakt zu nennende Möglichkeit, Vater geworden zu sein ohne es zu wissen, ja ohne es jemals wissen zu können. Aber gerade diese dialektische Schwierigkeit der Reue schon in der Bestimmung der Verschuldung, diese Unmöglichkeit ein Unrecht, von dem er nie erfahren konnte, ob es überhaupt geschehen war, wieder gut zu machen, mußte für Kierkegaard ein unerträglicher Gedanke sein, mußte ihm zum „Pfahl im Fleisch" werden, denn sein Gefühl für Verantwortlichkeit war so stark, daß er immer Alles und das Ganze, das Offenbare und das Verborgene auf sich nehmen, daß er sich nichts entgehen lassen wollte. Aber hier war er ja zur absoluten Ohnmacht verdammt, hier wurde sein Stolz in den Staub gezerrt, und es war keine Möglichkeit, durch eigene Kraft sich zu retten, die ihn bei seiner Leidenschaft nur zum Irrsinn geführt hätte. Wenn nämlich ein leidenschaftlicher Mensch Gedanken hat, so hat er sie immer ganz,

*) Die Kindheitsgeschichte Kierkegaards, die im vorigen Heft des „Brenner" erschien, habe ich eigens für die Psychoanalytiker übersetzt, eigens für den Herrn Dr. Theodor Reik, den ich staunend in mein Herz geschlossen habe, damit er sie in der „Imago" unter der Rubrik Vater und Gott verwerte. Er geniere sich ja nicht, nur zu! Früher oder später muß es ja doch sein. Ich bin für Beschleunigung.

und wenn er irgendwo Gewißheit braucht, so verlangt er sie immer absolut und verachtet die „an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit", verachtet alle nur relative Annäherung, verachtet jenen jämmerlichen Asymptotentrost einer modernen Bourgeois-Philosophie, die ihre Emotionen und Gedanken aus dem Leben des Geschäftsmanns und Advokaten sich holt. Strindbergs „Vater", ein leidenschaftlicher Mann, der nicht an Gott glaubt und nur an der Unsterblichkeit im Kind festhält, klammert sich nun ganz mit Recht an diese chimärische Idee und verlangt unbedingte Gewißheit seiner Vaterschaft. Aber da keine Möglichkeit ist für einen Mann, die absolute Gewißheit seiner Vaterschaft zu erlangen, so wird „der Vater" notwendig wahnsinnig, wenn er nicht vorher abspringt. Es besteht eine ganz bestimmte nicht verwirrbare Korrelation zwischen den Begriffen: Glaube, Ewigkeit, Gewißheit, und Wissen, Zeitlichkeit, Wahrscheinlichkeit, so daß ein Mensch nur des Ewigen und auch nur durch den Glauben gewiß sein kann, niemals der Zeit und dessen, was in ihr geschah und geschieht, durch Wissen. Gewißheit entspricht dem Ganzen und Totalen, das zu schwer ist, um vom Wissen gehoben und in schwebendem Gleichgewicht gehalten zu werden, wie andererseits alles Zeitliche zu leicht wiegt für die gewaltige Hebekraft des Glaubens, der einen Menschen sofort zu den ewigen Dingen emporschnellt und innerhalb des Wahrscheinlichen nur Unheil anrichtet, wie auch das Wissen allein eine zu armselige Rüstung und kärgliche Nahrung ist, als daß ein Mensch mit ihnen allein dieses Leben aushalten könnte, vorausgesetzt, daß er mit dem Gesicht gegen die ewigen Dinge gewandt marschiert und nicht nur immer am Boden auf allen Vieren kriecht. Kierkegaard selber hat sein Erlebnis dichterisch gestaltet in der kleinen erschütternden Novelle „Eine Möglichkeit", die in die große Leidensgeschichte „Schuldig-Nichtschuldig" eingeflochten ist. Auch dort wird der Held,

weil er keinen unendlichen, also religiösen Ausweg aus seiner Not und Ungewißheit findet, mit Schwachsinn geschlagen, der erst in der Versöhnung des Todes wieder von ihm genommen wird. Kierkegaard selber wurde von seiner Angst geheilt und vielleicht gerade durch seine Schuld in eine der tiefsten religiösen Wahrheiten eingeweiht, daß nämlich in solchen Fällen gar keine andere Rettung ist als „alle Sorge auf Gott zu werfen". Der „Pfahl im Fleisch" hat jedoch im Leben Kierkegaards eine große Rolle gespielt, er hat ihn, wie Tagebuchstellen zeigen, davon abgehalten, nach jenem Leben zu langen, das für ihn das höchste war, nach dem eines öffentlichen Reformators. Ob ihn seine Jugendverfehlung auch von der Heirat abgehalten hat, wie die deutschen Herausgeber und Verleger mit einer gewissen ungenierten Positivität, die ja von jeher die Männer der „Tat" — ein Schrempf sollte sich von ihnen doch etwas ferner halten — in geistigen Dingen auszeichnet, behaupten, nachdem sie kurz vorher wohl irgend ein „körperliches Gebrechen" für den Grund gehalten hatten, ist eine sekundäre Frage, die man auch ruhig verneinen kann. Von einer Heirat hat Kierkegaard weniger seine Vergangenheit als vielmehr seine Zukunft abgehalten, nicht ein einzelner Grund, sondern eine Unendlichkeit, an der jede endliche Bestimmung zu schanden wird. Darum kann ja auch Kierkegaard selber zum Verdruß aller Philister über sein „Verhältnis zu ihr" niemals ein endgültiges Wort sagen, das ein ernsthafter Mann nun ruhig mit nach Hause nehmen kann, in der Zuversicht, die Sache sei jetzt ein für alle Mal erledigt, sondern es erwacht nach seinem eigenen Geständnis, so oft er tiefer über sie nachdenkt, sofort „ein Dichter" in ihm („Im Verhältnis zum Dichter in mir ist sie wie ein schlaget an und gebet Feuer"). Man kann sich deshalb die vielen Redereien ersparen. Jeder große Mensch antizipiert irgendwie seine Zukunft und sein Schicksal, trägt sie in sich, seinen Zeitgenossen ver-

borgen, ihm ſelber oft nur eine verzehrende Schwermut (Hölderlin: „die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward"), eine dunkle, blinde Gewalt der Innerlichkeit, die in helleren Stunden zum ſehenden Gefühl der Kraft wird, das Erfüllung heiſcht und zugleich verheißt; doch kann er es keinem andern ſagen, da alles erſt werden muß und ſich im Laufe der Zeit in Tat und Gedanken explizieren und offenbaren ſoll. Zur Ruhe und Sicherheit, die alle weitläufigen Erörterungen abweiſen, kommt die Erklärung erſt im Religiöſen, da heißt es kurz: „es lag ein göttlicher Proteſt vor"; „meine Perſon war mit Beſchlag belegt." Dieſe Erklärung hinwiederum war ſo maßlos paradox, ſo lächerlich unverſtändlich und undiskutierbar für jeden Zweiten und Dritten und nur in der letzten Einſamkeit vor Gott gültig, daß er ſie nicht ſagen konnte, denn ſagen konnte das ja auch ein Schurke, der eine leidige Verpflichtung los ſein und ein bequemes Leben führen wollte, oder ein Wahnſinniger oder ein Trottel. Er mußte es erſt in der Länge der Zeit durch ſein Leben beweiſen und offenbaren, daß er recht hatte. So iſt es ja aber uns Nachgeborenen auch nicht ſchwer gemacht, wie es doch für ſeine Braut und deren Vater und Angehörige und ſeine Zeitgenoſſen überhaupt war, zu ſehen, daß Kierkegaard zu anderem berufen war als dazu, Bürger zu werden und leibliche Kinder zu haben.

Daß Kierkegaard als ſtrenger Chriſt — und hier noch als ſtrenger Proteſtant — vom Neuen Teſtament nur mit Ehrfurcht redet, und jede *literariſche* Ausbeutung und Anwendung religiöſer Ausdrücke als Frechheit anſieht, iſt klar. Ich habe manchmal, nicht wie im Traum, nur wie in der Erinnerung an einen fernen Traum, den platoniſchen Wunſch, ich weiß nicht, ob ihn andere auch haben, aber ich habe ihn: der Staat möchte auch eine geiſtige, und nicht bloß

eine — noch dazu ſchlechte — bürgerliche Inſtitution ſein, ſo daß man feuilletoniſtiſchen Hanswürſten, die im Berliner Tageblatt beim Fall Traub und ähnlichen von „Märtyrertum“, „Dornenkrone“ &c zu reden wagen, in etwas derberer Weiſe auf die klotzigen Finger klopfen könnte, da ſie ja vom Geiſt längſt nicht mehr verwundet werden. Soviel ich weiß, gibt die chriſtliche Kirche zum mindeſten vor, an ein perſönliches Fortleben nach dem Tod und an eine mögliche Erlöſung des Menſchen durch Chriſtus zu glauben. Ich bin nun nur ein Laie, nur ein Outſider, aber die Beantwortung der folgenden ſimplen Frage liegt ja auch noch im Machtbereich des gewöhnlichen menſchlichen Verſtandes: Wie können einer ſolchen Kirche noch Pfarrer angehören, die jene unbedingt notwendigen Grundlagen, ohne die das Chriſtentum Galimathias und Blödſinn und überhaupt nichts mehr iſt, leugnen, wie können ſie ſich wundern, daß ſie hinaus müſſen? Damit iſt wohlverſtanden noch gar nichts geſagt, wie weit die orthodoxen Pfarrer das Recht haben, ſich Chriſten zu nennen, ob ihr Glaube die Wahrhaftigkeit und Deckung der Innerlichkeit hat, ob ſie ſich im Klaren ſind, was für eine verwegene und konſequenzenreiche Sache ein ſolcher Glaube ſein kann. Darüber bin ich nicht informiert, es geht mich hier auch gar nichts an. Aber ſoviel iſt doch gewiß, daß die liberalen Pfarrer wie Jatho, Traub uſw. glatte Moniſten und platte Pantheiſten ſind, mit Neigung zu jener Sorte von Optimismus, die von Schopenhauer — und wohl allen tieferen Menſchen — für die eigentlich perverſe und ruchloſe Sinnesart der Menſchen in religiöſen Dingen gehalten wurde, und die ſie ja auch befähigt, die Hilfe des Berliner Tageblatts anzurufen und ohne Scham anzunehmen, und die ihnen ſchließlich auch das Einverſtändnis mit allen Maſſeninſtinkten und Mächten ſichert. Wo iſt da Märtyrertum und Dornenkrone? Was iſt das für ein bequemes Gefaſel? Soviel lehrt doch die Geſchichte, daß

wer immer reformieren wollte, einen tieferen wie höheren Standpunkt als die jeweilige Kirche einnehmen mußte, alles andere zählt nicht und ist verwerflich. Und monistischer Optimismus und vager Pantheismus sind doch wohl die nieder- und flachsten Standpunkte, die überhaupt ein Mensch, der es mit dem geistigen Leben zu tun hat, einnehmen kann. Wer das bedenkt, versteht leicht, warum Kierkegaard von den liberalen Pfarrern nicht gelesen, oder wenn doch, nicht genannt wird, denn ein Reformieren nach Art des Liberalismus mit Hilfe von Journalisten haßte er aus ganzer Seele. Jedenfalls sollte man immer von neuem die schamlose Lüge bloßstellen, es sei mit einer Gefahr verbunden und gehöre Mut dazu, heute im Berliner Tageblatt gegen Autorität von Staat und Kirche schöne Sprüche zu machen. Du lieber Himmel, als ob der in Skepsis grau gewordene Mauthner nicht auf der Stelle sein Gemauschel im Himmel einstellen und in einen Berliner Redaktionspalast verlegen würde, wenn Gefahr drohte, daß ihm von Staatswegen mit dem Stock die verecundia eingebläut wird, zu der er anders nicht kommen kann. Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle, die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgendwelchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zu Hause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter anonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich,

als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender liberaler und sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften (Es gibt ja heute im Deutschen Reich nicht einmal eine Zeitschrift, die es wagen würde, diesen Aufsatz abzudrucken; alle haben sie entweder gar keinen Charakter oder nur den ängstlich bornierten, von hunderttausend Rücksichten gequälten einer politischen Partei), leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

Im Warenhaus unserer liberalen Zeit wird alles feilgeboten, auch Religionen. Manchmal müssen sie verramscht werden, denn es kommen ja immer wieder neue Artikel herein, und, man kann nicht leugnen, recht artige Artikel. Ich begrüße es immer mit Freude, wenn diese unverständliche Welt an irgend einem Punkt wieder Sinn bekommt, wenn, was im Gedanken zusammengehört, auch in Wirklichkeit trinkbrüderlich sich findet. Es wäre doch schade gewesen, wenn Hermann Bahr und Johannes Müller, nur als die Vorstellungen, die ich von ihnen habe, in meinem Kopf und nicht in Wirklichkeit, (laut Berliner Tageblatt) als Fleisch und Blut im Aelplerkostüm mit nackten Knien und tanzend (wenigstens der Müller) im Hofe des Schlosses Mainberg, das der deutsche Nachfolger Christi bewohnt, sich gefunden hätten. Es wäre schade gewesen, denn ich weiß zwar nicht, was beide im Anfang waren, aber gewiß ist, daß sie inzwischen Zwillinge geworden sind. Besteht des einen Liebe zur Kunst darin, daß er jeden Schmierer zum Dichter proklamiert, so drückt sich des anderen Religiosität dadurch aus, daß er zu jedem Dreck Ja sagt und aus Menschen, denen vor ihrem allzu intensiven Menschsein zu grauen anfing, wieder quietschvergnügte Schweinderln macht. Ich muß das Wort wiederholen: zu jedem Dreck Ja sagen, zunächst

bei sich, dann notgedrungen bei anderen, das ist die Religion des Warenhaus-Liberalismus und seine Menschenliebe. So möchte er auch gerne Dostojewski verstehen, recht als ein ahnungsloses Bählamm, das gar den Bahr für einen Propheten und den Müller für den Evangelisten Johannes gehalten hätte. Aber wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, vor einem Berliner Tageblatt-Literaten zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit. Das Schmählichste an dieser Charakterlosigkeit ist vielleicht überhaupt die Frechheit, mit der sie große Namen akkapariert. Was da der Mauthner für seine Person allein zu Wege bringt, ist nicht zu sagen. Wahrscheinlich weil Cotta seinen Lexika füllenden Schmarrn verlegt, ist er mit Goethe aufs intimste befreundet, „du Lieber" und ähnliches darf er zu ihm sagen, und kriegt keine Ohrfeige. Kant hat die Sprachkritik versäumt, aber vorausgeahnt (eine nicht auszudenkende Frechheit!), also ein gescheiter Kopf einesteils wenigstens, andernteils auch wieder dumm, denn er war fromm und glaubte an Gott, diese „abstruse" Idee, überhaupt das Modell zum Gregers Werle, ging immer mit einem Spielzeug in der Tasche herum, jener ethischen Forderung, die bereits verjährt war, als Mauthner

das erſte Feuilleton ſchrieb. Aber am meiſten mißbraucht er doch den Namen Schopenhauers. Alle Augenblicke, ſo oft er wieder ein Häuflein hinſetzt, und er kann ſich ja nicht beherrſchen, iſt wie ein Säugling, läßt einfach immer alles laufen, tut er, als würde ihn Schopenhauer, wären ſie Zeitgenoſſen geweſen, zweimal in der Woche zum Abendſchoppen eingeladen haben; und gehört doch wenig Pſychologie dazu und iſt gar kein Wagnis, die Behauptung auf ſein Gewiſſen zu nehmen, daß Schopenhauer für einen Mauthner, wenn er's überhaupt ſo weit hätte kommen laſſen, nur einen Fußtritt übrig gehabt hätte, ganz abgeſehen davon, daß ein Mauthner als Zeitgenoſſe Schopenhauers deſſen Genialität ſelbſtverſtändlich nicht erkannt hätte, ſo wenig er heute die Kräfte kennt, von deren Werken die Mauthner der nächſten Generation ſchmarotzen werden. Was iſt das doch für eine lächerliche Bagage, die ſich mit Hauſiererzudringlichkeit an Tote heranſchnorrt, gegen welche entweder Neid und Haß und Empörung oder Staunen und Bewunderung und Schweigen ihre einzig ſinnvolle Reaktion wären. Und niemand nimmt ſich der Toten an. Warum auch! Wo die Lebenden tot ſind, haben auch die Toten, die lebendig ſind, ihr Recht verloren.

Ich habe einen Satz der Rede im Druck ſperren laſſen, dieſen: Hat Gott je mit einem Menſchen einen Pakt geſchloſſen im Aeußeren? Es iſt der Kardinalſatz der auf Geiſt und Innerlichkeit zurückgezogenen Religioſität Kierkegaards.

Theodor Haecker.

* * *

Der Pfahl im Fleiſch

2. Kor. XII, 7.

Da es der Heiligen Schrift Bedeutung iſt, den Menſchen ein Dolmetſch des Göttlichen zu ſein, da es ihre Forderung iſt, den Glaubenden Alles von Neuem zu lehren, ſo folgt ja daraus von ſelber, daß ihre Sprache der Gottesfürchtigen Rede vom Göttlichen gebildet hat, daß ihre Worte und Ausdrücke immer und immer wieder tönen an den heiligen Orten, in jeder feierlicheren Rede vom Göttlichen, ob nun der Redende ſucht, das Bibelwort zu erklären, indem er dem Worte gibt, was des Wortes iſt, oder zu dem Bibelwort hinſucht, als der in all ihrer Kürze deutlichen und vollſtändigen Erklärung des Vielen, das er geredet hat. Aber auch in täglicher und weltlicher Rede hört man zuweilen ein Bibelwort, das ſich vom Heiligen verirrt hat in die Welt — verirrt, denn die Art, in der es gebraucht wird, zeigt deutlich, daß es nicht freiwillig ſeine Heimat verlaſſen hat und ſich nun umtreibt zwiſchen der Menſchen weltlichem Dichten und Trachten, um Einen zu gewinnen, ſondern daß es geraubt wurde. Der, der es anwendet, wird nicht erſchüttert durch das Bibelwort, läßt ſeinen Gedanken nicht zurückgehen mit ihm, um deſſen ernſten Platz in der heiligen Verbindung zu finden, erſchrickt nicht bei der Vorſtellung, daß es eine Schändung iſt, das Wort ſo zu gebrauchen, ſelbſt wenn der Gebrauch, weit entfernt eine Frechheit zu ſein, nur ein in menſchlichen Augen entſchuldbarer Leichtſinn iſt.

Ein ſolcher bibliſcher Ausdruck, den man oft trifft, wo man ihn am wenigſten erwarten ſollte, von dem man manchmal einen Gebrauch gemacht findet, zu dem er ſich am wenigſten zu eignen ſcheint, iſt der vorgeleſene: Der Pfahl im Fleiſch. Aber wie dieſer Mißbrauch an und für ſich beklagenswert iſt (denn wir denken ja nicht an eines frechen Spottes Vermeſſenheit, ſondern nur an die flüchtige An-

wendung des Wortes wie im Spiel der Gedanken, die ſcherzende Verbindung, die der Leichtſinn es mit des Lebens Geringfügigkeiten eingehen läßt), ſo kann es auch auf eine ganz eigene Weiſe eine ſorgenvolle Folge haben, ſo einer plötzlich dazu käme, jene Gefährlichkeit des höchſten Lebens zu bedenken, von der das Wort redet: daß er da überwältigt würde von der Angſt gleich dem, der die tötliche Waffe in ſeiner Hand hielt und Scherz mit ihr trieb, nicht wiſſend, daß ſie tötlich war. Und furchtbar, ja gleichſam tötlich iſt gewiß das Wort, da es von dem tiefen Schmerz zeugt, der Ablöſung und Gegenſatz iſt zu dem, was herrlicher als irgend ein irdiſches Glück iſt, als irgend eines bloß menſchlichen Gedankens herrlichſte Vorſtellung, Gegenſatz zur höchſten Seligkeit, ſo wie ſie erlebt wird, wenn ſie unſagbar iſt; allen Ernſt und Nachdruck hat das Wort, da es der Apoſtel Paulus ſagt, ein Mann, der ſolche Wechſelfälle nicht erlebte, weil er ſein Leben Leidenſchaften zur Beute hingegeben hatte, da im Gegenteil die tiefſte Erfahrung und die vollgewiſſe Einſicht ihm einen ſicheren Geiſt gegeben hatten. Iſt dieſes nicht furchtbar! Ruhe ſucht ja der Menſch, aber es wechſelt: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod; Ruhe ſucht ja der Menſch, aber es wechſelt: Glück und Unglück, Freude und Sorge; Ruhe ſucht ja der Menſch und Beſtändigkeit, aber es wechſelt: des Vorſatzes Glut und der Ohnmacht Ekel, der Hoffnung grüner Wald und der Erfüllung verwelkte Herrlichkeit; Ruhe ſucht ja der Menſch, wo ſucht er ſie nicht, ſelbſt in der Unruhe der Zerſtreuung, wo ſuchte er ſie nicht vergebens, ſelbſt im Grabe! Aber ein Apoſtel — er redet in den ſtärkſten Ausdrücken von einem Pfahl im Fleiſch, von einem Engel Satans, der ihm auf den Mund ſchlägt, und ihn auch ſo daran hindert, jene unſagbare Seligkeit auszuſagen. Alſo je eifriger man vorwärts drängt, umſo gefahrvoller wird Alles; alſo verzehrt jeder Eifer den Eifernden, und am furchtbarſten,

wenn es der Eifer um Gott ist in des Herrn Dienst? Nein, so redet der Apostel nicht, wie ein verbitterter Mann, der nur ein verzweifelter Zeuge dabei ist, wie er selber hin- und hergeworfen wird und höchstens die Wechselfälle zu schildern versteht. Daß es ihm nicht gestattet wird, im dritten Himmel zu bleiben, ja daß es ein Engel Satans ist, der ihn wieder herunterholt und ihm auf den Mund schlägt, das weiß er; er weiß, daß in gewissem Sinn die Verbindung des Erdenlebens mit der Seligkeit allzeit eine unglückliche Ehe ist, und daß die in Wahrheit selige Verbindung erst im Himmel geschlossen wird, wie sie dort ja im Anfang geschlossen wurde; aber er weiß zugleich, daß es ihm von Nutzen ist, und daß dieser Pfahl ihm ins Fleisch gegeben ist, damit er sich nicht überhebe. Daran erkennt man den Apostel, daß er nicht unsicher wird, was doch wohl auch dem Redlichen geschah, der vielleicht des Himmels Seligkeit vernahm, aber dann, als die Dornen zu stechen und zu brennen begannen, nichts anderes wußte als zu jammern. Wenn jener Engel Satans hervorstürzt aus seiner Finsternis, wenn er mit der Plötzlichkeit des Blitzes da ist, um den Apostel zu erschrecken, da ist es wohl ein Engel Satans, wie der Apostel sagt; aber wenn er doch weiß, daß es ihm von Nutzen ist, da ist ja jener Schrecken nicht mehr ein Engel Satans; denn das hat man doch wohl noch nie gehört, daß ein Engel Satans kam, um einem Menschen zu nützen. Es ist nun nicht so, wie menschliche Weichlichkeit es vielleicht wünschen könnte, daß das höchste Leben ohne gefahrvolle Leiden ist, sondern es ist vielmehr so, daß ein Apostel niemals ohne Erklärung ist, niemals ohne Autorität.

So sind wir dem Worte zurückgefolgt zur Bibelstelle, dem biblischen Ausdruck zurück zu seinem Ursprung, dem Apostel Paulus, und stehen nun bei unserem Text, wie wir ihn gelesen haben. Hier ist er oft gelesen worden, wieder und wieder. Hier haben ihn die Schriftgelehrten erklärt;

wer möchte fertig werden, wenn er das Sinnreiche und Törichte nennen wollte, das gedient oder dienen gewollt hat, diese Stelle zu erklären, die, da sie nun einmal das Vorrecht hatte ein Rätsel zu sein, jedem eine günstige Gelegenheit, Bibelerklärer zu werden, zu bieten schien. — Hier hat ein in eitlem Leiden Bekümmerter es gelesen, bis er Trost fand nicht in Erbauung durch den Apostel, sondern in dem zufälligen Umstand, daß er genau an derselben körperlichen Krankheit litt, die der Apostel nach seiner Meinung mit dem Wort angedeutet haben soll. — Hier hat ein schwermütiger Jüngling es gelesen, jedoch er las sich nicht Trost aus der Schrift, sondern Angst in die Seele, so daß er nicht einmal den Mut hatte, einen nach der Erklärung zu fragen. Ach, er bekam vielleicht niemals eine Erklärung, aber diese Angst vor einem unerklärten Schrecken wurde ihm zum Dorn im Fleisch. — Hier hat ein selbstbestellter Apostel eine Beweisstelle gefunden, daß er Gottes auserwähltes Werkzeug war, denn er hatte ja einen Pfahl im Fleisch. — Hier hat ein in Feigheit Glaubender es gelesen und gemeint, daß solches nur einem Apostel geschah, nicht ihm, der ja in seinen eigenen Augen demütig genug war das Große nicht zu begehren, umso weniger als der Gedanke an das damit verbundene Leiden für seine Feigheit schon genug war. — Hier hat ein einfältiger Frommer es gelesen und es viele Male gelesen, aber niemals geglaubt, es eigentlich zu verstehen, weil er gering von sich selber dachte und seinen Leiden im Vergleich zu denen eines Apostels.

Das sei nun gesagt; aber ehe einer bei einem Apostel Trost in seinem Leiden und Führung in seinem Kampf sucht, durchforsche er sich selber, ob sein Leiden doch nicht mit einem Lächeln abgetan werden muß, ob das Leben ihn so ernstlich geprüft hat, daß es nicht ein Scherz ist, wenn er von einem Apostel geholfen sein will, ob er im Ernst

darauf vorbereitet ist, daß der Apostel nicht viele Augenblicke auf weltliche Sorgen zu verlieren hat, daß er ihn hurtig von dem Streit, der vielleicht dem Leidenden schon schwer genug vorkommt, hinausführt in den entscheidenden Streit, wo das Leiden hingehört, von dem der Apostel redet. Laßt uns niemals das Heilige mißbrauchen; und wie oft hat man nicht schon das Fleisch gepflegt, indem man den höchsten und stärksten Trost zur Linderung weltlicher Sorgen verwandte, ohne verstehen zu wollen, daß die Worte des Trostes erst noch tiefer verwunden müssen, ehe sie heilen können. Hat Gott je einen Pakt geschlossen mit einem Menschen im Aeußeren? Gilt es vielleicht von jedem Leiden, daß man Gott dafür danken soll, daß man in ihm nicht versucht wurde? Vielleicht auch von dem Leiden, in dem die Seele sich zum Glauben kämpft, oder von jenem, in dem der Glaube über die Welt siegt? Vielleicht auch von dem Schmerz, in dem die Hoffnung geboren wird, oder von jenem, in dem sie unerschütterlich wird? Vielleicht auch von der zehrenden Krankheit, in der die Selbstliebe ausatmet, bis die Liebe Gott erkennen lehrt; oder von dem Elend, in dem der äußere Mensch abblättert, bis der innere sich aus dem Vergänglichen hervorwickelt? Aber soll es nicht Weisheit heißen, so zu beten, soll vielmehr eine solche Weisheit bei ihrem rechten Namen genannt werden, soll sie Torheit heißen, die des Geistes Sinn verloren hat und nichts geistig verstehen kann; soll sie Feigheit heißen, die in schillerndem Mißverständnis glückselig werden und nicht wissen will, daß es ein Mißverständnis ist; soll sie Vermessenheit gegen Gott heißen, weil sie ihn umschaffen will, verleitet von menschlicher Jämmerlichkeit; soll sie Verrat an der Menschheit heißen, weil sie das Heilige um seine Bedeutung betrügen will, den Streitenden um Anderer Dank, den Sieger um seinen Lohn — da wäre es wohl besser, man redete anders von einem solchen Leiden. Man

warne davor, hier den Helden ſpielen zu wollen, hier Soldat für eigenen Sold, hier ſein eigener Lehrer ſein zu wollen, der des Leidens Grad beſtimmt und den Vorteil berechnet, man warne davor, daß einer ſich in ſelbſtbeſchworenem Streit verſuche und nur zu neuer Eitelkeit komme, ſo daß das Letzte ſchlimmer iſt als das Erſte; aber da erinnere man auch daran, daß Leiden mitgehört, und daß keiner ohne Leiden in Gottes Reich eingeht. Allein daran erinnert zu werden iſt eine Anweiſung, daß nicht der Anfechtung Not unerwartet über einen komme wie ein Dieb in der Nacht, wie die Geburtswehen über den, der nicht ahnte, daß er ein Gebärender war. Das hat der Apoſtel getan. Selber ward er am ſchwerſten verſucht, denn er erfuhr Leiden, die bis dahin kein Menſch erfahren hatte, ſo gewiß als ja ein höheres Leben in einem Apoſtel war als in irgend einem früheren Menſchen, was ja andeutet, daß auch die Leiden qualvoller waren; er erfuhr ſie ſo, daß er nicht eines Andern Anweiſung ſuchen oder durch eines Andern Erfahrung geſtärkt werden konnte, aber da hinterließ er ſich auch ein Zeugnis, und „der Pfahl im Fleiſch“ wurde zur Warnung, zur Erinnerung, daß ein Menſch doch allzeit in Gefahr geht, wo er auch gehe, daß ſelbſt der, der nach dem Höchſten griff, doch nur darnach jagt verfolgt von jenem Engel Satans, deſſen Angriff indeſſen wie alles dem Glaubenden zum Guten dienen muß.

Es ſoll aber die Rede dieſes Mal nicht nach dem apoſtoliſchen Troſt trachten, oder ſuchen einem zur Beruhigung zu reden, ſondern ſie will, wenn möglich, zum Schrekken reden. Denn es iſt ein tiefer und unergründlicher Sinn im Daſein, eine von Ewigkeit her getroffene Uebereinkunft zwiſchen dem Irdiſchen und dem himmliſchen Augenblick, ein wunderbarer Zuſammenhang zwiſchen dem was zuſammen gehört: Sorge und Troſt. Wenn deshalb ein Menſch darüber klagt, daß da kein Troſt für ihn iſt, weil ſein

Leiden über alle Maßen sei, hat dies seinen Grund darin, daß er Schrecken und Not nicht tief genug faßt, daß er doch lieber will, daß alles sich verwirre, und Zerstreuung sucht an der eitlen Linderung, daß da kein Trost war, als sich selber zu richten und sich zu demütigen unter die Zuversicht, daß es keine übermenschliche Versuchung gibt.

So wollen wir reden vom Pfahl im Fleisch.

(Schluß folgt.)

Nokturne / von Johann Senn*)

Traurig der Held
An höchsten Glückes Schwelle.
O seht das Flammenaug'
In Tränen brechen,
Wie ein gewaltig Weinen ihn
In Bächen
Verströmen will zumal
An selber Stelle! —

Trocken das Aug',
Der Geist strahlt wieder helle;
Fragt ihn die Braut,
Da muß der Stille sprechen:

*) Geboren 1792 in Pfunds, gestorben („im Trunke verkommen", wie die Marke der literarhistorischen Nüchternheit besagt) 1857 im Spital zu Innsbruck.

„Du ſahſt die Trauer ſich
An dem Entzücken rächen,
O du,
Die meiner Wonne reiche Quelle!

Die Blume welkt,
Der Sturm knickt Bäumewipfel,
Des Feuers Lohe ſinkt
Zum Aſchenſtaube:
Dem Tod verfehmet ſind
Des Lebens Gipfel.

Dem Kind des Glückes dünkt
Das Glück vergänglich,
Den Goldgreif quält der Traum
Von blut'gem Raube,
Und wenn Entzücken trauert,
Glaub du es überſchwänglich!“

2.

„„Und wenn Entzücken trauert,
Glaub' ich es überſchwänglich.
Doch iſt's ein Abglanz nicht
Von jenen Freuden,
Um die die Lebenden
Die Toten neiden,
Rein, ungetrübt
Und ewig unvergänglich?

Der Sinn iſt für des Todes Grau'n
Empfänglich;
Dem Geiſt prangt dieſer Erde Flur
In ihren Schmuckgeſchmeiden
Ein Gleichnis nur
Der ſel'gen Himmelsweiden,
Wo er luſtwandeln wird dereinſt,
Wie uranfänglich.

Der Sohn des Glückes ſoll darum
Sein Glück nicht miſſen,
Der Krösus ſchlummre ſanft
Auf weichem Kiſſen,
Und dem Entzückten liege fern
Das Trauern.

Wohlan, die bunten Blumen blühen
Und glühen!
Des Feuers lohe Flammen ſprühen
Und kniſtern!
Der Bäume ſchwanke Wipfel flüſtern
Und ſchauern!" "

Gedichte / von Georg Trakl

In Hellbrunn

Wieder folgend der blauen Klage des Abends
Am Hügel hin, am Frühlingsweiher —
Als ſchwebten darüber die Schatten lange Verſtorbener,
Die Schatten der Kirchenfürſten, edler Frauen —
Schon blühen ihre Blumen, die ernſten Veilchen
Im Abendgrund, rauſcht des blauen Quells
Kriſtallne Woge. So geiſtlich ergrünen
Die Eichen über den vergeſſenen Pfaden der Toten,
Die goldene Wolke über dem Weiher.

Jahr

Dunkle Stille der Kindheit. Unter grünenden Eſchen
Weidet die Sanftmut bläulichen Blickes; goldene Ruh.
Ein Dunkles entzückt der Duft der Veilchen; ſchwankende Aehren
Im Abend, Samen und die goldenen Schatten der Schwermut.
Balken behaut der Zimmermann; im dämmernden Grund
Mahlt die Mühle; im Haſellaub wölbt ſich ein purpurner Mund,
Männliches rot über ſchweigende Waſſer geneigt.
Leiſe iſt der Herbſt, der Geiſt des Waldes; goldene Wolke
Folgt dem Einſamen, der ſchwarze Schatten des Enkels.
Neige in ſteinernem Zimmer; unter alten Zypreſſen
Sind der Tränen nächtige Bilder zum Quell verſammelt;
Goldenes Auge des Anbeginns, dunkle Geduld des Endes.

Die alte, alte Erzählung / von Deſider Koſztolányi

In der Türe der Redaktion tauchte ein langbeiniger ſchäbiger Greis auf, verbeugte ſich tief vor dem Diener, faßte den Redakteur unter den Armen und zwinkerte ihm vertraulich zu:

„Nur auf ein Wort!“

Der Redakteur wich zurück, ging weiter.

Der Alte aber ſtand dort, in der Mitte des großen Raumes, und merkte nicht, daß er allein geblieben war. Er hielt die knochige gelbe Hand noch immer dem Fortgegangenen entgegen. Dann blickte er ſich um, hüſtelte und ſeine welken Finger fielen müde und langſam auf den triefenden grünen Regenſchirm zurück. Lange ſtand er ſo. Seine pergamentdünnen Ohren brannten und ſeine Augen glänzten. Rot geworden horchte er auf die Geräuſche der Nebenzimmer und konnte ſich in die Situation nicht finden.

Damals bekam ich ſehr oft ſchüchterne Leute dieſer Art zu Geſicht, die bei jedem Schritt ſtolpern, mit jedem Wort beleidigen, deren Zurückhaltung die größte Aufdringlichkeit iſt. Sie beleidigen durch ihre Zuvorkommenheit und beklagen ſich über die Zuvorkommenheit anderer. Es ſind dies jene Leute, die den einzigen Stuhl im Zimmer unbedingt umſtoßen, im Gaſthaus die teuerſten Gläſer zerſchlagen, ſich auf friſch geſtrichene Bänke ſetzen, ſchreien, wenn ſie flüſtern wollen, und immer die Schlafenden wecken, obwohl ſie auf Fußſpitzen ſchleichen.

Ich empfand Mitleid mit dem Alten.

„Sie wünſchen?“ fragte ich, indem ich auf ihn zuging.

„Ich möchte eine Erzählung, die ich geſchrieben habe, hervorſuchen.“

Ich lächelte. Ich hätte dieſen alten Mann eher für einen

bizarren Propheten oder für einen weltfremden und menschenfeindlichen Philosophen gehalten als für einen Dichter.

Ich winkte dem Diener, er möge die alten Jahrgänge ausfolgen.

Der Greis huschte ins Vorzimmer, kauerte sich still neben einen Schreibtisch und versank ganz in die Durchforschung der alten Zeitschriften. Ich beobachtete ihn von der Seite. Er nahm die Pudelmütze ab, sein kahler Kopf glänzte sanft. Jetzt sah ich auch sein Gesicht deutlich. Welch interessante Augen er hatte! Aus diesen lichtgrünen Augen blickte eine ernste, leidende Seele, die von ganz außergewöhnlichen Trieben bewegt schien. Er war auch jetzt sehr aufgeregt und über und über rot. War wahrscheinlich zeitlich aufgestanden, um den zu früher Stunde abgehenden Zug zu erreichen, von dem er dann auf einem langen Weg gerüttelt und zermürbt worden war. Er hatte auch sicherlich nicht ordentlich zu Mittag gegessen, und der Kopf schmerzte ihn nun ein wenig. Aber er denkt dennoch nur an die alte Erzählung und wühlt fiebernd in alten, verstaubten Zeitungen. Ein sonderbarer Mensch. Auf seinen schwitzenden Händen wurde der jahrelange Schmutz zu Kot. Auch sein Gesicht war kotig. Seine Augen jedoch, die sanften, milden, halbwahnsinnigen Augen blitzten erschrocken von einem Blatt auf das andere. Er hatte die Erzählung noch immer nicht gefunden.

Ich wurde des Beobachtens müde. Schließlich kümmerte ich mich nicht weiter um den Alten und ging nachtmahlen. Als ich zurückkam, saß er noch immer in der Redaktion und ließ die Füße von einem Schreibtisch hinabbaumeln. Er begann mich nun schon überaus zu interessieren. Was mag er wohl von dieser alten Erzählung wollen? Warum ist sie ihm so wichtig? Fand er sie? Trotzdem ließ ich mich mit ihm in kein Gespräch ein. Telephonierte, schrieb meinen Artikel, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Als ich aber spät nach Mitternacht aufbrach, um heimzugehen, stol-

perte er wieder vor mich hin und ſprach mit beklommener, verſchleierter Stimme:

„Ich fand ſie nicht. Ich kann ſie nirgends finden.“

Ich ſah ihn über die Schulter an:

„Haben Sie alle Jahrgänge durchgeſehen?“

„Ja. Nicht bloß einmal. Ich fand ſie dennoch nicht.“

„Das iſt unmöglich. Die Erzählung iſt wohl nicht bei uns erſchienen.“

Der Greis lächelte:

„Doch. Ich erinnere mich ganz genau. Sogar an den Tag erinnere ich mich. Sogar an den Titel. Als ſähe ich ſie jetzt vor mir. Die ſchwarzen Buchſtaben glänzten in der Maiſonne. Vierzig Jahre iſt es her. Ich zählte damals zwanzig Jahre.“

Die Türe öffnete ſich, ein ſcharfer kalter Luftzug ſtob durch das Zimmer und trieb die fiebrigen Rauchwolken, den ſauren Geruch des Streuſands und der Tinte, den Nachhall der Polemiken, die Fetzen ausgetauſchter Gedanken und leidenſchaftlicher Diſpute, die noch immer unter der Decke flatterten, durcheinander. Auch der Diener war ſchlafen gangen. Wir waren allein, und mit einem Mal floh der Schlaf aus meinen Augen. Ein plötzlicher Entſchluß feſſelte mich an den Schreibtiſch. Ich wollte das Schickſal dieſes unbeholfenen Menſchen werden, ihn mit trotzig geſpannten Sehnen, mit zuſammengepreßten Lippen, vor Anſtrengung faſt ohnmächtig, einem unbekannten Punkt näher bringen und — ich weiß nicht warum — mir ſeine geheimnisvolle, verwickelte Angelegenheit ganz zu eigen machen.

„Wenn ich dieſe Erzählung fände!“ ſeufzte er und faltete die Hände. „Sie wiſſen nicht, was ich darum gäbe. Sogar mit meinem Leben wäre ſie nicht zu teuer bezahlt! Meine ganze Jugend ſchrieb ich in dieſe Erzählung. Nun wandere ich ſchon lange umher, ſuche ſie bei Tag und bei Nacht.

Und so kam ich auch hierher, auf die letzte Station. Hier muß sie sein!"

„Wovon handelte die Erzählung?"

Der Greis beschrieb mit einem Ausdrucke grenzenloser Liebe zwei große Bogen in der Luft und schloß die Augen.

„Man kann es nicht erzählen. Sie war schön. Sehr schön. Wunderschön! "

Schon stand ich bei den Regalen. Polternd warfen wir die ausgehobenen, von Staub und Rauch versehrten Bände, einen nach dem anderen, hinunter. Unsere Hände durchstöberten gierig, fast lüstern die Seiten und suchten zwischen den vergilbten Blättern mit sinnlosem Eifer und Keuchen das Leben eines Menschen; das, was ihm hievon noch wertvoll war, den letzten Fetzen, die letzte Lüge. Wir beeilten uns. Wie wir manchmal auf finsteren Gängen grundlos eilen, von Furcht getrieben, vor unserem eigenen Schatten flüchtend. Vielleicht fürchteten wir, daß uns der Morgen ereilen, ertappen und wegen der fruchtlosen Arbeit verlachen werde. Zigaretten und zerbissene Zigarrenenden fielen mit dunkler Glut zwischen unseren Zähnen hervor.

So verbrachten wir eine höllische Nacht. Wir wurden von dieser wilden Jagd ganz abgespannt, unsere Wangen eingefallen und unsere Lippen von den bitteren Streifen der Asche grau und schmutzig. Schließlich sanken wir todmüde auf das Sofa und starrten, des Mißerfolgs uns schämend, mit rot gewordenen Gesichtern vor uns hin.

Wir durchliefen auch die Inhaltsverzeichnisse. Von der Erzählung fand sich keine Spur.

Ich blickte den Greis an. Bebend und sehr artig, wie ein kleines Kind, wartete er. Die roten Fieberflecke waren von seinem Gesichte gewichen.

„Gehen Sie nach Hause," sagte ich, „vielleicht morgen . . ."

Der alte Mann rührte sich nicht vom Fleck.

„Ich muß sie finden . . . ich erinnere mich jetzt schon

an alles . . . erinnere mich ganz genau, . . . nun ist mir alles eingefallen."

Neugierig blickte ich zu ihm auf, und schon begann er zu sprechen:

„Es ist die Erzählung von einem blauäugigen und einem schwarzäugigen Jüngling . . . Diese zwei Jünglinge waren sehr gute Freunde . . . Doch dann gewannen sie beide ein Mädchen lieb. Lange wußten sie es nicht, denn sie lebten beide in einem Traumland."

Vornehm und leise sprach der Alte.

„. . . Der Blauäugige sah alles blau. Blau war ihm die Nacht, die Sonne, der Wald, blau war ihm alles. Sogar die dunklen Augen des Mädchens schienen ihm blau. Der Schwarzäugige hingegen sah alles schwarz. Sogar die blonden Haare des Mädchens. So wandelten sie neben einander, der eine in der blauen, der andere in der schwarzen Unendlichkeit; wandelten so lange, bis sie eines Abends vor einem Tore standen und erfuhren, daß sie sterben, auf ewig Abschied nehmen mußten. Und sie flüchteten in die Nacht der Kleinstadt, gelangten an das Ufer eines müden, wasserarmen Flusses, an dessen Ufer sie sich setzten und weinten. Ihre Seelen aber, ihre winzigen spröden Seelchen aus Glas zerbrachen klirrend, funkelnd, knisternd in tausend Stücke. Sie umarmten einander und sanken sterbend zwischen die Maiglöckchen."

„Schön . . ." sagte ich müde.

Der Alte geriet allmählich in Feuer. Ermattet hörte ich zu, und war mir darüber klar, daß ihn der giftige Morgen mit diesen Bildern narrte. So ließ ich ihn reden.

„Sie wissen nicht, wie schön das Mädchen war. Sein Haar war rostblond und seine Haut von porzellanener Weiße. Maria war ihr Name. Innig waren ihre braunen Augen, immer sah sie verwundert drein und blinzelte leicht, wenn sie ihre Blicke jemandem zuwandte. Aber dies verlieh ihr

noch mehr Reiz. Dieſes leichte Blinzeln war der Duft, der unſägliche, ihres Geſichts, ſüßer Vanillenduft, einſchläfernder Weihrauch. Ihr Kopf hingegen ſaß müde auf den göttlichen Schultern, als würde er von vielen weichen Polſtern geſtützt, als ſei ſie ſelbſt ihres Kopfes, ihrer ſchönen Augen und ihres ganzen Lebens überdrüſſig."

Ich fuhr zuſammen. Dieſer Menſch weiß nicht, was er ſpricht. Plötzlich wurde ich mir deſſen bewußt, was mich ſo lange wach gehalten, was mich in dieſes tolle Wachen, in dieſe zielloſe Jagd getrieben hatte, und ich wäre gerne dieſen ſonderbaren Phantaſten, der immer fieberhafter ſprach, raſch los geworden.

Draußen dämmerte es ſchon ſchwach. Dem Fenſter gegenüber erhob ſich eine weiße Feuermauer und leuchtete uns in dem regungsloſen Grauen direkt ins Geſicht. Ich ſah die Lampe auf dem ſchmutzigen Gang im Todeskampf ringen, aufatmen, ſterben. Die Stille war entſetzlich. Alles beherrſchte die Stimmung der dämmernden Häuſer, die ſich erſtarrend über alles legt, ſo daß nicht einmal die Wachen ein Geräuſch zu verurſachen wagen, ſondern leiſe gehen und leiſe ſprechen, als wollten ſie ſelbſt den Schlafenden ähnlich ſein. Ich wiſchte mir die Stirne, gähnte.

„Legen Sie ſich nieder, mein lieber Freund. Schlafen Sie ſich aus. Dieſe Erzählung haben Sie ja jetzt erdacht."

Der Greis ſchreckte auf, ſah mich mit weit aufgeriſſenen Augen an.

„Ja", ſagte ich, „dieſe Erzählung haben Sie nie geſchrieben."

Das Wort war verklungen. Das verhängnisvolle Wort. Alles war ſtill und verſtummt . . .

Der Alte proteſtierte nicht. Setzte ſich auf einen Seſſel, ſein Kopf fiel auf den Schreibtiſch nieder. Seine Tränen ſtürzten auf das Löſchpapier neben die friſchen Kleckſe der

Tinte. Das Papier trank gierig die salzigen Tropfen ...
Nie sah ich einen Bettler so bettelarm wie ihn.

Er saß dort, wie einer, der gar nichts hat; ausgepreßt, zerbrochen, vernichtet saß er dort und beweinte sein Leben, seine verflossenen, ergebnislosen, törichten Jahre und seinen einzigen schönen Traum, die Erzählung, die er nie geschrieben.

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Hesperus / von Fritz Lampl

Was meine Seele für die Geliebten fürchtet
Im Getümmel der Tiefe, im Abgrund des Himmels,
Löse mit sanftem Segel der gütige
Vater der Schöpfung.

Denn im Blute der Welt schaffen die launischen
Priester des Wandels, sie wechseln die Schätze des Reichs.
Mächtig sinken Traumgestalten zur Erde
Und erstarren.

Aus dem Staub wird Gold der Vergänglichkeit,
Aus den Sternen Gestein, aus Ewigem Menschliches,
Aus den Tränen Gesang und aus des Aeolus Lied
Labsal der Herzen.

Der Bildungsphiliſter als Geiſtesrichter/

von Carl Dallago

Nietzſche war es, der die eminent klärende Bezeichnung „Bildungsphiliſter“ geprägt hat. Er darf auch mit dieſem Wort noch als Prophet gelten, indem es offenbar erſt unſerer Gegenwart vorbehalten blieb, das Erfüllende dieſes Begriffes hervorzubringen und es als Zeiterſcheinung von monſtröſem Umfang zur Schau zu ſtellen. Es iſt darum auch nur natürlich, daß einer, der vor allen berufen ſcheint, mit ſeiner Wenigkeit den gründlichſten Typ eines Bildungsphiliſters zu repräſentieren, — daß Herr Otto Ernſt das dringende Bedürfnis empfand, Nietzſche als falſchen Propheten zu entlarven. Und ſo hat er denn etwas verbrochen, das einer Kampfſchrift zum Verzweifeln ähnlich ſieht, in Wahrheit aber das ergötzliche Schauſpiel bietet, wie ſich der Unternehmungsgeiſt des Bildungsphiliſters auf Plattfüßen durch die Welt des reinen Geiſtes bewegt. Schließlich erkennt man: ſo bewegt ſich der Bildungsphiliſter wohl überhaupt, wenn er Geiſt zeigen will, indem er ſich am Geiſt vermißt. Kein Wunder alſo, daß Herr Otto Ernſt, den Spuren des Geiſtesmenſchen Nietzſche folgend, fortwährend Denkfehler, Unverſtand und Unſinn aufſtöbert. Dies geht ſo weit, daß in ihm, deſſen geſund entwickelter Hausverſtand außer Frage ſteht, ſogar der „unheimliche Verdacht“ auftaucht, Nietzſche habe über manche Dinge geſprochen, „ohne recht zu wiſſen, was man darunter verſteht.“ Bravo! Denn wenn einer ſchon zu nichts anderem taugt als die Erfüllung deſſen zu verkörpern, was im „Bildungsphiliſter“ an blamablen Möglichkeiten vorgeſehen iſt, dann iſt es nur in Ordnung und des Beifalls wert, daß er zuletzt auch ſeinen Reichtum an Beſchränktheit noch für Geiſt anſieht.

*

Ich beabſichtige natürlich nicht, Nietzſche gegen einen Otto Ernſt zu verteidigen; es wäre lächerlich. Der Geiſt behauptet ſich ſchon dadurch, daß er dem Bildungsphiliſter im Wege iſt; dem Geiſt hingegen iſt der Bildungsphiliſter nie im Wege. Nicht alſo um Nietzſche in Schutz zu nehmen,

erörtere ich diese Schrift, sondern um das Bildungsamt, das sie ausübt, zu beleuchten und an einem besonders drastischen Beispiel zu zeigen, wie komisch es ist, wenn der Bildungsphilister über den Geist urteilt und diesen abschlachtet. Es könnte allerdings zunächst so scheinen, als treffe auf Herrn Ernst zu, was er in kindischem Tiefsinn über jenen Soldaten des Marcellus philosophiert, „der den sinnenden Archimedes erschlug“: er war, meint unser neuster Nietzschetöter, „in jenem Augenblick der Mächtigere; aber war er es in Wahrheit und auf die Dauer?“ Nur verhält es sich eben so, daß jener Soldat auch nicht einen Augenblick lang dem Archimedes gegenüber der Mächtigere war, was der geistige Mensch dadurch erwiesen findet, daß Archimedes *sann*, als der Soldat ihn erschlug; während die Tat des Soldaten in Wahrheit und auf die Dauer verbleibt, was sie von Anfang war: etwas, das das Mächtigere in Archimedes erst sinnfällig herausstrich und verewigte. Aber der Bildungsphilister versagt hier wie überall, wo es auf eine geistige Wertung ankommt. Darum kann er auch nicht salbungsvoll genug auftreten und muß sich stets hinter irgend einer Moral verschanzen. Nur so mag es ihm gelingen, sich selber über die Beschränktheit, Ungeistigkeit und Unerschlossenheit, die ihm als Menschen eignen, hinweg zu täuschen.

Was der Bildungsphilister vom Schaffen eines Geistesmenschen aufnimmt, sind nicht dessen Gedanken; denn diese finden nicht Platz in ihm. Ein jeder versteht die Gedanken eines anderen aber nur so weit, als er fähig ist, sie in sich aufzunehmen. Der Bildungsphilister versteht demnach nie den Geistesmenschen. „Nietzsche der falsche Prophet“ bezeugt es auf jeder Seite. Wie da der Ungeist des Bildungsphilisters mit den Gedanken eines Geistesmenschen umspringt, sollte man nicht für möglich halten, wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich hätte. Da wird z. B. aus dem Werke Nietzsches der Satz herausgenommen: „Wer uns das Wesen der Welt enthüllte, würde uns allen die unangenehmste Enttäuschung machen“ (ein Satz, der in solcher Perspektive natürlich seine Klarheit einbüßt) und die Bemerkung dazu gemacht: „Das ist allerdings ein Satz, der sich mit Verachtung der Logik glänzend verträgt. Man beachte die geradezu monströse Leichtfertigkeit des Diktums“. (Ich

beachte hier nur die Wortblasen, die die Aufgeblasenheit einer Beschränktheit hervorbringt.) Oder es wird Nietzsche nachgesagt, er habe versucht, „Affen zu Menschen zu erziehen", eine Erkenntnis des Herrn Ernst, die ihm den Ausruf entlockt: „Mit tiefem Schreck bemerkt man hier, daß er den großen Engländer, den er einen ‚achtbaren mittelmäßigen Engländer' nennt, daß er Charles Darwin verstanden hat wie ein kleiner Dorfpfarrer im dunkelsten Tirol". (Ich bemerke — zwar ohne Schreck, da ich es längst bemerkte — daß auch der kleinste Dorfpfarrer im dunkelsten Tirol rein geistig genommen höher steht als der Bildungsphilister von Großflottbeck.) Oder es wird aus dem „grenzenlos überspannten Idealismus" Nietzsches der Satz hergeleitet: „Werde fort und fort der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selber", und tölpelhafter Weise die Frage aufgeworfen: „Heißt das: Wenn du ein Lump bist, werde ein Lump?" Aber was ist das gegen ein Urteil wie dieses: „Hebbels Dietrich von Bern, der mächtigste Herr und Held der Erde und ein Christ, dient um eines Gelübdes willen sieben Jahre dem Hunnenkönig. Es ist keine Leistung nach meinem Geschmack; aber gegen diesen Dietrich, Nietzsche, ist dein Cäsar Borgia ein Floh!" Oder Herr Ernst zitiert den Satz: „Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich", um in die Worte auszubrechen: „Worte, Worte, was besagen sie?" Und rügt an anderer Stelle: „Wie wenig dieser Denker seine eigenen Gedanken durchdachte, mit welcher Unbewußtheit er ihnen selbst ins Gesicht schlug", usw., und dann: „Er war ein Herostrat, wenn nicht aus Eitelkeit, so doch aus Leichtsinn und Irrsinn. Aber er hat den Tempel der Moral nicht niederbrennen, er hat ihn nur anschwärzen können". Doch kommt in diesem Schulmeister bisweilen auch der Humorist zum Durchbruch: „Es gibt Spielzeuge von Gummi, die allerlei tierische und menschliche Gestalten darstellen und die man durch ein Röhrchen zu kraftstrotzender Fülle aufblasen kann. In jedem Hörsaal, wo über Nietzsche gelesen wird, sollte man solch ein aufgeblasenes Menschenbild aufhängen und darunter schreiben ‚Nietzsches Uebermensch'." Und schließlich gesteht dieser Possenreißer noch (nachdem er Nietzsche ein Lob gespendet hat, das für den Gimpelfang gerade ausreichen mag) mit der Ahnungslosigkeit eines Menschen, dem jegliche Selbsterkenntnis mangelt: „aber

nicht die geringste Achtung empfand ich vor den Ergebnissen und Konsequenzen seiner Philosophie, noch vor der Methode seines Denkens, und mit vollem Bewußtsein machte ich sie und ihre Verehrer zum Gegenstand meiner Satire." Denn daß man eine Ahnung von satirischer Begabung haben muß, um eine Satire schreiben zu können, kommt diesem Voll- und Selbstbewußten nicht im geringsten zu Bewußtsein.

*

Ein Bildungsphilister vom Schlage Otto Ernsts spricht sich natürlich auch die Fähigkeit zu, etwas verspotten zu können. So lebt er ganz ernstlich in der Einbildung, in einer „Komödie" wie seiner „Jugend von heute" den „Nietzscheanismus "verspottet zu haben. Aber ich bin mir gewiß, auch dieses Stück, das ich zu kennen nicht begehre, enthüllt seinen Autor nur als das, was er verächtlich auf Andere münzt: als „ein Jammerhäufchen, das auf ‚Persönlichkeit' pocht." Denn dieser Ernst, der sich und die Welt bekanntlich immer heiter nimmt, platzt förmlich vor aufgeblähtem Selbstbewußtsein und glaubt einem Alois Riehl, für den Nietzsches Moral „keine Moral des Glückes" ist und der sehr schön zu sagen weiß, daß bei Nietzsche das Leben soviel wie „Instinkt für Wachstum" bedeute, entgegnen zu müssen: „Ja, ist denn das kein Glück?... ‚Es gibt kein stolzeres und tröstlicheres Glück als Wachsen', das habe ich schon vor 20 Jahren in meiner Novelle ‚Der Karthäuser' gesagt, als ich von Nietzsche wenig mehr als den Namen kannte." Dieser gravitätische Simpel meint tatsächlich, daß das „Wachsen" hier und das „Wachstum" dort ein und dasselbe sei; er ahnt nicht, daß ein Wort erst sein Leben von dem empfängt, der es ausspricht, daß daher das Wachsen, das dem Bildungsphilister stolzestes und tröstlichstes Glück ist, dem Geistesmenschen ungefähr das Gegenteil von Wachstum bedeuten muß.

Wer aber nach all dem noch zweifeln sollte, daß der Bildungsphilister völlig versagen muß, wenn er über einen Geistesmenschen urteilt, der vergegenwärtige sich das Aussehen Nietzsches und verweile dann vor dem etwas saloppen, aber ungeschminkt charakteristischen Bild in Staackmanns „Taschenbuch für 1913", das uns Otto Ernst als „Strand-

läufer von Sylt" vorführt.*) Man wird sich — abgesehen von der spontanen Wirkung des Bildes auf die Geruchsnerven — sofort darüber klar sein, daß dieser Strandläufer sich gewiß keine Gedanken „ergeht", mögen auch seine Waden ausdrucksvoller sein als sein Gesicht. Wer wollte im Anblick dieses Conterfeis noch daran zweifeln, daß ein „Denker" vom schwammigen Aussehen Otto Ernsts niemals dasselbe meinen kann wie ein Geistesmensch vom Gepräge Nietzsches, auch wo sie beide dieselben Ausdrücke verwenden. Wer wäre so blind, daß sich ihm nicht auf den ersten Blick die Wesensdistanz zwischen den Beiden aufdrängte! Und diese Distanz muß sich naturgemäß auch in beider Begriffsbildungen zur Geltung bringen, so daß beispielsweise ein jeder von ihnen nur das als gut oder schlecht bezeichnen kann, was er als gut oder schlecht begreift. Aber das Begriffsvermögen des Bildungsphilisters ist eben in der Regel dort zu Ende, wo das Begreifen des Geistesmenschen erst entscheidend einsetzt. Was zur Folge hat, daß die Begriffe, die der Bildungsphilister sich von gut und schlecht gebildet hat, in keinem Falle ausreichen, um das „Gut und Schlecht" oder das „Gut und Böse" des Geistesmenschen auch nur annähernd zu begreifen.

*

Der Bildungsphilister ist aber nicht nur beschränkt, er ist auch skrupellos. So meint er: „Nietzsche war in seiner Kritik des Christentums ganz ernsthaft unehrlich, vielleicht sagt man richtiger: krankhaft unehrlich." Und er zitiert: „Wer Theologenblut im Leibe hat, steht von vornherein zu allen Dingen schief und unehrlich" und macht damit in halbverdeckter Weise Nietzsche den Vorwurf ererbter Unehrlichkeit. Daß dieser Vorwurf Nietzsche im Hinblick auf dessen Kritik des Christentums gemacht wird, erweist freilich wiederum die ganze Beschränktheit des Bildungsphilisters, der seinen Behauptungen mit Verdächtigungen das fehlende Rückgrat zu ersetzen wähnt. So heißt es ein andermal: „Wir kennen Nietzsches fanatischen Haß gegen das Christentum, und zwar nicht etwa gegen das Christentum von heute,

*) Am Schlusse einer Satire „Die Staackmänner" jüngst auch in Nr. 398 der „Fackel" reproduziert. (D. Hg.)

sondern gerade gegen diese Lehre in ihrer ursprünglichen christlich-paulinischen Gestalt". Und: „Seine Beschimpfungen des Christentums und des Judentums und ihrer Anhänger — er war wohl überhaupt der größte Schimpfkünstler der Weltliteratur — sind so entsetzlich, daß sie wie Satanismus berühren." Und schließlich verweist er noch auf „die von Nietzsche so wild gehaßte Lehre des Bergpredigers," ohne zu bedenken, daß wer den Bergprediger den „edelsten Menschen" genannt hat, dessen Lehre nicht wild gehaßt haben kann. Den bildungsphilisträsen Christen von heute jedoch, dem das Christentum eine weltliche Bildungsanstalt ist, der es zu seiner Welt macht, um es in der Welt gut zu haben, muß die unvergleichlich überlegene Gegnerschaft eines Geistesmenschen (der doch immer eine Geisteswelt — die Welt seines Innern — dem zu feilster Welt gewordenen Christentum entgegenstellt) freilich empören, weil ihn solche Gegnerschaft, so oft er ihrer gewahr wird, aus seiner scheingeistigen Stellung wirft; darum auch mag sie ihn wie „Satanismus" berühren, was wiederum zur Folge hat, daß er sich gedrängt fühlt, die überlegene Macht ihres Ausdrucks als „Schimpfkunst" anzuschwärzen. Ein philisträser Unhold dieser scheinheiligen Art erblickt eben aus Sorge um die eigene Geltung in der Tat eines Geistesmenschen nur allzugerne Satansdienst.

Aber schon ein einziges Wort Nietzsches wie dieses: „Jesus stellte ein wirkliches Leben, ein Leben in der Wahrheit jenem gewöhnlichen Leben gegenüber" bringt ihn und seine Erkenntnis dem Geiste Christi um so viel näher, als es von diesem den Bildungsphilister entfernt. Auch war zweifellos das Leben Nietzsches unvergleichlich mehr ein Leben in der Wahrheit, als es das Leben des Bildungsphilisters jemals sein kann. Und wenn dieser gegen jenen die Lehre Christi in Schutz nehmen will, berührt es, wie wenn ein frecher Eindringling sich zum Schirmer eines Hauses gegen dessen rechtmäßigen Bewohner aufwerfen wollte.

(Hier mag es sich geziemen, auf das Werk „Der einsame Nietzsche" von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hinzuweisen, das schon mit seinem biographischen Material genügend dartut, daß das Wesen Nietzsches trotz aller Feindschaft gegen das Christentum als Weltreligion — ja vielleicht eben dieser Feindschaft wegen — mit dem Christlichen Christi noch

immer mehr zu tun hat als die scheingeistige Art des Bildungsphilisters. Hier sei auch gesagt: Nietzsche einigermaßen gerecht werden, setzt voraus, daß man gelernt habe, die Redlichkeit des schöpferischen Geistes zu verstehen. Doch diese Redlichkeit verstehen, lernt der Bildungsphilister nie. Wenn er sich trotzdem herausnimmt, gegen einen schöpferischen Menschen, gegen den Geistesmenschen loszuziehen, so ist zwar nicht weiter verwunderlich, daß dabei eine in geistiger Hinsicht so unanständig unstatthafte Leistung wie „Nietzsche der falsche Prophet" zustande kommt, aber es ist schließlich auch seine unbeträchtliche Privatsache, die der Verfasser einer solchen Schrift in seiner Dumm-Dreistigkeit vor der Oeffentlichkeit verficht. Einigermaßen Gewicht erhält die Sache erst dadurch, daß Herr Ernst anscheinend legitimiert ist, in seinem Vorwort zu betonen: „Eine besonders angenehme Pflicht ist es mir, den Herren Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken, Prof. Dr. Ferdinand Tönnies, Prof. Dr. Wilhelm Weigant und Prof. Dr. Theobald Ziegler für die liebenswürdige Durchsicht der Korrekturbogen dieses Büchleins meinen wärmsten Dank auszusprechen." Ich weiß zwar von diesen Herren nichts als daß sie sogenannte Zierden der Philosophie als Wissenschaft sein sollen und daß der Erstgenannte sogar einmal den — literarischen Nobelpreis erhielt. Aber das hindert mich nicht, den vier Gelehrten, die sich dem Strandläufer auf seinem Weg ins Uferlose seines philosophischen Ehrgeizes als ein Glücksklecblatt darboten, zu erklären, daß sie mit ihrer „liebenswürdigen" Schützenhilfe für die Ziele des Bildungsphilisters sich selber als Bildungsphilister in einer Weise bloßgestellt haben, die kaum mehr gut zu machen sein wird. Denn wenn man ihnen selber schon nicht jenes Maß von Beschränktheit zutrauen mag, das sich in diesem „Büchlein" kundgibt, so bleiben sie doch Mitschuldige in dem Sinne, daß sie solche Beschränktheit unterstützten, vermutlich in der eitlen Hoffnung, die mißliebige Ueberlegenheit eines Geistesmenschen dadurch schädigen zu können. Wie sollte man sich sonst auch ihre Mithilfe erklären!)

*

Besonders ergötzlich wirkt es, wenn der Bildungsphilister schreibt: „Der Bildungsphilister von heute ist ‚unentwegter'

Nietzscheaner". Denn die Wortmaskerade nützt ihm nichts; er ist und bleibt der Bildungsphilister, den Nietzsche „unentwegt" gebrandmarkt hat. So daß es im Grunde leicht zu begreifen ist, wenn er jammert: „Die entsetzliche geistige und moralische Verwilderung einer gewissen Kritik und Polemik, die alle Forderungen des Rechtes und der Ritterlichkeit unter die Füße tritt, ist zum guten Teil Nietzscheesche Schule und hängt aufs innigste zusammen mit der Anschauung, daß einer starken Individualität alles erlaubt sei, *auch dann, wenn die Stärke dieser Individualität ausschließlich auf Selbsteinschätzung beruht.*" Was hier dem Bildungsphilister unbegreiflich ist, ist aber nur zu wahr: Die Stärke der Individualität beruht tatsächlich auf Selbsteinschätzung; ja ausschließlich auf Selbsteinschätzung, indem diese so wichtig für die Stärke der Individualität ist, daß alles andere nebensächlich wird. Freilich darf es sich — dem Bildungsphilister muß man das betonen — hier nur um *richtige* Selbsteinschätzung handeln, um die *Fähigkeit*, sich selber zu werten. Es setzt Selbsterkenntnis voraus, ein Gewahrwerden seines Selbst bis hinauf zu einem Nicht-zuende-erkennen, bis zu einem Nicht-zuende-Gewahrwerden dieses Selbst. Also: bis zum Nichtmehr-erkennen seines Selbst vor Selbsterkenntnis. So ist die Selbsteinschätzung sicher eine tiefste geistige Bewegung und ein Schwerstes; sie erteilt in der Tat die Erlaubnis zu allem, das heißt: sie empfängt die Erlaubnis zu irgendeiner Entschließung nur von sich selber, von innen her und nicht von außen. Und je stärker eine Individualität ist, desto mehr ist ihr erlaubt. Nämlich: desto mehr ist *sie es*, die erlaubt, und nur sie.

Der Bildungsphilister hingegen schlüpft in eine überkommene und deshalb — wie er hofft — auch angesehene Moral, wie in ein geistliches Gewand, das er mit pomphaftem Gehaben durch seine weltliche Praxis trägt. Und wiehert dabei den Geist an, etwa so: „Man kann eine Entwicklung, ein Werden innerhalb des einzelnen Menschenlebens nicht schroffer ausschließen, als es" — nun als es die folgenden Aussprüche Nietzsches tun sollen: „Alles Gute ist Instinkt". „Alles Gute ist Erbschaft". „Vornehmheit ist nicht zu improvisieren". „Vornehme Menschen — Menschen des Instinkts."

Dafür ist dieser Bildungsphilister aber auch „18 Jahre lang Lehrer gewesen“ und hat es „nie über sich gewinnen können, die Schwachen sinken zu lassen“. Denn es war ihm „grenzenlos interessant, sich mit den Schwächeren und Schwächsten zu befassen, und Schritt für Schritt und Mittel für Mittel zu versuchen, um in sie einzudringen.“ Sein „Herz ließ sie nicht los“. Er „hatte das unaustilgbare Gefühl: Was hilft aller Glanz des Genies, wenn die anderen nicht soweit wie möglich mitkommen?! Den Lehrer, den deutschen zum mindesten, kennzeichnet das ungeheure Verantwortlichkeitsgefühl: Ich habe nicht an einzelnen Menschen, sondern an der Menschheit zu arbeiten. Und das ist höher und herrlicher als irgend ein Nietzscheanismus.“

Welch ein goldenes deutsches Philisterherz, das „diese ‚Gehirnschweinerei‘, wie es Hermann Bahr so lustig nennt“ — und Bahr mag da Bescheid wissen, er hat aus seiner „Schwäche“ für Otto Ernst auch nie ein Hehl gemacht — so stolz und unbedenklich von sich gibt! Da versteht man erst, daß dieser weitherzige Freund der Menschheit „vom ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit Nietzsche bis heute das spontane, nicht zu unterdrückende Gefühl“ gehabt hat, „daß die Philosopheme dieses Mannes aus einem engen, allzu haßbereiten Herzen kommen.“ Und man findet es begreiflich, daß er das nicht zu unterdrückende Bedürfnis fühlt und stillt, die Menschheit endlich über seine eigene Bedeutung aufzuklären, so daß sie 's ein- für allemal schriftlich hat: „Ich bin in der modernen Literatur vielleicht die sichtbarste Inkarnation dessen, was unsre Nietzscheaner am tiefsten hassen: ich bin ein entwicklungsfroher Schriftsteller mit einem Gewissen, bin Philister in dem Sinn, in dem es Goethe war, bin bewußter Goethephilister und will es ewig, ewig bleiben.“

*

Man merkt schon: der Bildungsphilister neigt auch zur Verzücktheit. Und wer es nicht schon den durchgeistigten Zügen des Strandläufers von Sylt angesehen hat, der erkenne es aus seinen seelenvollen Beteuerungen, deren einer zufolge er „bei Beethoven'schen und vielen anderen

Kompositionen Entzückungen erlebt, wie sie ein Mystiker kaum erschütternder erleben könnte, Entzückungen, die man schon Verzückungen nennen könnte." Da gibt's nichts zu bezweifeln, zumal er beruhigend hinzufügt, daß er „dabei aber niemals die Notwendigkeit eines intellektuellen Opfers empfunden habe." Was man dem Bildungsphilister ohne weiteres glauben darf; denn der kluge Mann baut vor und verfällt beileibe nicht in Fehler wie diese: „Unsere Individualisten machen nämlich den ungeheuren Fehler, daß sie das Individuum zu schroff von der übrigen Menschheit abtrennen, daß sie das Individuum bei seiner Epidermis aufhören lassen." Der Bildungsphilister als Individualist gestattet eben nur soviel: „Gewiß darf ein Mensch sagen: Ich und die anderen Menschen, aber mit nicht mehr Recht, als eine Zelle unseres Körpers sagen dürfte: Ich und die anderen Zellen. Der Einzelmensch ist eine Zelle der Menschheit, und die Menschheit ist eine Zelle des Universums. Darum haben Menschen, die nicht sogenannte ‚moralische Idioten' sind, ein Menschheitsgefühl."

Also so sieht das Subjekt aus, das eine Zelle der Menschheit ist! Wirklich sehenswert. Man beginnt zu begreifen: Wenn einer als Individuum ohne Gefühl ist, dann pumpt er sich voll mit Menschheitsgefühl. Aber er tut noch ein Uebriges und versichert: „Ich habe die großen Dichter und Denker der Weltliteratur recht gut verstanden . . ., ich habe diese Homer, Plato, Aristoteles, Dante, Shakespeare, Spinoza, Kant, Goethe, Schiller usw. usw. im Innersten genossen und erlebt; soweit diese Genien innerster Besitz der Menschheit geworden sind, sind sie auch mein Besitz geworden." Soweit ja, aber nicht weiter. Das heißt: er hat sie überhaupt nicht verstanden, wenigstens in Hinsicht auf das Entscheidende, in Hinsicht auf ihr Geniales nicht. Denn das Genie als erschlossenes Menschentum ist niemals innerster Besitz der Menschheit als solcher geworden, und schon gar nicht einer Menschheit, die eine Zelle des Universums ist. Denn das Genie ist keine Zelle, sondern tiefstes Leben, das höchstens aus jenen Zellen, die gleichbedeutend mit den Einrichtungen und Schutzvorrichtungen der Menschen sind, wie aus Käfigen ausbricht. Wer wie der Bildungsphilister nur eine leere Zelle ist, kann dieses Ausbrechen freilich nie verstehen, weil er das dazu gehörige Leben nirgends

in sich vorfindet. Ihm nützt aber auch kein Menschheitsgefühl.

Kein Wunder also, daß auch der Pächter des Menschheitsgefühls von Großflottbeck das Genie, diese tiefste Konzentration der ausbrechenden oder schöpferischen Kraft, nie verstehen kann; ja er versteht überhaupt die schöpferische Kraft nicht, er versagt vor Natur und Leben. Auch vor Natur und Leben des Kindes. „Appelschnut" — eines der albernsten Kinderbücher („Ein Schfffff-schiff!!!" steht da zu lesen und dort „Ein Schschf-fisch!") — ist der sprechendste, oder richtiger der lallendste Beleg dafür. Dergleichen festzustellen war bisher belanglos; doch jetzt, da sich der üppige Spießer als Zelle der Menschheit gleichsam von der Breitseite auf den Geist stürzt, ist man versucht, auf einige seiner früheren Produkte zu verweisen.

Ich kenne da noch eine Anthologie „Die heilige Erde", die samt ihrem Untertitel „Ein Hausbuch für freie Menschen" schon nach dem Ernst, der sie vermutlich ins Leben gerufen, röche, auch wenn dieser mit seinen poetischen Erzeugnissen nicht so reich vertreten wäre. Er spricht auch das Geleitwort, in dem es heißt: „In meiner Seele haben Kunst und Wissenschaft niemals miteinander in Streit gelegen, niemals ist mein wissenschaftliches Denken durch die Kunst anders als günstig beeinflußt worden ... Einzelne Kunstwerke mögen durch die Wissenschaft überholt und aufgehoben werden, die Kunst kann niemals überholt werden; sie fliegt immer voraus. In der großen Armee des Kulturfortschrittes ist sie gleichsam die Kavallerie, die vorausprengt; und die dabei wunderbare Husarenstücke vollführt." Man sieht, der Mann ist auch hier nicht faul; er hat überdies einen Geistesgenossen in einem, der das Nachwort hält und der sich im Folgenden auch nicht übel ausläßt: „Die Menschheit ist in ihrer religiösen Entwicklung viel weiter, als die orthodoxen Kleingläubigen glauben machen wollen ... Hoffen wir nur, daß die Kunst sich ihrer entwicklungsgeschichtlichen Aufgabe immer deutlicher bewußt werde; denn eine neue Menschheit braucht eine neue Kunst." In dieser Dicke geht es fort. Und schließlich drückt der Nachredner Herrn Otto Ernst noch seinen herzlichen Dank für dessen tatkräftige Unterstützung aus.

So unterstützt der Bildungsphilister, insoweit er selber ein entwicklungsfroher Schriftsteller ist, der, wie wir sahen, beileibe nicht so engherzig ist, den Vergleich mit Goethe zu

scheuen, tatkräftig Kunst und Dichtung. Auch in der Nietzsche-Schrift. Er zitiert da z. B. ein „dunkles“ Gedicht der Else Lasker-Schüler, das zu begreifen er sich naturgemäß vergeblich angestrengt hat. Es lautet:

Leise sagen —

Du nahmst dir alle Sterne
Ueber meinem Herzen.

Meine Gedanken kräuseln sich,
Ich muß tanzen.

Immer tust du das, was mich aufschauen läßt,
Mein Leben zu müden.

Ich kann den Abend nicht mehr
Ueber die Hecken tragen.

Im Spiegel der Bäche
Finde ich mein Bild nicht mehr.

Dem Erzengel hast du
Die schwebenden Augen gestohlen.

Aber ich nasche vom Seim
Ihrer Bläue.

Mein Herz geht langsam unter
Ich weiß nicht wo —

Vielleicht in deiner Hand.
Ueberall greift sie an mein Gewebe.

Ueber dieses Gedicht hat, wie man erfährt, ein deutsches Landgericht anläßlich eines Prozesses das folgende Urteil gefällt: „Der erste und unmittelbare Eindruck, den der Leser aus der Lektüre dieses Gedichtes gewinnt, ist das Gefühl der absoluten Verständnislosigkeit . . .“ Als besonders unverständlich rügte das Gericht das Bild: „Ich kann den Abend nicht mehr über die Hecken tragen“. Als Gesamtergebnis sieht es in dem Gedicht „nicht nur eine bisweilen an völlige Unverständlichkeit grenzende Unklarheit, sondern vor allem eine Formlosigkeit, die unästhetisch und teilweise sogar abstoßend wirkt.“ So daß „für den auffallenden Mangel an vernünftigen Sinn nicht einmal eine schöne Form entschädigt“. „So sind“ — heißt es weiter — „beispielsweise die drei vorletzten Verse von einer außerordentlichen Trivialität, und der Schlußvers ist im höchsten Grade geschmacklos.“

„Das Urteil schließt nun damit“, berichtet der Bildungsphilister, „daß die Mängel des Gedichtes so kraß und so

sehr in die Augen fallend seien, daß sich jedem gebildeten und mit Empfänglichkeit für Poesie begabten Leser einer Zeitung ohne weiteres die Ueberzeugung von der Wertlosigkeit dieses Geistesproduktes aufdrängen müsse."

Nun ist von einem deutschen Gerichtshof, so grotesk dieses Urteil auch ist, nicht zu verlangen, daß er ein Verständnis für Kunst und Dichtung aufbringt. Staats- und Rechtsanwälte sind noch keine Kunstanwälte. Der Gewaltakt aber, den die Justiz der Dichterin gegenüber zweifellos beging, liegt zunächst schon in der Zulassung völlig Unbefähigter zur Urteilsfällung. Jeder Schuster bekommt einen Fachmann beigestellt, wenn es sich in einem Streitfalle um die Bewertung seines Stiefels handelt; ein lyrisches Gedicht aber — also ein Irrationalstes — das, je mehr es Gedicht ist, umso mehr auch als Sachverständigen einen erschlossenen Menschen — also ein Seltenstes — erfordert, wird kurzerhand Juristen, also rationalistischen Berufsmenschen, zur Beurteilung vorgelegt. Mit besserem Rechte könnte man sich von beliebigen Bauern ein Urteil über Latein holen.

Daß der Bildungsphilister diesem juristischen Schildbürgerstückchen lauten Beifall zollt, ist eben Bildungsphilistertum, nichts weiter. Das freut sich noch, wenn der Geist ausgewiesen wird, und getraut sich nun erst recht seinen Ungeist überallhin auszuspucken. So besteht das „Erfreulichste" an diesem Urteil für Herrn Otto Ernst darin, „daß hier eine Laieninstanz frisch und unbefangen über ein literarisches Produkt urteilt und sich nicht für künstlerisch unzuständig erklärt. Wollte Gott, daß in Deutschland die Laien immer so klar und entschlossen ihre Meinung sagten!"

Man spürt: so ein frohgemuter Rohling bedarf der geistigen Oede eines „normal" empfindenden Publikums, das Poesie abstoßend findet, um *seine* „geistige" Produktion einzubürgern. Eingebungen wie diese: „Ich kann den Abend nicht mehr über die Hecken tragen" — ein Bild, das völlig unnormal, doch wundervoll die große Müdigkeit zum Ausdruck bringt, von der die Grundstimmung des „inkriminierten" Gedichtes beherrscht ist — sollen verschwinden, um der aufdringlichen Art des Bildungsphilisters Platz zu machen, der sein „Menschheitsgefühl" in schlechten Versen wie einen quitschenden Karren durch die „heilige Erde" kutschiert, bis der poetische Spektakel zuguterletzt sich gar

zu einer „Sinfonia religiosa“ auswächst, der er das Tempo „allegro ma non troppo“ vorschreibt.

Diese „Sinfonia religiosa“ nun, über die noch kein deutsches Gericht ein Urteil fällte, zeigt uns den Strandläufer von Sylt in der letzten Verklärtheit seines gottbegnadeten Sehertums: „Auf einem sonnigflimmernden Strome lag ein großes Schiff mit schimmernden Segeln, und auf dem Verdeck stand ich und blies die Flöte. Ich blies stark und süß, jauchzend und flehend, lockend und frohlockend. Meinen Odem trieb eine höhere Gewalt; ich lauschte selbst voll Entzücken dem Geiste, der auf meiner Seele spielte. Zum ersten Mal fühlt' ich es wahr und wahrhaftig, daß es Kunst war, was mir aus dem Herzen strömte.“ Bei diesem Spiel, das sich der Geist mit ihm erlaubt, gerät der begeisterte Musikus in immer erhabenere Zustände der Verzückung: „Seht auf jener Wolke die selige Anmut Mozarts!“ ... „Beethoven, Beethoven, seht ihr's?“ ... „Schaut hinauf — der Vogel da — trägt er nicht Goethes Liederlust auf den Schwingen?“ ... „Schau doch — da, das Licht — weißt du noch? — als wir am Abend spielten ‚Fli-Fla-Fledermaus'!“ ... „Das drängte mir“, bekennt er ergriffen, „das Herz gewaltig gegen die Rippen, und es war mir, als ob die Gewalt meines Herzens das Schiff vorwärts drängte auf seiner Bahn.“ Und schließlich weiß er sich vor visionärer Glut kaum mehr zu fassen: „Aus dem bewußten Menschen war die bewußte Menschheit geworden“ ... „Das große Geheimnis war entschleiert: das Geheimnis der ewig wachsenden Seligkeit“ ... „Da fuhr aus dem Unbekannten ein Stern daher und sauste mit Singen an uns vorüber ins Unbekannte. Und der sang: ‚Euch ist gegeben, alle Welten zu fassen in einem Blick, und ihre Freude zu fassen in einem Herzen. Selig sind die Kinder der Erde, selig, selig!' Und unsere Schiffe stiegen, und zu neuen, winkenden Sternen blickten wir hiemit voll Ahnung und Hoffnung.“

Amen.

Ich aber brauche auf das hin keinen Henri Bergson mehr, um mir der Herleitung des Lachens, als einer geistigen Reflexbewegung, aufs innigste bewußt zu werden.

Nago, im April 1914.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

ARTHUR VON WALLPACH

Heiliges Land

GEDICHTE

geb. Mk. 3.— (K 3.60)

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
   Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**
2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis **K 75.—**
3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe **K 30.—**
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 17/18

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Widersacher des Menschen/
Georg Trakl: Gedichte/F. Dostojewski:
Zwei Briefe an seinen Bruder Michail/Georg
Büchner: Szenen aus „Dantons Tod"/
Else Lasker-Schüler: Gedichte/Sören
Kierkegaard: Der Pfahl im Fleisch (Schluß)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. u. 15. Juni 1914 Heft 17/18

Widersacher des Menschen / von Carl Dallago

I.

Ich suche nie eine Gelegenheit, mich kritisch zu betätigen. Aber so oft mir ein Buch, eine Zeitschrift oder sonstwie Gedrucktes zugeht, besehe ich es mir zumeist näher, weil ich denke, es ist mir zugekommen, um von mir besehen zu werden. So unterziehe ich mich dabei gewissermaßen einer Aufgabe; glücklicher bin ich, wenn ich nicht lese. Das rein Beschauliche, das meiner Natur zugrunde liegt, bedarf des Lesens nicht, um sich zu betätigen. Es ist ein Tun des Gefühls, das die Tat in sich verlegt; so wird die Tat als solche nicht ersichtlich. Aber man achte nur auf einen Menschen, der von tiefer Beschaulichkeit zurückkehrt: auch das ungeübte Auge wird erkennen, daß etwas in diesem Menschen vorgegangen ist.

Es gibt auch eine Beschaulichkeit im nachhinein. Man hat z. B. irgend etwas gelesen und schmeckt den Kern erst, sobald man wieder mit sich und seinen Gedanken allein ist. Und widerstrebt einem auch der Nachgeschmack in vielen Fällen, die Beschaulichkeit hält sich daran, entläßt Einzelheiten (die unter Umständen für sich einnehmen mögen), wird schöpferischer im Aufspüren und entdeckt schließlich die Beschaffenheit, die der fraglichen Darstellung zugrunde liegt und ihren Gehalt bestimmt. Von dieser Beschaffenheit mag der Verfasser eines Buches, eines Aufsatzes oder

was im besonderen Falle eben vorliegt, oft gar nichts wahrnehmen, sei es daß er diese Grundbeschaffenheit überhaupt nie erkannt oder deren Kenntnis bereits aus sich verloren hat, sei es daß er von ihr nichts mehr wissen will und sie schon längst verfärbt und umgetauft hat, um vor dem eigenen Gewissen besser bestehen zu können.

Die nachspürende Beschaulichkeit aber wittert in einem solchen Falle immer mehr das ängstliche Zusammenraffen aller Notbehelfe, die dem Autor geeignet scheinen mochten, jeder Ueberführung eines Selbstbetrugs vorzubeugen. Doch gerade kein an anderes Ziel mehr zu kennen scheint als den Selbstbetrug dessen, der sich ihrer bedient. Dergleichen fühle ich auch jetzt, da ich Kundgebungen von Arthur Drews auf mich wirken lasse, dessen „neureligiöser" Eifer nachgerade kein an anderes Ziel mehr zu kennen scheint, als das, mit der historischen Existenz Jesu gewaltsam aufzuräumen; und Aehnliches verspürt meine Beschaulichkeit, wenn sie den Ergebnissen nachsinnt, die in dem Buch „Astrale Geheimnisse des Christentums" von einem Anhänger Drews', dem Polen Andrzej Niemojewski, niedergelegt sind. Was ich dabei aufs deutlichste gewahre, ist: ihre Wesensbeschaffenheit macht beide Autoren zu *Widersachern des Menschen*.

*

Wie aus meinen Schriften zu ersehen ist, geht meine Ueberzeugung dahin, daß Menschwerden für den Menschen ein Schweres und Seltenstes ist. Notwendige Voraussetzung dieses Menschwerdens ist, daß man das eigene Leben entdeckt hat, daß man in Wahrheit *ist*. Wo sich das eigene Leben noch zu wenig fühlbar macht, wird auch das *Sein* noch zu wenig verspürt. Und dies bedingt wiederum, daß man auch nicht *werden* kann. Man kann dann höchstens etwas aus sich machen, und will auch in der Regel mög-

lichſt viel, womöglich etwas Großes, aus ſich machen. Und da man, wie angedeutet, im Grunde noch nicht iſt, bevor man nicht zum eigenen Leben erwacht iſt, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß man bei ſolcher Veranlagung immer etwas anderes aus ſich macht, als man iſt. Man macht alſo, anſtatt ein Sein zu ſein, aus ſich ein Scheinen. So werden Menſchen — „die Menſchen" ſchlechtweg — zu Widerſachern des Menſchen, wie der Schein zum Widerſacher des Seins wird. Die Exiſtenz einer Welt nun, die aus dem Zuſammenwirken ſolcher auf den Schein geſtellter Menſchen entſtanden iſt, gründet ſich ſomit auch darauf, daß in dieſer Welt die Widerſacher des Menſchen das Herrſchende ſind. So wird die „Welt" die größte Widerſacherin des Menſchen. Es beſtimmt den Wert dieſer Welt für den Menſchen.

Im Grunde iſt jedoch das eigene Leben in jedem Menſchen vorhanden; es liegt nur verſchüttet und harrt der Bloßlegung. Der ſchöpferiſche Menſch — und nur er — hebt dieſes eigene Leben durch die Kraft ſeines Schöpferiſchen ans Licht, und zwar umſomehr, je ſchöpferiſcher er iſt. Dieſes Leben nun, das in den Werken der ſchöpferiſchen Menſchen bloßgelegt iſt, ſpornt wiederum andere Menſchen an, ihr eigenes Leben bloßzulegen, und ſtellt ihnen die Bedingungen vor Augen, unter denen ſich die Menſchwerdung vollziehen kann. Darin vollendet ſich ſozuſagen der Prozeß des Schöpferiſchen, der immer vom Menſchen zum Menſchen geht. Denn der Einzelne — wenn er nur vereinzelt genug iſt — iſt niemals Widerſacher des Menſchen.

In den Menſchen aber, die nur dieſe Welt leben, iſt das eigene Leben nicht nur verſchüttet, ſondern von dem Treiben der Welt förmlich mit Beſchlag belegt. So wird ihr Wachstum mehr und mehr Verflachung; ſie breiten ſich aus bis zu ihrem völligen Verfall, bis jeder Reſt von eigenem Lebensgefühl in ihnen verſickert iſt. Aehnlich wie ein Fluß verſickern müßte, der ſein Bett verließe in dem Drang, ſich

über die ganze Welt zu verbreiten; die Welt als Bett gewönne er schon, aber er hätte kein Wasser, er hätte das Element nicht mehr, das seine lebendige Existenz bedingt.

Menschen, die derart veranlagt sind, sind die eigentlichen Wisser; das Orientiertsein ist ihre Stärke. Doch sie bezeugen damit nur, daß Wissen Ohnmacht ist und Orientiertsein allein die Einbuße aller eigenen Lebenskraft bedeutet. Jünger der ernsten Wissenschaft zählen nicht zu ihnen; diesen verringert ihr Wissenswachstum wohl auch das Wissen, wie es beim schöpferischen Wachstum der Fall ist, nur kommen sie zu solchem Wachstum nicht direkt durch ihr eigenes Werden, sondern erst durch die Betrachtung fremden Lebens. Und niemals käme ihnen in den Sinn, ein Menschenbeispiel durch mehr oder minder billige Kombinationen auslöschen und ein solches Gebahren noch für Wissenschaft ausgeben zu wollen. Denn der echte Jünger der Wissenschaft bedarf des heroischen Charakters und somit auch des Menschenbeispiels, er ist kein Widersacher des Menschen.

Freilich, in unserer Zeit der Popularisierung, d. h. der Verpöbelung der Wissenschaft, in der das Ansehen eines Forschers von dem Rang seiner Weltlichkeit und von der Gunst der Oeffentlichkeit bestimmt wird, mag es schwer fallen, derartige Jünger der Wissenschaft noch aufzufinden. Auch ist die Wirkung der Wissenschaft eine völlig andere geworden. Früher nahmen die Tropfen des gefundenen Wissens noch klärenden Einfluß auf die Zeit, während heute die Zeit förmlich überschäumt von Aufgeklärtheit und die beispiellosen Verwässerungskunststücke eines vermeintlich ins Ungeheure gestiegenen, in Wahrheit aber gründlich verstiegenen Wissensfortschritts ihr dazu dienen müssen, alles eigene Leben in den Menschen zu ersäufen. Da ist es kein Wunder, daß man die wenigen großen Menschenbeispiele, deren unsre Zeit noch gewahr wird und die von solchen Fortschritten nur fortweisen, als störend empfindet, daß man sie

tilgen will, umsomehr als diese Beispiele noch immer ersichtlich zu machen vermögen, wie jene trüben Springfluten des Fortschritts meist nicht mehr als eitel Schaum eines in Zersetzung begriffenen Menschentums sind. Und solchem verfallenen Menschentum ist der Mensch nicht nur ein beständiger Vorwurf, sondern ein kränkend Ueberlegenes, dem es nur als Widersacher entgegentreten kann. Denn als Gläubiger des Fortschritts kann es natürlich keine Forderung anerkennen, die sich auf die Ueberlegenheit eines rein Menschlichen von jeher stützt.

Aber diese Widersacher-Position nötigt letzten Endes zur Entgegnung, zur Widerlegung, zum Anbringen eines Gegengewichts im eigenen Menschentum. Das mag dort freilich seine Schwierigkeiten haben, wo nichts Eigenes mehr vorhanden ist, das sein Gewicht im Ausfall geltend machen könnte. So sinnt man auf Mittel, dem mißliebigen Menschenbeispiel auf andere Art wirksam begegnen zu können, in der Hoffnung, es soweit zu bezwingen, daß es der Schwäche des eigenen Menschentums nicht länger zum Vorwurf gereicht. Diese Absicht glaubt man am besten dadurch zu erreichen, daß man ein solches Menschenbeispiel als ideelles Wahngebilde hinstellt, indem man nachzuweisen versucht, daß der Mensch, der Träger dieses Beispiels ist, nie gelebt hat, daß alles, was von ihm auf uns gekommen ist, eitel Legende ist, die auf diese oder jene Weise entstanden ist. Und wenn schon alles, was zur Bekräftigung dieser Ansicht sich hienieden auftreiben läßt, nicht mehr ausreicht, die Angelegenheit nach Wunsch aus der Welt zu schaffen, so greift man eben — warum denn nicht? — zu den Zeichen und Vorgängen in der Sternenwelt. Wozu auch sollten diese dienen, wenn nicht zu Zwecken dieser Welt! Und womit wäre der Existenz dieser Welt mehr gedient als mit der Existenzverneinung eines Menschen! Das erhellt deutlich, was dieser Welt der Mensch ist. Es erhellt

aber auch, wie ungeheuerlich die Wissenschaft heute mißbraucht wird, sogar auf einem vulgären Neigungen so entrückten Gebiet, wie es die Astrologie ist. Früher mußte diese dem Menschen Beistand leisten gegen den Widersinn dieser Welt; sie stand mit dem Menschlichen gegen das Weltliche im Bunde, und war auch nur erschlossenem Menschentum zugänglich. Heute verwendet einer diese Wissenschaft dazu, ein Menschenbeispiel zu tilgen, um damit der Welt zu dienen, und betitelt den Effekt seines Ehrgeizes, ein rein Menschliches in ein völlig Weltliches aufzulösen, ebenso effektvoll wie bezeichnend: „Astrale Geheimnisse des Christentums". Dafür entfaltet aber auch dieses Werk das ergötzliche Schauspiel eines Christentums, in dem Stuben- als Schriftgelehrte auftreten, „welche mit Hilfe von Astralgloben Astraltexte anfertigten und Astralbilder malen ließen, die den Stempel einer esoterischen Weisheit tragen." Demzufolge hat man es hier natürlich „mit einer esoterischen Astrologie zu tun." Und das, scheint mir, wird wohl stimmen; denn eine Wissenschaft, die vergewaltigt wird, muß ja wohl esoterisch werden.

*

Diese „Astralen Geheimnisse" also beginnen so: „Das Christentum taucht in einer Epoche auf, als eben das römische Kaiserreich unter dem Banne der Astrologie, welche nach der richtigen Aussage Bauché-Leclerq's eine Religion gewesen war, sein sonderbares Leben fristete". — Wieso „nach der richtigen Aussage?" Warum nicht einfach „nach der Aussage?" Denn es dürfte dem Verfasser doch wohl schwer fallen, die Richtigkeit der zitierten Aussage zu erweisen. (Freilich käme es auch darauf an, was unter „Religion" verstanden wird.) Aber schon wird weiter berichtet: „Die Astrologie beherrschte in gleichem Maße die Gemüter des Pöbels und der Cäsaren." — Nun, von diesem „sonderbaren Leben" der Welt, möchte man meinen, müßte sich eben

das Christentum, und zwar je mehr es den Spuren Christi folgte, umso mehr auch entscheidend abgehoben haben. Denn daß es damals mit der Welt so stand, würde eben wiederum nur bezeugen, daß das Christentum dieser Welt gegenüber etwas ganz Neues, etwas völlig Anderes war.

Aber ein solches Christentum kann der Verfasser nicht brauchen; er ist zur Erreichung seiner Zwecke auf das Treiben der Welt angewiesen, und dieses soll also damals unter dem Bann der Astrologie gestanden sein. Diese Wahrnehmung ermuntert den Verfasser zu dem „wissenschaftlichen" Unterfangen, das Christliche von damals auf astrologische Vorstellungen zurückzuführen. Was schon aus den Titeln der vier Kapitel zu ersehen ist, aus denen das Buch besteht und die folgendermaßen lauten: erstens „Astrologie und das eucharistische Opfer", zweitens „Die Verspottung Jesu im Lichte der astralen Mythologie", drittens „Das mystische Ei" und viertens „Das Erforschen der Fußstapfen des Herrn".

Die beabsichtigte Wirkung der Darstellung auf den Leser sollte sein: diesen zur Einsicht zu bringen, daß Jesus als Person nie gelebt habe. Diese Absicht ist umso weniger zu verkennen, als sie im übrigen vorsichtig umschrieben ist. Die tatsächliche Wirkung freilich ist — auf mich wenigstens — die entgegengesetzte; mir brachte das Gelesene immer tiefer und unerschütterlich zum Bewußtsein, daß die einstige Existenz Jesu nicht auszulöschen ist. Aus der ganzen Art des Buches geht genugsam hervor, daß weder die Methode des Verfassers noch die Beschaffenheit seines Menschentums für das Ziel, das er sich gesteckt hat, ausreicht. Beides ist außerstande, überhaupt nur an die Gründe heranzukommen, die für die Existenz Jesu Zeugnis ablegen. Denn ein Menschentum, wie es diese „Geheimnisse" zur Schau stellen, wird niemals verstehen können, daß das Menschentum, das sich in den Evangelien-

berichten kundgibt, unmöglich das Produkt einer astralen Mythologie oder einer esoterischen Astrologie sein kann. Unter solchen Umständen überrascht es auch nicht weiter, daß der Verfasser lauter Dinge berührt, die wohl mit dem Verfall des Christentums, ja mit dem Christentum als Verfall, mit dessen Weltlichkeit, zu tun haben mögen, die aber dem Menschentum, das in den Evangelienberichten unverwüstlich umgeht, nicht das Geringste anzuhaben vermögen. Denn weder das „eucharistische Opfer" noch das „mystische Ei" gehören zum Wesen dieses Menschentums. Und die „Fußstapfen des Herrn", insoferne darunter eine Wahrnehmung des Menschentums Jesu zu verstehen ist, sind immer nur in der eigenen Seele zu suchen und wohl erst dann aufzufinden, wenn der Mensch soweit erschlossen ist, daß er in dieser Welt die größte Widersacherin des rein Menschlichen zu erkennen beginnt. Zur Erklärung der Verspottung eines reinen Menschen von Seite dieser Welt bedarf es darum auch kaum der Astralmythologie; denn eine tätliche Verspottung dieser Art wäre sicher das Alltäglichste, wenn eben das Reinmenschliche ein Alltägliches wäre. Immerhin mag die Darstellung einer Verspottungsszene auch aus astralen Figuren ausfindig zu machen sein. Aber wie belanglos erscheint ein solcher Umstand in Rücksicht auf jenen anderen, demzufolge doch auch das Tatsächliche einer derartigen Verspottung alles Schwergewicht verliert, sobald es sich um das Beispiel eines Menschen handelt, der gekreuziget wurde!

*

Die Möglichkeit einer genauen Ueberprüfung der in Rede stehenden Forschungsergebnisse ist nun allerdings an Voraussetzungen gebunden, die mir fehlen. Es wäre eigentlich erforderlich: ein Astralglobus, die Kenntnis der Katakombenfresken und der Capella Greca, endlich auch das Studium der Werke „Fractio panis" und „Die Malereien der Katakomben Roms" von Josef Wilpert. Man sieht, der Verfasser

schafft komplizierte Bedingungen für die Kontrolle seines Werkes; ich möchte mir gar nicht wünschen, diese Bedingungen, die mir zu abseits der Aufgabe eines Menschen liegen, erfüllen zu können. Auch nimmt mir die Art, wie astrale Gelehrsamkeit hier auftritt, den Rest meiner ohnedies geringen Sympathieen für den Eifer einer solchen Methode. Sie erschöpft sich in kleinlichstem Herumtüpfeln, nur um dem Material der Untersuchung die erwünschte astrale Bedeutung abzugewinnen. Aber es ist wohl nicht sonderlich schwer, aus alten Fresken, die mehr oder minder beschädigt oder allein schon durch das Alter halb unkenntlich geworden sind, eine beliebige Deutung herauszulesen. Dessenungeachtet angenommen (wenn auch nicht zugegeben, denn mir fehlt das nötige Vertrauen zum Verfasser), es verhalte sich wirklich alles so, wie das Buch es dartut, und das, was vorgebracht wird, hätte somit auch Anspruch auf wissenschaftliche Geltung: so würde diese Wissenschaft doch in dem Moment zur Afterwissenschaft, in dem die Resultate solcher Findigkeit zur Verneinung der menschlichen Existenz Jesu verwendet würden. Denn das Gefundene bezöge sich (wie schon aus meiner diesbezüglichen früheren Bemerkung hervorgeht) nicht auf das Urchristliche, das ja das Christliche Christi sein müßte, sondern immer nur auf das Urkirchenchristliche, also nur auf eine bereits geschädigte, auf eine weltlich abstrakte Form des Christlichen Christi. Es würde besagen, daß weltliche Vorstellungen, zu denen auch die astrologischen gehören, das Christliche Christi schon damals so beeinflußten und entstellten, daß ein Kirchliches daraus wurde. Und daß somit schon dieses Urkirchenchristliche nicht als ein ursprünglich Christliches, sondern als ein Christliches anzusehen wäre, das bereits durch weltliche Einflüsse eine Umgestaltung erfuhr. Es erwiese wiederum, daß das Kirchliche immer auch aus einem Weltlichen geworden ist. In diesem Zusammenhang verstände ich auch den Ausspruch:

„Ein ſchlagendes Symbol der Vereinigung des Sonnen- und Mondkultus iſt in der chriſtlichen Kirche die Monſtranz". Denn vom Chriſtlichen Chriſti iſt die Monſtranz ſicher nicht herzuleiten. In ähnlicher Weiſe mag das Aſtrologiſche des Buches auch mit dem „Gott Jeſus" des Verfaſſers zu tun haben; mit dem Menſchen Jeſus hat es rein gar nichts zu tun. Und ſchließlich müßte der Verfaſſer einſehen, daß das Reſultat ſeiner Forſchungen ihn nicht berechtigt, von den Evangeliſten zu ſagen: „Es waren doch Männer des Buches und der Feder, die echteſten Stubengelehrten im vollſten Sinne des Wortes"; ſie „ſtanden alſo an Aſtralgloben und indem ſie dieſelben in der heiligen Stille ihrer Studierzimmer hin und her ſtellten, erforſchten ſie die Fußſtapfen des Herrn". (Hier wird eine Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft bleiben will, wohl kaum mehr folgen können; doch überlaſſe ich das ihr zur Entſcheidung.)

Ich habe nur noch auf die völlig intellektiſche Art des Verfaſſers hinzuweiſen, die bisweilen beſonders unerquicklich zum Vorſchein kommt. So wird einmal die albernſte Abergläubigkeit des niederen Volkes (die überdies wohl fraglich iſt) vom Verfaſſer zur beſſeren Durchführung ſeiner Abſichten herangezogen, indem er bemerkt: „Mein gelehrter Feund, Herr Marjan Wawrzeniecki, teilt mir mit, daß in dem Dorf Myslakow, im Königreich Polen, das Volk feſt daran glaubt, daß die Sonne während der Oſterprozeſſion ſich dreimal vor dem auferſtandenen Jeſus verbeuge". Des weiteren heißt es: „Die Jungfrauengeburt gehört zu den älteſten menſchlichen Begriffen und entſtammt jenen Zeiten, als die in der Polygamie und Polyandrie lebenden Menſchen noch nicht wußten, daß der geſchlechtliche Umgang eine Bedingung der Schwangerſchaft ſei. Heute noch leben in Auſtralien Stämme in einem ſo überaus niederen Stand des Wiſſens."

Aeußerungen dieſer Art bekommt man von allzu eifri-

gen Verfechtern des Entwicklungsglaubens immer wieder zu hören. Ich aber denke: Wenn schon jemals an eine Jungferngeburt in diesem Sinne geglaubt wurde, dann höchstens unter Menschen und Völkern, die von einer verstärkten kirchlichen Moral und der entsprechenden Zivilisation lange Zeit völlig beeinflußt wurden. Denn der mehr natürliche Mensch entdeckt wohl auch mit der Oertlichkeit der Herkunft des Kindes die Ursache dieser Herkunft. Aber der Nur-Intellektmensch bildet sich immer ein, sein Intellekt sei der Schlüssel für die Eröffnung der natürlichen Dinge. Ein solcher Intellekt charakterisiert sich in der Mitteilung: „In der Stadt Czenstochau hatte ich Gelegenheit gehabt, in einem farbigen Rollbilderpanorama die Leidensgeschichte Jesu zu besichtigen. Die Geißlungsszene wurde absichtlich mit großer Kenntnis der Psychologie des versammelten Wallfahrtspöbels in die Länge gezogen. In dem verdunkelten Zuschauerraum ließen sich Seufzer und Wehrufe hören, in ihrem frommen Grundton waren jedoch die Helmholtz'schen Nebentöne einer ungeheuren, unbewußten sexuellen Wollust hörbar." Und ordentlich gebläht von der Sterilität seines gelehrten Dünkels ruft der Verfasser aus: „Welch ein Abstand von dem Inhalt des antiken Katakombengemäldes und seiner astrologischen Symbolik!"

Ich aber frage: Was ist hier menschlich reiner: der fromme Grundton einer unbewußten sexuellen Wollust, oder der sich überlegen fühlende Intellekt, der sich abmüht, jener astrologischen Symbolik zu Ansehen zu verhelfen, dabei aber in gehörigem wissenschaftlichen Abstand gerade noch erlauscht, daß es sich bei jenen Wollusttönen um die Helmholtz'schen Nebentöne einer ungeheuren Wollust handelt?

Am bezeichnendsten für die rein intellektische Art des Verfassers dürfte jedoch der Ausspruch sein: „Die Mystiker glauben, daß im Augenblick einer außerordentlichen geistigen Erhebung die Leiber der Propheten und Magier strahlen

und daß hier die Quelle der künſtleriſchen Darſtellungen von Nimben und Glorien zu ſuchen ſei. Die Naturforſcher aber meinen, daß eine Ausſtrahlung auch ohne irgendwelche Geiſteserhebung, und zwar nicht nur bei Propheten und Magiern, ſondern auch bei den gewöhnlichſten Alltagsmenſchen vorkommt!"

Welch ein evolutioniſtiſcher Vergleich, der den Fortſchritt vom Myſtiker zum Naturforſcher ſo völlig objektiv zu feiern weiß, dabei jedoch nicht zu merken ſcheint, daß der Myſtiker als ſolcher eine Ausſtrahlung der gewöhnlichſten Alltagsmenſchen gar nicht wahrnehmen kann und will, weil ſein tiefer Wirklichkeitsſinn am Menſchen nur den Ausbruch einer Geiſtigkeit erſtrahlen ſieht. Es ergäbe vielleicht doch, daß der Myſtiker der höher ſtehende, weil tiefer veranlagte Naturforſcher iſt!

*

Das Werk „Aſtrale Geheimniſſe des Chriſtentums" des Polen Andrzej Niemojewski ſchließt alſo ab: „Das Erſpähen der Fußſtapfen des Herrn, Jahve, Chriſtus, des Fatums, ganz einerlei, iſt nur eine Urform des heutigen Erforſchens der Fußſtapfen der Natur, um ihre Geheimniſſe zu entdecken und danach zu leben. Anſtatt der Bücher ‚Ueber die Nachahmung Chriſti' erſcheinen Drucke mit dem Titel ‚Zurück zur Natur'. Und anſtatt der Evangelien von Matthäus, Markus, Lukas und Johannes erſcheinen Phyſiologien, Biologien, Neurologien, Pathologien uſw. . . . Mit der ungeſtümen Entwicklung der Naturwiſſenſchaft und Technik entſtand ein neues Zeitalter der Form des menſchlichen Daſeins und eine ſolche Gedankenumbildung, daß es einem modernen Menſchen nicht leicht iſt zu verſtehen, wie vor Jahrtauſenden religiöſe Denker die Fußſtapfen des Herrn erforſchten, der als eine kosmiſche Kraft, die ſich materialiſiert und einen menſchlichen Leib angenommen hat, begriffen wurde."

Hier also hat man es schwarz auf weiß, was ein astraler Materialist unter N a t u r versteht! Da muß man sich wahrlich besinnen: Ist das ‚Esperanto' nicht auch von einem Polen? Denn diese Weltsprache, scheint mir, wird ebenso wenig imstande sein, eine Sprache zu ersetzen, wie „astrale Geheimnisse" jemals das Lebensbeispiel eines Menschen ersetzen können. Der Hang und die Fähigkeit jedoch zu solchen Machenschaften bezeugen mir den Zerfall alles ursprünglichen Lebensgefühls in ihren Trägern. Er müßte notgedrungen auch den Zerfall der inneren Selbständigkeit zur Folge haben. Und der Zerfall dieser inneren Selbständigkeit könnte, wenn er in einem Reiche das Herrschende wird, seinerseits den Zerfall der Selbständigkeit des Reiches nach sich ziehen. Ehe sich aber ein solcher Zerfall des Lebensgefühls in einer Darstellung offenbart, muß er schon einige Zeit vorhanden sein. Er müßte also, wenn er in Kundgebungen von heute ersichtlich wird, auch in der vorhergegangenen Generation anzutreffen gewesen sein. So könnte der vorliegende Fall vielleicht einigermaßen Aufschluß darüber geben, warum das Königreich Polen seine Selbständigkeit einbüßte. Die „Astralen Geheimnisse" heben ja da und dort die ausschweifende Abergläubigkeit des niederen polnischen Volkes hervor. Noch deutlicher jedoch, obschon sie kein Wort darüber verlieren, enthüllen diese „Geheimnisse" den verheerend ausschweifenden Intellektualismus einer mehr oder weniger herrschenden Klasse — einen Intellektualismus, der die ursprünglichen Kräfte des Menschen so zersetzt, daß er schließlich jenem Flusse gleicht, der vermeintlich die ganze Welt als Bett gewonnen, dafür jedoch das Wasser, sein Lebenselement, völlig verloren hat.

* * *

II.

Das Werk „Aſtrale Geheimniſſe des Chriſtentums“ wäre ſomit für mich erledigt. Aber Arthur Drews tiſcht es in der „Tat“ nochmals lobgepfeffert auf, zunächſt wohl deshalb, weil der Pole offen bekennt, „der Richtung Drews“ anzugehören. Leute wie Drews müſſen eben, wie es ſcheint, um jeden Anhänger froh ſein; wie übel wäre es auch von vorneherein um ihre Sache beſtellt ohne das Rückgrat einer Gemeinſchaft! Die Gemeinſchaft hält und erhält ſie und nährt ihre Ideen, die nicht im Menſch-ſein verwurzelt ſind, ſondern durch Zuſammenſtehen künſtlich Wurzel zu treiben ſuchen. In meinem Eſſay „Verfall“ habe ich auch den Verfall Drews', als des Verfaſſers der „Chriſtusmythe“, aufgedeckt, aber es iſt nötig, daß ich nochmals auf dieſes Werk zurückkomme.

Der Grundton bei Drews geht, wie bei ſeinem polniſchen Anhänger, auf Entfernung des Menſchen Jeſus aus. Die eigentliche Unterſuchung ergeht ſich aber in ganz anderen als aſtralen Bezirken und müßte demzufolge auch in völlig anderer Art erweiſen, daß der Menſch Jeſus nie gelebt habe. Ein ſolcher Nachweis wäre aber wohl nur dadurch zu erbringen, daß endlich klargeſtellt würde, wie all das, was uns als Zeugnis für den Menſchen Jeſus überliefert iſt, zuſtande gekommen iſt. Denn vorhanden iſt es nun einmal, und nur der Umſtand allein, daß es den Intellektmenſchen ein Aergernis iſt, ſchafft es noch nicht aus der Welt. Geſetzt den Fall nun, ein ſolcher Intellektmenſch fände für die Entſtehung dieſer ärgerlichen Tatſache eine beſtimmte Erklärung, und ein anderer entdeckte für dasſelbe Phänomen eine andere Herleitung, ſo ſtünde eigentlich das Ergebnis des einen *wider* die Erklärung des anderen und erwieſe ſchließlich auf beiden Seiten nur die Fragwürdigkeit des Gefundenen.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen Arthur Drews und dem Verfasser der „Astralen Geheimnisse des Christentums". Jedenfalls ist Drews noch nicht wie der Pole darauf verfallen, das Christentum auf astrale Vorstellungen zurückzuführen. Er stöbert andere Erklärungen für den Ursprung des Christentums auf, z. B. Vorstellungen „aus der indischen Gedankenwelt", den „Einfluß des Gnostizismus und der philonischen Logoslehre" und so weiter. Nur einmal bringt er „das Lamm als Symbol des Messias" mit dem „Zodiakallamm", dem „Widderzeichen", in Verbindung. Doch alles das bleibt Nebensache für die beiden Intellektmenschen, die in der Hauptsache geeint sind, nämlich: in der Absicht, den Menschen Jesus zu verneinen, und in dem Unvermögen, an dieses Vorhaben — sei es mit ihrem Menschentum, sei es mit ihrem Untersuchungsmaterial — auch nur einigermaßen heranzureichen. Und so eint die Beiden im Grunde doch wieder nichts als der Verfall ihres Lebensgefühls.

Dieser Verfall, der nichts so sehr zu scheuen scheint wie die Existenz und die Wirkung eines reinen Menschen, läßt Drews das Werk des Polen also empfehlen: „Niemojewski macht mit Recht darauf aufmerksam, wie viel erhabener in philosophischer Beziehung diese Vorstellung des dem kosmischen Ei entsteigenden und alles in Bewegung setzenden, der Weltachse entsprechenden Gottes ist als der euhemeristische Begriff einer galiläischen Kleinbürgerin und ihres Sohnes als einer Provinzgröße, die nur eine Bewegung unter Fischern, Zöllnern und Teppichmachern hervorgerufen haben soll ... So erschließt uns die neu ins Leben gerufene Wissenschaft der Astralmythologie eine Reihe von Zusammenhängen, die uns mitten in den Kern der Entstehung des Christentums hineinführen. Nach den vorliegenden Untersuchungen von Niemojewski wird wohl niemand mehr leugnen können, daß tatsächlich abstrakte Vorstellungen die Ge-

dankenwelt der alten Christen beherrscht und auch die Evangelien in entscheidender Weise beeinflußt haben ... Aber das Vorurteil ist hier noch immer das größte, und die Furcht, mit der Einräumung astraler Beziehungen in den Evangelien den so krampfhaft festgehaltenen vermeintlich geschichtlichen Boden unter den Füßen zu verlieren, wird vermutlich noch lange ein Grund für sie (die Theologen) sein, derartige Untersuchungen wie die von Niemojewski nach Möglichkeit zu ignorieren". Und zum Schlusse seiner Empfehlung bemerkt dieser krampfhafte Wahrheitsapostel: „Es wird wohl noch vieler solcher Untersuchungen wie der von Niemojewski bedürfen, ehe die offizielle Wissenschaft sich herbeilassen wird, die Bedeutung der Astralmythologie auch für die ‚Geschichte' Jesu anzuerkennen. Aber die Tatsachen sprechen zu deutlich, und die Wahrheit liegt zu klar am Tage, als daß es möglich sein wird, sich gegen ihre Anerkennung auf die Dauer zu verschließen."

„Die Wahrheit liegt zu klar am Tage": Hier setze ich ein, um zu zeigen, was einem intellektischen Verfallsmenschen die Wahrheit ist.

*

Arthur Drews also sagt: „Die neu ins Leben gerufene Wissenschaft der Astralmythologie" und unterstreicht damit unbewußt die Ueberprüfungsbedürftigkeit der Ergebnisse einer solchen Wissenschaft, die vielleicht wie eine Mode ins Leben gerufen wird, um auch wie eine Mode wieder zu verschwinden. Trotzdem: ihre „Wahrheit liegt zu klar am Tage", auch wenn das, was sie ins Leben zu rufen versucht, die Ausbreitung völlig toter Dinge über das Leben ist. Auch wenn das, was heute auf astrale Vorstellungen zurückgeführt wird, morgen von einer anderen neu ins Leben gerufenen Wissenschaft vielleicht auf meteorologische Vorstellungen und übermorgen wieder von einer anderen neu ins Leben gerufenen Wissenschaft vielleicht auf aerologi-

ſche Einflüſſe zurückgeführt wird. Meint doch Drews ſelber, daß es noch vieler ſolcher Unterſuchungen wie der des Niemojewski bedarf. Und von jeder wird er im Hinblick auf ihre Reſultate ſagen: „Die Wahrheit liegt zu klar am Tage“. Auch wenn die neu gefundene Wahrheit die frühere immer wieder aufhebt. Was verſchlägt das! Wenn nur das Ziel aller dieſer Wahrheiten dasſelbe iſt, nämlich: Die Verneinung des Menſchen Jeſus oder die Verneinung des reinen Menſchen. Denn dieſer reine Menſch iſt, wie geſagt, dem Intellektmenſchen ein beſtändiger Dorn im Auge und als ſolcher ein lebendiger Vorwurf, indem er immer wieder zur Erkenntnis nötigt, wie völlig unzulänglich alles vom Intellekt Geſchaffene iſt. Was weiß auch der Intellekt von der Wahrheit! Er, der ein flüchtigſtes Ergebnis als die Wahrheit proklamiert, ohne zu ahnen, daß die Wahrheit niemals ein bloßes Ergebnis iſt, und daß ein Ergebnis umſo weniger die Wahrheit iſt, je beſtimmter es auftritt.

Die Wahrheit liegt nämlich wirklich zu klar, zu hell am Tage, als daß man ſie ſehen könnte, denn ſie blendet wie das Sonnenlicht; man kann ſie nur fühlen, nicht aber mit Blicken faſſen, geſchweige denn ſie überblicken, um ſie beſtimmen zu können. Die Wahrheit iſt das Unüberſehbare. Und indem ſich Chriſtus für die Wahrheit ausgibt, identifiziert er ſich mit dem Unüberſehbaren, dem Unbedingten, dem Ewigen, mit dem Rechte deſſen, der zum Vater, zum Urſprung durchgedrungen iſt und ſo ſich ſelber zur Quelle des Lebens wurde.

Wenn aber für Arthur Drews in einem Werk wie dem des Polen Niemojewski die Wahrheit zu klar am Tage liegt, ſo iſt ſein Geiſt eben zu wenig ſehend, ſo iſt er zu ſehr nur Intellekt, um je begreifen zu können, was die Wahrheit iſt. Ja, wer wie Drews im Schlußkapitel ſeiner „Chriſtusmythe“ meint, daß „die Schwierigkeit der Erlöſung

der gegenwärtigen Kulturmenschheit von dem ganzen Wust von Aberglauben, gesellschaftlicher Verlogenheit, Feigheit und intellektueller Knechtschaft, der sich heute an den Namen des Christentums knüpft" nicht „auf rein geistigem Gebiete", sondern „vielmehr in der Sphäre des Gefühls" zu suchen sei, weiß wohl auch noch zu wenig, was Geist ist, sonst würde er ihn nicht der Gefühlssphäre entgegenstellen. Und wüßte er besser, was Geist ist, würde er vielleicht auch verstehen können, daß jener ganze faule Wust eben in dieser Kulturmenschheit besteht, in der Kultur des Weltlichen, die das reine Menschenbeispiel, wie es Christus kundgetan hat, in ihrer Weise aufgriff und es so verformte, daß eben unser Christentum und eine Weltreligion daraus wurden. Je größer ein Beispiel ist, desto mehr ist es auch Verheerungen ausgesetzt, wenn es der Welt und ihrem Treiben überantwortet wird. Sicher hat es darum seine Schwierigkeit, die Kulturmenschheit — als das Weltlichste, als das eigentlich Verheerende, das sie darstellt — von diesem Verheerenden, dem Weltlichen, zu erlösen. Eher könnte es sein, daß man von dem Erlösungsbegriff erlöst wäre, wenn man von dieser Kulturmenschheit absähe, wenn man das Weltliche aus sich entließe. Und hier haben wir wieder das Menschenbeispiel nötig, den reinen Menschen als gelebtes Leben, und nichts als ihn.

Aber die Widersacher des Menschen, die mit ihrem Tun und Lassen nichts anderes bezeugen als daß sie das Leben noch nicht gefunden haben, scheuen nichts so sehr als ein gelebtes Leben, an das sie nicht hinanreichen. So greifen sie zum Wissen in der Meinung, daß dieses der Geist sei, verkünden ein „Selbstbewußtsein Gottes" und eine „Selbsterlösung", und bilden sich dazu noch ein, mit derlei Aufgeblasenheit das religiöse Bewußtsein zu heben. Die ganze lächerliche Ueberspanntheit ihres religiösen Bedürfnisses offenbart sich aber in der Feststellung, „daß der ‚historische'

Jesus überhaupt gar kein religiöses, sondern nur noch ein historisches Interesse hat", daß „überhaupt keine Geschichte, sondern bloßer Mythos vorliegt."

Denn wiederum ist es die Wahrheit, die zu klar am Tage liegt, als daß sie nicht als Selbstbetrug des sterilen Intellekts zu greifen wäre. Aber was nützt das Greifen, wo's am Begreifen fehlt. Und so gehört diese Wahrheit als Entscheidendstes zum Abschluß des Kapitels: „Das religiöse Problem der Gegenwart". Denn durch sie wird wahrhaftig das religiöse Problem einer jeden Zeit, nicht nur der Gegenwart, gekennzeichnet, jedoch in anderer Weise als diese Maulwürfe des Wissens glauben. Darum versagen sie auch völlig vor dem Begriff „Mythos" und sind mit all ihrem Spürsinn nicht imstande, eine notdürftige Erklärung dieses Begriffes an den Tag zu fördern. In der „Christusmythe" hat zwar Drews den Versuch gemacht, den Begriff Mythos dadurch über Wasser zu halten, daß er zu dessen Rettung den religiösen „Massengeist" aufbietet. Aber das ist gerade der Geist, der zum Untergang führt. Denn es läßt sich nun einmal nicht hindern, daß der Geist zum Ungeist wird, sobald er sich als Masse fühlt. Und daß Massen nur dann zu Geist kommen, wenn sie vom Geist eines Einzelnen inspiriert werden. Das Leben eines solchen Einzelnen führt aber zum Mythos. Denn der Mythos ist gelebtes Leben, wenn auch zeitlich so weit entrückt, daß die Umrisse dieses Lebens nicht mehr deutlich genug zu erkennen sind. Der reine Mensch aber ist der Vereinzeltste, der Losgelösteste von jedem Massenbegriff, der am tiefsten zu sich selber Freigewordene. Er ist das höchste innerliche Ungebundensein den Menschen und der Welt gegenüber, und nur gestützt auf das Verbundensein mit seiner Herkunft. Er stellt somit auch das höchste gelebte Leben dar. Als solches muß er auch zum lebendigsten und dauerndsten Mythos werden; denn dieser ist, was seine Lebendigkeit

und Dauer betrifft, von der jeweiligen Tragweite des Umstands abhängig, daß die ursprüngliche Kraft eines gelebten Lebens durch den ganzen faulen Wust eines Weltlichen, der es mehr und mehr entstellt und verformt, und von der Entfernung, in die es durch den Gang der Zeiten rückt, nicht zu beeinträchtigen, geschweige denn je aufzuheben ist.

So ist der Mythos unvergleichlich mehr als die Geschichte, die nur äußere weltliche Begebenheiten in mehr oder weniger parteiischer Färbung festhält, damit sie von der Welt nicht vergessen werden; wohingegen aus dem Mythos ein gelebtes Leben sich als lebendiges Beispiel in die Herzen der Menschen eingräbt und dabei deren Tun immer mehr dem Treiben der Welt entrückt. Der *Heros* als gelebtes Leben gehört demnach als Vorwurf dem Mythos an, nicht der Historie, in die ein Leben umso weniger eingeht, je mehr es gelebt, je heroischer es ist.

In diesem Sinne liegt im Falle Jesu keine Geschichte, sondern höchster Mythos vor. Ein solcher Mythos zeigt uns in der Tat, daß *die Wahrheit zu klar am Tage liegt*, als daß es möglich wäre, ihr Licht, auch durch Zeitstrecken von Jahrtausenden hindurch, *nicht* wahrzunehmen. Und diese Wahrheit bleibt völlig unberührt von all den neu ins Leben gerufenen Wahrheiten, deren Beschaffenheiten ihrerseits zu klar am Tage liegen, als daß man nicht wahrzunehmen vermöchte, daß sie ohne Licht und ohne Leben sind. Man beachte nur z. B. eine „Wahrheit" wie diese: „Man kann nicht Christ im Sinne Jesu, d. h. der ursprünglichen Gemeinde, sein, ohne auf die eigene Persönlichkeit zu verzichten und sich als dienendes Glied dem ‚Leibe Christi', d. h. der Kirche, einzugliedern."

Denn der Jesus-Mythos ist lebendiger und überstrahlt das völlig Unlebendige solcher Wahrheit, indem er im Gegenteil erkennen läßt: Man kann nicht Mensch im Sinne Jesu, d. h. des reinen Menschentums, sein, ohne das *eigene*

Leben zu leben und alles Weltliche, d. h. auch das Kirchliche, als ein Herrschendes, aus sich zu entlassen und sich in seiner Bedingtheit als ein Tätigkeit erleidendes Glied dem Unbedingten-Ganzen einzugliedern. Denn der Jesus-Mythos überliefert uns Worte, die von einem höchsten gelebten Leben und einer tiefsten Einordnung in das Unbedingte Zeugnis geben, unumstößlich, etwa wie eine Frucht vom Leben des Baumes Zeugnis gibt oder das Kind von der Existenz eines Elternpaars.

Nun wäre freilich denkbar, daß eine Frucht nicht von Jedermann als Frucht erkannt wird, daß demzufolge die Voraussetzung für die Erkenntnis einer Zeugschaft fehlen kann. Bei Worten, die für die Macht eines gelebten Lebens zeugen, ist dies umso leichter der Fall, als nur Wenige ein gelebtes Leben aus eigener Erfahrung kennen, und nur diese Wenigen befähigt sind, solche Worte aus Eigenem als Früchte zu erkennen, da ja nur sie von dem Baume, der die Frucht reifte, von dem gelebten Leben, das solche Worte zeitigte, ein Weniges aus Eigenem wissen. Aber der Intellektmensch, das steht fest, gehört zu diesen Wenigen nicht. Also ist er auch nicht fähig, aus Worten ein gelebtes Leben wahrzunehmen. Und nicht am Beschauten liegt es in solchem Falle, sondern am Beschauer, wenn dieser die Existenz des Baumes verneint, obschon er dessen Frucht in Händen hält. Er verneint damit nur etwas, das er nicht wahrzunehmen vermag, etwas, das ihm fremd ist.

*

Wer indes soweit Mensch geworden ist, daß er das eigene Leben halbwegs in sich entdeckt hat und demzufolge auch begreift, was gelebtes Leben ist, dem tritt dieses gelebte Leben in machtvollster Weise aus den Worten Christi entgegen, wie aus all den rein menschlichen Sprüchen, die nun einmal vorhanden und auf uns gekommen sind, und die ein gelebtes Leben umsomehr offenbaren, je mehr man

ſie von allem Weltlichen, das ſich beſonders als Kirchliches im Verlauf der Jahrhunderte um ſie gerankt haben mag, ſäubert.

Ein Gläubiger jedoch, dem „das Leben der Welt als Gottesleben, die kampferfüllte und leidvolle Entwicklung der Menſchheit als göttliche Kampfes- und Paſſionsgeſchichte, der Weltprozeß als Prozeß eines Gottes“ erſcheint, und dem dabei wohl auch dieſe Wahrheit noch zu klar am Tage liegt, „als daß es möglich ſein wird, ſich gegen ihre Anerkennung auf die Dauer zu verſchließen“ — kurz ein Drews müßte von der einzigen Wahrheit eines gelebten reinen Menſchentums, wenn er ſie erkennte, wohl völlig umgeworfen werden, er ertrüge ſie nicht. Darum wohl erträgt er auch Chriſtus als die Wahrheit nicht; denn dieſer ſtellt mit ſeinem Beiſpiel einen jeden in das unerbittliche Licht einer Selbſterkenntnis, vor der auch der hartnäckigſte Selbſtbetrug ſchließlich weichen müßte. Und darum die Loſung: Jeſus lebte nicht. Darum: fort mit ihm! Können doch dann in der Lücke umſo üppiger Religionsideen wuchern. Jedoch im wahrhaft Religiöſen, im Rein-Menſchlichen genügen bloße Ideen nicht. Religion als Idee können auch Truſtleute pflegen; aber leben — wie reine Menſchen leben — ein Beiſpiel geben: das können ſie nicht.

*

Daß weltliche Wiſſer vom Schlage Arthur Drews' völlig verſagen müſſen, ſo oft ſie ſich herausnehmen, über das Religiöſe zu urteilen, iſt demnach begreiflich. Kein Wunder auch, daß ein Wiſſer dieſer Art (der das Weltliche für das Religiöſe anſieht und das wahrhaft Religiöſe, wo immer es auftritt, ablehnt, um ſeine Religions-Ideen durchzuſetzen) den „Parſifal“ höchſt religiös finden muß. Ja, er wird wie Drews (der dabei vermutlich wiederum nur die Wahrheit klar zu Tage fördert) aufs klarſte nachweiſen, daß dieſes

Werk „das gerade Gegenteil eines christlichen Werkes“ ist. Denn es sei nicht zu verkennen, „daß der ‚Parsifal‘, weit entfernt, eine Verherrlichung des Christentums zu sein, vielmehr gerade umgekehrt die Ueberwindungsbedürftigkeit des Kirchen-Christentums und seine Aufhebung in einen neuen höheren religiösen Standpunkt predigt“!

Es scheint so zu sein: je weltlicher jemand ist, umso höher ist sein „Standpunkt“ im Religiösen. Man kann sich die Höhe dieses Standpunkts ungefähr vorstellen, wenn man von dem Bestreben liest, „die reine Idee der Religion zu pflegen“, was nach Ansicht unseres erleuchteten Wissers die christliche Kirche „nach Wagners Darstellung nicht imstande“ sein soll. Hier liegt jedoch eine Wahrheit wirklich klar zu Tage, nämlich die: daß ein solcher Wisser noch weltlicher als die Kirche ist, daß er daher noch besser als die Kirche imstande ist, die reine Idee der Religion zu pflegen, weil ihm noch mehr als der Kirche die reine, die bloße Idee zu pflegen Religion ist. Ihm muß freilich wiederum das rein menschliche Beispiel ein Störendstes sein.

Wie sollte auch solchen Leuten der rein menschliche Standpunkt Christi, der zudem nur der Standpunkt „einer Provinzialgröße“, der des Sohnes „einer galiläischen Kleinbürgerin“ ist, in religiöser Hinsicht hoch genug sein! Aber der religiöse Standpunkt Richard Wagners ist ihnen hoch genug. Und die Kundry ist ihnen heute (nach Weininger, den sie aber nicht nennen) die „Repräsentantin der sinnlichen Natur und zugleich des Judentums“, womit sie aber den Standpunkt eines schöpferischen Geistes wie Otto Weiningers nur verunehren, weil jene Kundry-Auslegung bei ihnen niemals erlebt oder gewachsen, sondern nur übernommen und falsch angewendet ist.

*

Am Schluſſe dieſer Betrachtung wäre noch die Frage aufzuwerfen: ob Forſchungen, wie ich ſie hier beleuchtet habe, Forſchungen, die auf die Verneinung der menſchlichen Exiſtenz Jeſu hinauslaufen, in der Tat auch völlig wertlos ſind? Darauf wäre vielleicht mit Nein zu antworten. Aber ihr einziger Wert läge in der Möglichkeit einer Wirkung, die von den Forſchern *nicht* beabſichtigt iſt, ja die erzielen zu können ſie ſich nicht einmal träumen laſſen. Dieſe Wirkung wäre: daß die Wühlarbeiten dieſer Forſcher das Weltliche, das ſich in verſchiedenſter Form — beſonders aber als Kirchliches — an das *Rein-Menſchliche eines Menſchenbeiſpiels* im Verlaufe der Zeiten gehängt hat, nachweiſen, indem ſie dieſes Weltliche aufſtöbern, es aus den Schlupfwinkeln der Zeiten hervorholen und ſeine Herleitung dartun, damit aber gegen ihre Abſicht das Rein-Menſchliche von Trübungen und Verfälſchungen ſäubern helfen, ſodaß das, was ſie verneinen wollen, nur immer klarer und unverwüſtlicher hervortritt: hier als das Beiſpiel eines Lebens, das in Wahrheit *gelebt* wurde, das ſein Licht immer wieder durch die Zeit in die Herzen der Menſchen wirft und das von Worten Zeugnis gibt, die nicht vergehen werden.

Nago, zur Oſterzeit 1914.

Gedichte / von Georg Trakl

Vorhölle

An herbſtlichen Mauern, es ſuchen Schatten dort
Am Hügel das tönende Gold
Weidende Abendwolken
In der Ruh verdorrter Platanen.
Dunklere Tränen odmet dieſe Zeit,
Verdammnis, da des Träumers Herz
Ueberfließt von purpurner Abendröte,
Der Schwermut der rauchenden Stadt;
Dem Schreitenden nachweht goldne Kühle,
Dem Fremdling, vom Friedhof,
Als folgte im Schatten ein zarter Leichnam.

Leiſe läutet der ſteinerne Bau;
Der Garten der Waiſen, das dunkle Spital,
Ein rotes Schiff am Kanal.
Träumend ſteigen und ſinken im Dunkel
Verweſende Menſchen
Und aus ſchwärzlichen Toren
Treten Engel mit kalten Stirnen hervor;
Bläue, die Todesklagen der Mütter.
Es rollt durch ihr langes Haar,
Ein feuriges Rad, der runde Tag
Der Erde Qual ohne Ende.

In kühlen Zimmern ohne Sinn
Modert Gerät, mit knöchernen Händen
Taſtet im Blau nach Märchen
Unheilige Kindheit,
Benagt die fette Ratte Tür und Truh,
Ein Herz
Erſtarrt in ſchneeiger Stille.
Nachhallen die purpurnen Flüche
Des Hungers in faulendem Dunkel,
Die ſchwarzen Schwerter der Lüge,
Als ſchlüge zuſammen ein ehernes Tor.

Geſang einer gefangenen Amſel

für Ludwig von Ficker

Dunkler Odem im grünen Gezweig.
Blaue Blümchen umſchweben das Antlitz
Des Einſamen, den goldnen Schritt
Erſterbend unter dem Oelbaum.
Aufflattert mit trunknem Flügel die Nacht.
So leiſe verblutet ein Herz,
Tau, der langſam tropft vom blühenden Dorn.
Strahlender Arme Erbarmen
Umfängt ein brechendes Herz.

F. M. Dostojewski / Zwei Briefe

an seinen Bruder Michail

I.

(Aus der Festung), den 22. Dezember 1849.

Heute, am 22. Dezember, wurden wir alle nach dem Semjonower Platz verbracht. Dort verlas man uns das Todesurteil, ließ uns das Kreuz küssen, zerbrach über unseren Köpfen den Degen und machte uns die Todestoilette (weiße Hemden). Dann stellte man drei von uns vor dem Pfahle auf, um das Todesurteil zu vollstrecken. Ich war der sechste in der Reihe; wir wurden in Gruppen von drei Mann aufgerufen, und so war ich in der zweiten Gruppe und hatte nicht mehr als eine Minute noch zu leben. Ich dachte an dich, mein Bruder, und an die Deinigen; in dieser Minute standest du allein vor meinem Geiste; da fühlte ich erst, wie sehr ich dich liebe, mein geliebter Bruder! Ich hatte noch Zeit, Pletschtschejew und Durow, die neben mir standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen. Schließlich wurde Retraite getrommelt, die an den Pfahl Gebundenen wurden zurückgeführt, und man las uns vor, daß Seine Kaiserliche Majestät uns das Leben schenke. Dann wurden die endgültigen Urteile verlesen. Palm allein ist vollständig begnadigt worden. Man hat ihn mit dem gleichen Rang in die Linie versetzt. F. Dostojewskij.

II.

(Aus Omsk), den 22. Februar 1854.

Endlich kann ich mit dir etwas ausführlicher und, wie mir scheint, auf einem zuverlässigeren Wege sprechen. Bevor ich dir aber auch nur eine Zeile schreibe, muß ich dich fragen: sag' mir um Gottes willen, warum hast du mir bisher keine einzige Silbe geschrieben? Durfte ich denn

das von dir erwarten? Glaube mir, in meiner einsamen und isolierten Lage verfiel ich einigemal in vollständige Verzweiflung, denn ich glaubte, du seist nicht mehr am Leben; ganze Nächte lang machte ich mir Gedanken, was wohl mit deinen Kindern werden wird, und ich verfluchte mein Schicksal, weil ich ihnen nicht helfen konnte. So oft ich aber hörte, daß du bestimmt am Leben bist, wurde ich wütend (dies kam aber nur in krankhaften Stunden vor, deren ich recht viel erlebt habe), und ich begann dir bittere Vorwürfe zu machen. Doch auch solche Zustände vergingen; ich entschuldigte dich, ich bemühte mich, Rechtfertigung für dich zu finden, ich beruhigte mich, so oft ich eine fand, und gab kein einziges Mal meinen Glauben an dich auf: ich weiß, daß du mich liebst und mich im guten Andenken bewahrst. Ich habe dir einen Brief durch unseren Stab geschrieben. Du hast ihn unbedingt bekommen müssen; ich habe von dir Antwort erwartet und keine bekommen. Hat man dir denn verboten, mir zu schreiben? Ich weiß aber, daß es erlaubt ist, denn ein jeder von den hiesigen politischen Sträflingen bekommt mehrere Briefe im Jahre. Auch Durow hat einige Briefe bekommen; wir fragten oft bei der Behörde an, wie es mit der Korrespondenz stehe, und man bestätigte uns, daß man wohl das Recht habe, Briefe zu schreiben. Mir scheint, ich habe den wahren Grund deines Schweigens erraten. Du warst zu faul, auf die Polizei zu gehen; und wenn du auch einmal hingegangen bist, so hast du dich wohl bei der ersten abschlägigen Antwort beruhigt, die dir irgendein Beamter, der den Sachverhalt nicht genau kennt, gegeben haben mag. Du hast mir dadurch viel egoistischen Kummer gemacht. Ich dachte mir: wenn er sich wegen eines Briefes nicht bemühen will, wird er sich doch sicher auch in irgendeiner wichtigeren Sache nicht bemühen wollen! Schreibe und antworte mir so schnell als möglich, schreibe mir, ohne eine Gelegenheit abzuwarten, offiziell, schreibe

möglichst genau und ausführlich. Ich bin jetzt wie ein von einem Brotlaib abgeschnittenes Stück; ich möchte wieder anwachsen, kann es aber nicht. Les absents ont toujours tort. Sollte denn dieser Satz auch bei uns beiden stimmen? Sei aber unbesorgt, ich glaube an dich.

Es ist schon eine Woche vergangen, seit ich das Zuchthaus verlassen habe. Diesen Brief schicke ich dir streng geheim, sage niemandem nur eine Silbe davon. Ich werde dir übrigens auch noch einen offiziellen Brief durch den Stab des Sibirischen Armeekorps schicken. Auf den offiziellen Brief antworte mir sofort, auf diesen aber — bei der ersten passenden Gelegenheit. Du mußt übrigens auch im offiziellen Brief sehr ausführlich schreiben, was du in diesen vier Jahren erlebt hast. Was mich betrifft, so hätte ich dir gerne ganze Bände geschrieben. Da aber meine Zeit auch zu diesem Brief kaum ausreicht, werde ich dir nur das Wichtigste mitteilen.

Was ist das Wichtigste? Was war für mich in der letzten Zeit am wichtigsten? Wenn ich es mir überlege, komme ich zur Einsicht, daß dieser Brief auch für das Wichtigste viel zu wenig Raum bietet. Soll ich dir denn davon, was in meinem Kopfe vorgeht, was ich durchgedacht, was ich durchgemacht, was für Ueberzeugungen ich gewonnen und zu welchen Schlüssen ich gekommen bin, mitteilen? Ich kann diese Aufgabe gar nicht übernehmen. Eine solche Arbeit ist absolut unausführbar. Ich liebe es nicht, eine Arbeit nur halb zu tun; nur einiges sagen — hieße nichts sagen. Du hast jetzt übrigens meinen ausführlichen Bericht in Händen: lies ihn und entnimm ihm, was du willst. Es ist meine Pflicht, dir alles mitzuteilen, und darum beginne ich mit meinen Erinnerungen.

Weißt du noch, wie wir uns getrennt haben, du mein Teurer, Geliebter? Kaum warst du von mir fortgegangen, als man uns drei: Durow, Jastrschembskij und mich fort-

führte, um uns einzuschmieden. Genau um Mitternacht, d. h. am Weihnachtsabend (1849) wurden mir zum erstenmal Fesseln angelegt. Sie wogen etwa zehn Pfund und erschwerten außerordentlich das Gehen. Dann setzte man uns in offene Schlitten, einen jeden für sich mit einem Gendarmen, und so verließen wir auf vier Schlitten, der Feldjäger eröffnete den Zug, Petersburg. Mir war es schwer ums Herz, und die vielen verschiedenartigen Eindrücke erfüllten mich mit wirren und unbestimmten Gefühlen. Das Herz lebte noch von einer eigentümlichen Unruhe, und sein Schmerz war daher gedämpft. Doch die frische Luft wirkte auf mich belebend, und da man gewöhnlich vor einem jeden neuen Lebensabschnitt eine besondere Lebendigkeit und Rüstigkeit empfindet, so war ich im Grunde genommen durchaus ruhig. Ich betrachtete aufmerksam alle festlich erleuchteten Häuser von Petersburg und nahm von jedem einzelnen Abschied. Man führte uns an deiner Wohnung vorbei, und bei Krajewskij waren die Fenster festlich erleuchtet. Du hattest mir gesagt, daß es bei ihm eine Weihnachtsfeier und einen Christbaum geben würde, und daß deine Kinder mit Emilie Fjodorowna hingehen wollten; vor diesem Hause wurde mir entsetzlich traurig zumute. Ich nahm gleichsam Abschied von den Kinderchen. Sie taten mir so sehr leid, und selbst nach Jahren dachte ich an sie oft mit Tränen in den Augen. Man führte uns über Jaroslawl; nach drei oder vier Stationen machten wir beim ersten Morgengrauen in Schlüsselburg halt und kehrten in ein Wirtshaus ein. Wir tranken den Tee mit solcher Gier, als ob wir seit acht Tagen nichts genossen hätten. Nach den acht Monaten Gefängnis machten uns die sechzig Werst Schlittenfahrt einen Appetit, an den ich noch heute mit Freude denke.

Ich war in guter Laune, Durow plauderte ununterbrochen, und Jastrschembskij äußerte ungewöhnliche Befürchtungen über die Zukunft. Wir alle bemühten uns, unsern Feld-

jäger näher kennen zu lernen. Er war ein guter Alter, uns sehr freundlich gesinnt, ein Mann, der schon manches in seinem Leben gesehen hatte; er hatte schon ganz Europa mit Depeschen bereist. Unterwegs hat er uns viele Gefälligkeiten erwiesen. Er hieß Kusma Prokofjewitsch Prokofjew. Er ließ uns u. a. in einen geschlossenen Schlitten umsteigen, was uns sehr willkommen war, denn der Frost war fürchterlich.

Der zweite Tag war ein Feiertag; die Kutscher, die auf den verschiedenen Stationen abwechselten, trugen Mäntel aus grauem deutschem Tuch mit hellroten Gürteln; in den Dorfstraßen war kein Mensch zu sehen. Es war ein herrlicher Wintertag. Man führte uns durch die entlegeneren Teile des Petersburger, Nowgoroder und Jaroslawler Gouvernements. Es waren lauter unbedeutende Städtchen, in großem Abstande voneinander. Wir fuhren aber an einem Feiertag, und daher gab es überall genug zu essen und zu trinken. Die Fahrt war entsetzlich. Wir waren zwar warm gekleidet, doch saßen wir zehn Stunden ununterbrochen im Schlitten und hielten nur auf fünf bis sechs Stationen; es war fast unerträglich. Ich fror bis ans Herz und konnte mich in den warmen Zimmern der Stationen kaum wieder erwärmen. Merkwürdigerweise hatte ich mich bei dieser Fahrt vollständig erholt. In der Gegend von Perm hatten wir einmal nachts einen Frost von vierzig Grad. Das möchte ich dir nicht empfehlen. Es war recht unangenehm. Traurig war der Augenblick, als wir über den Ural fuhren. Die Pferde und die Schlitten versanken im Schnee. Ein Schneesturm wütete. Wir stiegen aus dem Schlitten — es war Nacht — und warteten stehend, bis man die Schlitten wieder herauszog. Um uns herum wütete der Schneesturm. Wir standen an der Grenze von Europa und Asien, vor uns lag Sibirien und die geheimnisvolle Zukunft; hinter uns — unsere ganze Vergangenheit; es war sehr traurig, Tränen

traten mir in die Augen. Unterwegs strömten die Bauern aus allen Dörfern zusammen, um uns zu sehen; obgleich wir gefesselt waren, verdreifachte man für uns auf allen Stationen die Preise. Kusma Prokofjewitsch nahm die Hälfte unserer Auslagen auf seine Rechnung, so sehr wir uns auch dagegen sträubten; auf diese Weise hatte ein jeder von uns während der ganzen Reise nur fünfzehn Rubel Auslagen gehabt.

Am 12. Januar (1850) kamen wir nach Tobolsk. Nachdem man uns der Obrigkeit vorgestellt und durchsucht hatte, wobei man uns unser ganzes Geld abnahm, führte man mich, Durow und Jastrschembskij in eine eigene Zelle; die übrigen, Spjeschnjow usw., die vor uns angelangt waren, saßen in einer anderen Abteilung, und wir bekamen einander während der ganzen Zeit fast nicht zu sehen.

Ich hätte dir gerne ausführlicher über unsern sechstägigen Aufenthalt in Tobolsk und über die Eindrücke, die dieser Aufenthalt auf mich gemacht, berichtet. Hier reicht mir aber der Raum dazu nicht aus. Ich will dir nur sagen, daß die große Teilnahme und Sympathie, die uns dort entgegengebracht wurden, uns wie ein großes Glück für alles frühere entschädigt haben. Die Sträflinge aus der früheren Zeit (vielmehr ihre Frauen) sorgten für uns wie für Verwandte. Diese herrlichen, in fünfundzwanzigjährigen Leiden und Selbstaufopferung erprobten Seelen! Wir bekamen sie nur flüchtig zu sehen, denn man hielt uns streng; sie schickten uns aber Kleider und Nahrungsmittel, trösteten und ermunterten uns. Ich hatte viel zu wenig Kleider mitgenommen und mußte es bereuen.

Sie schickten mir sogar Kleider. Schließlich verließen wir Tobolsk und kamen nach drei Tagen nach Omsk.

Schon in Tobolsk zog ich Erkundigungen über meine zukünftigen Vorgesetzten ein. Man sagte mir, daß der Kommandant ein sehr anständiger Mensch sei, dafür aber der

Platzmajor Kriwzow eine ganz außergewöhnliche Canaille, ein kleinlicher Barbar, Trunkenbold, Schikaneur, kurz, das größte Scheusal, das man sich vorstellen kann. Gleich am Anfang nannte er uns beide, mich und Durow, Dummköpfe und versprach, uns beim ersten Vergehen körperlich züchtigen zu lassen. Er war bereits seit zwei Jahren Platzmajor und machte die schrecklichsten Gesetzlosigkeiten; nach zwei Jahren kam er dafür vors Gericht. Gott hatte mich vor ihm bewahrt. Er kam zu uns immer sinnlos betrunken (nüchtern habe ich ihn überhaupt nie gesehen), suchte sich irgendeinen nüchternen Sträfling aus und prügelte ihn, unter dem Vorwande, daß dieser betrunken sei. Manchmal kam er zu uns nachts und bestrafte irgend jemand, weil der Betreffende auf der linken und nicht auf der rechten Seite schlief, weil er im Schlafe sprach oder schrie, kurz, für alles, was ihm in seiner Betrunkenheit gerade einfiel. Mit einem solchen Menschen mußte ich also auskommen können, und dieser Mensch schrieb über uns monatliche Berichte nach Petersburg.

Die Zuchthäusler hatte ich noch in Tobolsk kennen gelernt; in Omsk machte ich mich bereit, mit ihnen vier Jahre zusammenleben zu müssen. Es sind rohe, gereizte und erbitterte Menschen. Der Haß gegen den Adel ist grenzenlos; sie empfingen uns, die wir alle vom Adel sind, feindselig und mit Schadenfreude. Sie hätten uns am liebsten aufgefressen, wenn sie nur gekonnt hätten. Urteile übrigens selbst, in welcher Gefahr wir schwebten, da wir mit diesen Leuten einige Jahre lang zusammenleben, essen und schlafen mußten, und dabei nicht einmal die Möglichkeit hatten, uns wegen der uns ständig zugefügten Beleidigungen zu beschweren.

„Ihr Adelige habt eiserne Schnäbel, ihr habt uns zerhackt. Früher, als ihr Herren wart, habt ihr das Volk gepeinigt, und jetzt, wo es euch schlecht geht, wollt ihr unsere Brüder sein."

Dieses Thema wurde vier Jahre lang behandelt. Hundert-

fünfzig Feinde wurden nicht müde, uns zu verfolgen; dies war ihr Vergnügen, ihre Zerstreuung, ihr Zeitvertreib; den einzigen Schutz gewährte uns unsere Gleichgültigkeit und moralische Ueberlegenheit, die sie anerkennen und ehren mußten; auch imponierte ihnen, daß wir uns ihrem Willen nicht fügen wollten. Sie waren sich stets bewußt, daß wir über ihnen standen. Von unsern Vergehen hatten sie nicht den geringsten Begriff. Wir schwiegen auch selbst darüber, und darum konnten wir einander nicht verstehen; wir mußten die ganze Rachsucht und den ganzen Haß, den sie gegen den Adel empfinden, über uns ergehen lassen. Wir hatten es da sehr schlecht. Das Militärzuchthaus ist viel ärger als das gewöhnliche.

Die ganzen vier Jahre verbrachte ich hinter den Kerkermauern und verließ das Gefängnis nur dann, wenn ich zur Zwangsarbeit hinausgeführt wurde. Die Arbeit war schwer, doch nicht immer; zuweilen verließen mich bei schlechtem Wetter, bei Regen, oder im Winter bei unerträglichem Frost meine Kräfte. Einmal mußte ich vier Stunden bei einer Extraarbeit verbringen und zwar bei solchem Frost, daß das Quecksilber einfror; es waren vielleicht vierzig Grad unter Null. Ich hatte mir einen Fuß erfroren. Wir wohnten alle zusammen in einer Kaserne. Stelle dir einen alten, baufälligen, hölzernen Bau vor, der schon längst abgebrochen werden soll und zu nichts taugt. Im Sommer ist es darin unerträglich heiß und im Winter unerträglich kalt. Alle Dielen sind verfault. Auf dem Fußboden liegt der Schmutz einige Zoll hoch, man kann jeden Augenblick ausgleiten und hinfallen. Die kleinen Fenster sind so eingefroren, daß man auch am Tage kaum lesen kann. Die Eisschicht auf den Fensterscheiben ist an die drei Zoll dick. Von den Decken tropft es, von allen Seiten zieht es. Wir sind zusammengepfercht wie die Heringe in einem Faß. Man heizt den Ofen mit sechs Holzscheiten; im Zimmer ist dabei so kalt,

daß das Eis nicht einmal auftaut; der Dunst ist unerträglich. Und so geht es den ganzen Winter lang. In der gleichen Stube waschen die Sträflinge ihre Wäsche und machen dabei alles so naß, daß man sich gar nicht rühren kann. Von der Abenddämmerung bis zum Morgen ist es uns verboten die Kaserne zu verlassen, die Kasernen werden versperrt; im Vorraum wird ein großer Holztrog zur Verrichtung der Notdurft aufgestellt, und man kann daher kaum atmen. Alle Zuchthäusler stinken wie die Schweine; sie sagen, daß sie nicht anders leben können, denn sie seien doch nur Menschen. Wir schliefen auf bloßen Brettern; einem jeden war nur ein Kopfkissen erlaubt. Flöhe, Läuse und anderes Ungeziefer gab es Scheffel voll. Im Winter bekamen wir dünne Halbpelze, die gar nicht wärmten, und Stiefel mit niederen Schäften; so mußten wir in den Frost hinausgehen.

Zu essen bekamen wir Brot und eine Kohlsuppe; die Suppe mußte laut Vorschrift ein viertel Pfund Fleisch pro Kopf enthalten; man tat aber Hackfleisch hinein, und so bekam ich nie ein Stück Fleisch zu sehen. An Feiertagen bekamen wir einen Brei, doch fast ganz ohne Butter. An Fasttagen — Kohl und sonst nichts. Ich habe mir gründlich den Magen verdorben und hatte oft an schweren Verdauungsstörungen zu leiden.

Daraus kannst du selbst ersehen, daß man hier ohne Geld gar nicht leben kann; hätte ich kein Geld, so wäre ich ganz bestimmt zugrunde gegangen; kein einziger Sträfling könnte dieses Leben ertragen. Ein jeder tut aber irgendeine Arbeit, die er verkauft; und so verdient jeder Sträfling einige Pfennige. Manchmal trank ich Tee und kaufte mir ein eigenes Stück Fleisch; dies war meine Rettung. Sich des Rauchens zu enthalten war ganz unmöglich, denn sonst konnte man bei dem Gestank ersticken. Dies alles wurde hinter dem Rücken der Aufseher getan.

Ich lag oft krank im Spital. Meine Nerven waren so zerrüttet, daß ich einigemal epileptische Anfälle bekam; es kam übrigens ziemlich selten vor. Ich habe auch noch Rheumatismus in den Beinen. Abgesehen davon, fühle ich mich recht wohl. Denke dir noch zu allen diesen Annehmlichkeiten hinzu, daß es beinahe unmöglich war, sich ein Buch zu verschaffen, und wenn ich mir schon eines verschaffte, so mußte ich es heimlich lesen; ewige Feindseligkeit, Geschrei und Zank um mich herum; ständige Bewachung, die Unmöglichkeit, auch nur einen Augenblick für sich allein zu sein; und so ging es ohne Abwechslung vier Jahre lang; du wirst mir also glauben, wenn ich dir sage, daß es mir nicht gut ging. Denke dir außerdem die ewige Angst, mir irgendeine Bestrafung zuzuziehen, die Fesseln und die vollständige Unterdrückung des Geistes — dies ist das Bild meines Lebens.

Ich will dir gar nicht sagen, welche Wandlungen meine Seele, mein Glaube, mein Geist und mein Herz in diesen vier Jahren durchgemacht haben. Ich müßte lange erzählen. Doch die ewige Konzentration, die Flucht in mich selbst vor der bitteren Wirklichkeit, brachten ihre Früchte. Ich habe jetzt viele neue Bedürfnisse und Hoffnungen, an die ich früher nie gedacht habe. Dies sind aber für dich lauter Rätsel, und darum gehe ich daran vorüber. Ich will nur noch das eine sagen: vergiß mich nicht und hilf mir. Ich brauche Bücher und Geld. Schicke es mir, um Christi willen.

Omsk ist ein ekelhaftes Nest. Es gibt hier fast keine Bäume. Im Sommer — Hitze und Winde, welche Sandwolken mitbringen, im Winter — Schneestürme. Von der Natur habe ich fast nichts gesehen. Das Nest ist schmutzig, fast ausschließlich von Militär bewohnt und im höchsten Grade liederlich. Ich meine das einfache Volk. Hätte ich hier nicht einige Menschen gefunden, so wäre ich wohl gänzlich zugrunde gegangen. Konstantin Iwanowitsch Iwanow

behandelte mich wie einen Bruder. Er hat für mich alles getan, was er nur konnte. Ich schulde ihm Geld. Wenn er einmal nach Petersburg kommt, bedanke dich bei ihm. Ich schulde ihm fünfundzwanzig Rubel. Womit kann ich aber seine Freundlichkeit bezahlen, seine ständige Bereitwilligkeit, jede meiner Bitten zu erfüllen, seine Aufmerksamkeit und seine Sorge um mich, wie um einen Bruder? Und er war nicht der einzige, dem ich dies alles zu verdanken habe. Bruder, es gibt sehr viel edle Menschen in der Welt.

Ich habe schon geschrieben, daß mich dein Schweigen oft quälte. Ich danke dir für die Geldsendung. In deinem nächsten Brief (wenn auch in einem offiziellen, denn ich weiß noch nicht, ob es mir jetzt möglich ist, mit dir zu korrespondieren) — in deinem nächsten Brief schreibe mir so ausführlich als möglich von allen deinen Angelegenheiten, von Emilie Fjodorowna, den Kindern, allen Verwandten und Bekannten, auch von denen in Moskau, wer lebt und wer gestorben ist, und von deinen Geschäften; schreibe mir auch, mit welchem Kapital du das Geschäft begonnen hast, ob es einträglich ist, ob du etwas besitzt, und schließlich, ob du mich mit Geld unterstützen, und wieviel du mir jährlich schicken kannst. Mit dem offiziellen Brief schicke mir aber kein Geld; höchstens, wenn ich keine Deckadresse finden sollte. Vorläufig gib auf allen Sendungen Michail Petrowitsch als Absender an (du verstehst doch?). Vorderhand habe ich aber noch Geld; dafür habe ich keine Bücher. Wenn es dir möglich ist, so schicke mir die Zeitschriften für dieses Jahr, wenigstens die „Vaterländischen Annalen". Was ich aber unbedingt brauche, ist folgendes: ich brauche (sehr notwendig) ältere Historiker (in französischer Uebersetzung), neuere Historiker: Guizo, Thierri, Tiers, Ranke usw., volkswirtschaftliche Werke und die Kirchenväter. Wähle die billigsten und kompaktesten Ausgaben aus. Schicke sie mir umgehend. Man hat mich nach Se-

mipalatinsk, das beinahe in der kirgisischen Steppe liegt, kommandiert; die Adresse werde ich dir noch mitteilen. Hier ist sie übrigens für jeden Fall: „Semipalatinsk, Sibirisches Linienregiment, Bataillon Nr. 7, dem Gemeinen F. D.“ Dies ist die offizielle Adresse. An diese Adresse schreibe mir deine Briefe. Doch für die Bücher werde ich dir eine andere mitteilen. Vorläufig schreibe mir aber als Michail Petrowitsch. Merke dir, daß ich vor allen Dingen ein deutsches Wörterbuch brauche.

Ich weiß nicht, was mich in Semipalatinsk erwartet. Der Dienst läßt mich ziemlich kalt. Was mir aber nicht gleichgültig ist: bemühe dich für mich, verwende dich für mich bei irgend jemand. Ob man mich nicht in einem Jahr oder in zwei Jahren nach dem Kaukasus versetzen kann? — dann wäre ich wenigstens im europäischen Rußland! Dies ist mein sehnlichster Wunsch, vergib es mir um Christi willen! Bruder, vergiß mich nicht! Ich schreibe dir und schalte und walte über alles, selbst über dein Vermögen. Mein Glaube an dich ist aber noch nicht erloschen. Du bist mein Bruder und du hast mich geliebt. Ich brauche Geld. Ich muß von irgend etwas leben, Bruder. Diese Jahre sollen nicht unnütz vergehen. Ich brauche Geld und Bücher. Was du für mich ausgibst, ist kein verlorenes Geld. Wenn du mir Geld gibst, wirst du damit deine Kinder nicht berauben. Wenn ich nur am Leben bleibe, werde ich dir alles mit Zinsen und Zinseszinsen zurückgeben. In sechs Jahren, vielleicht auch früher, werde ich ja sicher die Erlaubnis bekommen, meine Werke zu drucken. Es kann ja vieles anders werden, ich schreibe jetzt aber keinen Unsinn. Du wirst von mir noch hören.

Wir werden uns bald wiedersehen, Bruder. Ich glaube daran wie an das Einmaleins. In meiner Seele ist alles klar. Ich sehe meine ganze Zukunft und alles, was ich vollbringen werde, deutlich vor mir. Ich bin mit meinem

Leben zufrieden. Ich fürchte nur Menschen und Willkür. Wie leicht kann ich zu einem Vorgesetzten geraten, der mich aus irgendeinem Grunde nicht leiden mag (es gibt solche!), der mich auf Schritt und Tritt verfolgen und mit dem strengen Dienst zugrunde richten wird; ich bin aber sehr schwach und selbstverständlich nicht imstande, die ganze Last des Soldatenlebens zu tragen. Man sagt mir zum Trost: „Dort sind lauter einfache Menschen". Ich fürchte aber die einfachen Menschen mehr als die komplizierten. Menschen sind, übrigens, überall Menschen. Selbst unter den Raubmördern im Zuchthause habe ich in diesen vier Jahren Menschen kennen gelernt. Glaube mir, es gibt unter ihnen tiefe, starke und schöne Naturen, und es machte mir oft große Freude, unter einer rohen Hülle Gold zu finden. Und das war nicht ein einzelner Fall, auch nicht zwei, sondern mehrere Fälle. Die einen flößten Respekt ein, die anderen waren absolut schön. Ich habe einen jungen Tscherkessen (der wegen Raubmord nach Sibirien verschickt worden war) in der russischen Sprache und im Lesen unterrichtet. Wie dankbar war er mir! Ein anderer Zuchthäusler weinte, als ich von ihm Abschied nahm. Ich hatte ihm allerdings manchmal Geld gegeben, es war aber so wenig. Sein Dank dafür war aber grenzenlos. Mein Charakter ist inzwischen schlechter geworden; ich war im Umgange mit den Leuten launisch und ungeduldig. Sie nahmen Rücksicht auf meinen geistigen Zustand und ertrugen alles ohne zu murren. Apropos: wieviel volkstümliche Gestalten und Charaktere habe ich im Zuchthause kennen gelernt! Ich habe mich mit ihnen eingelebt, und glaube sie daher gut zu kennen. So viel Lebensläufe von Landstreichern und Räubern habe ich kennen gelernt, und überhaupt das ganze traurige Leben des gemeinen Volkes! Meine Zeit habe ich überhaupt nicht unnütz verbracht. Ich habe ja das russische Volk so gut kennen gelernt, wie es nur wenige kennen. Darauf bin ich etwas eitel. Ich hoffe, daß diese Eitelkeit verzeihlich ist.

Bruder! Schreibe mir unbedingt über alle wichtigsten Vorfälle in deinem Leben. Schicke die Briefe nach Semipalatinsk, und nichtoffiziell, wie du schon weißt. Schreibe mir von allen unseren Bekannten in Petersburg, von der Literatur (möglichst viel Einzelheiten) und schließlich von den Unsrigen in Moskau. Wie geht es unserem Bruder Kolja? Was macht (und das ist noch viel wichtiger) Schwester Sascha? Ist der Onkel noch am Leben? Was treibt Bruder Andrej? Ich schreibe der Tante durch Schwester Wera. Um Gottes willen, halte diesen Brief streng geheim und verbrenne ihn: du könntest durch ihn verschiedene Leute kompromittieren. Vergiß nicht, lieber Freund, mir Bücher zu schicken. Vor allen Dingen Geschichte und Volkswirtschaft, „Vaterländische Annalen", Kirchenväter und Kirchengeschichte. Schicke mir die Bücher nicht alle auf einmal, doch sobald als möglich. Ich verfüge über dein Geld, als ob es mir gehörte; doch nur, weil mir deine gegenwärtige Lage unbekannt ist. Schreibe mir ausführlich über deine Verhältnisse, damit ich irgendeine Vorstellung darüber habe. Merk dir aber, lieber Bruder: die Bücher sind mein Leben, meine Nahrung, meine Zukunft! Verlaß mich nicht, um Gottes willen. Bitte! Versuche doch die Erlaubnis zu bekommen, mir die Bücher auch ganz offiziell zu schicken. Sei übrigens vorsichtig. Wenn es auf dem offiziellen Wege geht, so schicke sie mir offiziell. Wenn es aber nicht geht, so schicke sie durch den Bruder Konstantin Iwanowitschs, an seine Adresse. Man wird sie mir übergeben. Konstantin Iwanowitsch kommt übrigens selbst in diesem Jahre nach Petersburg; er wird dir alles erzählen. Was er für eine Familie hat! Und was für eine Frau! Sie ist eine junge Dame, Tochter des Dekabristen Annenkow. Was für ein Herz, was für ein Gemüt, was haben sie alles durchmachen müssen!

Ich werde mich bemühen, mir in Semipalatinsk, wohin

ich mich in acht Tagen begebe, eine neue Deckadresse zu verschaffen. Ich bin noch nicht ganz gesund, muß daher hier noch etwas bleiben. (Schicke mir den Koran und die „Critique de raison pure“ von Kant), und wenn du die Möglichkeit haben wirst, mir etwa nichtoffiziell zu schicken, dann noch unbedingt Hegel; besonders aber Hegels „Geschichte der Philosophie“. Davon hängt meine ganze Zukunft ab. Um Gottes willen verwende dich für mich, daß man mich nach dem Kaukasus versetzt; suche von kundigen Menschen zu erfahren, ob man mir gestatten wird, meine Werke zu drucken, und auf welchem Wege ich um diese Genehmigung nachsuchen kann. Ich will in zwei oder drei Jahren um Erlaubnis nachsuchen. Ich bitte dich, mich so lange auszuhalten. Ohne Geld werde ich vom Soldatenleben erdrückt werden. Also bitte!

Vielleicht werden mich im Anfang auch die andern Verwandten irgendwie unterstützen? In diesem Falle möchten sie das Geld dir einhändigen, und du sollst es mir schicken. In meinen Briefen an die Tante und an Wera bitte ich sie übrigens nie um Geld. Sie können es selbst erraten, wenn sie überhaupt an mich denken.

Filippow schenkte mir vor seiner Abreise nach Sebastopol fünfundzwanzig Rubel. Er ließ sie beim Kommandanten Nabakow zurück, und ich wußte nichts davon. Er glaubte, daß ich kein Geld hätte. Eine gute Seele! Alle Unsrigen leben in der Verbannung nicht schlecht. Toll hat die Strafe abgebüßt und lebt jetzt recht ordentlich in Tomsk. Jastrschembski ist in Tara, seine Zeit geht eben zu Ende. Spjeschnjow ist im Irkutsker Gouvernement; er hat dort allgemeine Liebe und Achtung gewonnen. Ein merkwürdiges Schicksal hat dieser Mensch! Wo und unter welchen Umständen er auch erscheint, überall bringen ihm selbst die unzugänglichsten Menschen Ehrfurcht und Achtung entgegen. Petraschewskij ist nach wie vor nicht bei Sinnen; Mombelli

und Lwow sind gesund; der arme Grigorjew hat gänzlich den Verstand verloren und befindet sich im Spital. Und wie geht es bei Euch? Siehst du noch manchmal Frau Pleschtschejew? Was macht ihr Sohn? Von Sträflingen, die auf der Durchreise hier waren, habe ich gehört, daß er am Leben ist und sich in der Festung von Orsk befindet; Golowinskij soll längst auf dem Kaukasus sein. Was macht deine Literatur und dein Interesse für die Literatur? Schreibst du etwas? Was macht Krajewskij, und wie sind deine Beziehungen zu ihm? Ostrowskij gefällt mir nicht, von Pissemskij habe ich nichts gelesen, vor Druschinin habe ich Ekel. Eugenie Tur hat mich entzückt. Auch Krestowskij gefällt mir.

Ich hätte dir gern noch viel mehr geschrieben, es ist aber inzwischen so viel Zeit vergangen, daß mir auch dieser Brief Schwierigkeiten macht. Es kann ja nicht sein, daß sich unser Verhältnis irgendwie verändert haben soll. Küsse deine Kinder. Können sie sich noch an Onkel Fedja erinnern? Grüße alle Bekannte; halte aber diesen Brief streng geheim. Leb wohl, leb wohl, mein Teurer! Du wirst noch von mir hören und mich vielleicht auch sehen. Ja, wir werden uns ganz bestimmt wiedersehen! Lebe wohl. Lies aufmerksam alles, was ich dir schreibe. Schreibe mir möglichst oft (wenn auch offiziell). Ich umarme dich und alle Deinigen unzähligemal. Dein Dostojewski.

P. S. Hast du meine Kindergeschichte, die ich in der Festung geschrieben habe, erhalten? Wenn sie in deinen Händen ist, so fange damit nichts an und zeige sie niemand. Wer ist Tschernow, der im Jahre 1850 einen „Doppelgänger" geschrieben hat?

Auf Wiedersehen! Dein Dostojewski.

Georg Büchner / Aus „Dantons Tod“*)

Ein Zimmer. Danton. Die Grisette Marion.

Marion: Nein, laß mich! So zu deinen Füßen. Ich will dir erzählen!

Danton: Du könntest deine Lippen besser gebrauchen.

Marion: Nein, laß mich einmal so. Ich bin aus guter Familie. Meine Mutter war eine kluge Frau, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung, sie sagte mir immer: die Keuschheit sei eine schöne Tugend. Wenn Leute ins Haus kamen und von manchen Dingen zu sprechen anfingen, hieß sie mich aus dem Zimmer gehen; fragte ich, was die Leute gewollt hatten, so sagte sie: ich solle mich schämen; gab sie mir ein Buch zu lesen, so mußte ich fast immer einige Seiten überschlagen. Aber die Bibel las ich nach Belieben, da war alles heilig; aber es war etwas darin, was ich nicht begriff. Ich mochte auch niemand fragen, ich brütete über mir selbst. Da kam der Frühling, es ging überall etwas um mich vor, woran ich keinen Teil hatte. Ich geriet in eine eigene Atmosphäre, sie erstickte mich fast. Ich betrachtete meine Glieder, es war mir manchmal, als wäre ich doppelt und verschmölze dann wieder in eins. Ein junger Mensch kam zu der Zeit ins Haus; er war hübsch und sprach oft tolles Zeug, ich wußte nicht recht, was er wollte, aber ich mußte lachen. Meine Mutter hieß ihn öfters kommen, das war uns beiden recht. Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht ebensogut beieinander liegen als beieinander sitzen dürften. Ich fand dabei mehr Vergnügen als bei seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir taten's heimlich, und das ging so fort. Aber ich wurde wie ein Meer, das alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für

*) Geschrieben 1835 (im Alter von 22 Jahren). Büchners Werke sind nun in drei Bändchen (Nr. 88, 91, 92) in der Insel-Bücherei erschienen.

mich nur ein Gegenſatz da, alle Männer verſchmolzen in einen Leib. Meine Natur war einmal ſo, wer kann da drüber hinaus? Endlich merkt er's. Er kam eines Morgens und küßte mich, als wollte er mich erſticken; ſeine Arme ſchnürten ſich um meinen Hals, ich war in unſäglicher Angſt. Da ließ er mich los und lachte und ſagte: er hätte faſt einen dummen Streich gemacht; ich ſolle mein Kleid nur behalten und es brauchen, es würde ſich ſchon von ſelbſt abtragen, er wolle mir den Spaß nicht vor der Zeit verderben, es wäre doch das einzige, was ich hätte. Dann ging er, ich wußte wieder nicht, was er wollte. Den Abend ſaß ich am Fenſter, ich bin ſehr reizbar und hänge mit allem um mich nur durch eine Empfindung zuſammen; ich verſank in die Wellen der Abendröte. Da kam ein Haufe die Straße herab, die Kinder liefen voraus, die Weiber ſahen aus den Fenſtern. Ich ſah hinunter: ſie trugen ihn in einem Korbe vorbei, der Mond ſchien auf ſeine bleiche Stirn, ſeine Locken waren feucht, er hatte ſich erſäuft. Ich mußte weinen. Das war der einzige Bruch in meinem Weſen. Die andern Leute haben Sonn- und Werktage, ſie arbeiten ſechs Tage und beten am ſiebenten, ſie ſind jedes Jahr auf ihren Geburtstag einmal gerührt und denken auf Neujahr einmal nach. Ich begreife nichts davon: ich kenne keinen Abſatz, keine Veränderung; ich bin immer nur eins, ein ununterbrochenes Sehnen und Faſſen, eine Glut, ein Strom. Meine Mutter iſt vor Gram geſtorben; die Leute weiſen mit Fingern auf mich, das iſt dumm. Es läuft auf eins hinaus, an was man ſeine Freude hat, an Leibern, Chriſtusbildern, Weingläſern, an Blumen oder an Kinderſpielſachen; es iſt das nämliche Gefühl; wer am meiſten genießt, betet am meiſten.

Danton: Warum kann ich deine Schönheit nicht ganz in mich faſſen, ſie nicht ganz umſchließen?

Marion: Danton, deine Lippen haben Augen.

Danton: Ich möchte ein Teil des Aethers sein, um dich in meiner Flut zu baden, um mich auf jeder Welle deines schönen Leibes zu brechen.

* * *

Ein Zimmer. Danton. Camille und Lucile Desmoulins.

Camille: Ich sage Euch, wenn sie nicht alles in hölzernen Kopien bekommen, verzettelt in Theatern, Konzerten und Kunstausstellungen, so haben sie weder Augen noch Ohren dafür. Schnitzt einer eine Marionette, wo man den Strick hereinhängen sieht, an dem sie gezerrt wird und deren Gelenke bei jedem Schritt in fünffüßigen Jamben krachen — welch ein Charakter, welche Consequenz! — Nimmt einer ein Gefühlchen, eine Sentenz, einen Begriff, und zieht ihm Rock und Hosen an, macht ihm Hände und Füße, färbt ihm das Gesicht und läßt das Ding sich drei Akte hindurch herumquälen, bis es sich zuletzt verheiratet oder totschießt — ein Ideal! — Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Leben wiedergibt, wie eine Tonpfeife mit Wasser die Nachtigall — ach, die Kunst! — Setzt die Leute aus dem Theater auf die Gasse — die erbärmliche Wirklichkeit! — Sie vergessen ihren Herrgott über seinen schlechten Kopisten. Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in ihnen sich jeden Augenblick neu gebiert, hören und sehen sie nichts. Sie gehen ins Theater, lesen Gedichte und Romane, schneiden den Fratzen darin die Gesichter nach und sagen zu Gottes Geschöpfen: wie gewöhnlich! — Die Griechen wußten, was sie sagten, wenn sie erzählten, Pygmalions Statue sei lebendig geworden, habe aber keine Kinder bekommen.

Danton: Und die Künstler gehn mit der Natur um wie David, der im September die Gemordeten, wie sie aus der Force auf die Gasse geworfen wurden, kaltblütig zeichnete und sagte: ich erhaschte die letzten Zuckungen des Lebens in diesen Bösewichtern. (Er wird hinausgerufen.)

Camille: Was ſagſt du, Lucile?
Lucile: Nichts, ich ſehe dich ſo gern ſprechen.
Camille: Hörſt du mich auch?
Lucile: Ei freilich!
Camille: Habe ich recht? Weißt du auch, was ich geſagt habe?
Lucile: Nein, wahrhaftig nicht.
(Danton kommt zurück.)
Camille: Was haſt du?
Danton: Der Wohlfahrtsausſchuß hat meine Verhaftung beſchloſſen. Man hat mich gewarnt und mir einen Zufluchtsort angeboten. Sie wollen meinen Kopf; meinetwegen. Ich bin der Hudeleien überdrüſſig. Mögen ſie ihn nehmen, was liegt daran? Ich werde mit Mut zu ſterben wiſſen; das iſt leichter, als zu leben.
Camille: Danton, noch iſt es Zeit!
Danton: Unmöglich — aber ich hätte nicht gedacht . . .
Camille: Deine Trägheit!
Danton: Ich bin nicht träg, aber müde; meine Sohlen brennen mich.
Camille: Wo gehſt du hin?
Danton: Ja, wer das wüßte!
Camille: Im Ernſt, wohin?
Danton: Spazieren, mein Junge, ſpazieren. (Er geht.)
Lucile: Ach, Camille!
Camille: Sei ruhig, lieb Kind!
Lucile: Wenn ich denke, daß ſie dies Haupt! — — Mein Camille, das iſt Unſinn, gelt, ich bin wahnſinnig?
Camille: Sei ruhig, Danton und ich ſind nicht eins!
Lucile: Die Erde iſt weit, und es ſind viel Dinge darauf — warum denn gerade das eine? Wer ſollte mirs nehmen? Das wäre arg. Was wollten ſie auch damit anfangen?

* * *

Das Luxembourg. Ein Saal mit Gefangenen. Chaumette, Payne, Mercier, Hérault-Séchelles und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Aermel): Hören Sie, Payne, es könnte doch so sein! Vorhin überkam es mich so, ich habe heute Kopfweh; helfen Sie mir ein wenig mit ihren Schlüssen, es ist mir ganz unheimlich zumut.

Payne: So komm, Philosoph Anaxagoras, ich will dich katechisieren. — Es gibt keinen Gott, denn: entweder hat Gott die Welt geschaffen oder nicht. Hat er sie nicht geschaffen, so hat die Welt ihren Grund in sich, und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geschaffen haben; denn entweder ist die Schöpfung ewig wie Gott, oder sie hat einen Anfang. Ist letzteres der Fall, so muß Gott sie zu einem bestimten Zeitpunkt geschaffen haben. Gott muß also, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal tätig geworden sein, muß also einmal eine Veränderung in sich erlitten haben, die den Begriff Zeit auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Wesen Gottes streitet. Gott kann also die Welt nicht geschaffen haben. Da wir nun aber sehr deutlich wissen, daß die Welt oder daß unser Ich wenigstens vorhanden ist, und daß sie dem Vorhergehenden nach also auch ihren Grund in sich oder in etwas haben muß, das nicht Gott ist, so kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette: Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, ich danke!

Mercier: Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig ist?!

Payne: Dann ist sie schon keine Schöpfung mehr, dann ist sie eins mit Gott oder ein Attribut desselben, wie Spinoza sagt, dann ist Gott in allem, in Ihnen, Wertester, im Philosophen Anaxagoras und in mir. Das wäre so übel nicht, aber sie müssen mir zugestehen, daß es gerade nicht

viel um die himmliſche Majeſtät iſt, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Ausſatz haben, lebendig begraben werden oder wenigſtens die ſehr unangenehmen Vorſtellungen davon haben kann.

Mercier: Aber eine Urſache muß doch da ſein?

Payne: Wer leugnet das? Aber wer ſagt Ihnen denn, daß dieſe Urſache das ſei, was wir uns als Gott, das heißt als das Vollkommenſte, denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier: Nein.

Payne: Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommenen Wirkung auf eine vollkommene Urſache ſchließen? Voltaire wagte es ebenſowenig, es mit Gott als mit den Königen zu verderben, deswegen tat er es. Wer einmal nichts hat als Verſtand und ihn nicht einmal konſequent zu gebrauchen weiß oder wagt, iſt ein Stümper.

Mercier: Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Urſache eine vollkommene Wirkung haben, das heißt: kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes ſchaffen? — Iſt das nicht unmöglich, weil das Geſchaffene doch nie ſeinen Grund in ſich haben kann, was doch, wie Sie ſagten, zur Vollkommenheit gehört?

Chaumette: Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne: Beruhige dich, Philoſoph. Sie haben recht; aber muß denn Gott einmal ſchaffen, kann er nur was Unvollkommenes ſchaffen, ſo läßt er es geſcheiter ganz bleiben. Iſts nicht ſehr menſchlich, uns Gott nur als ſchaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und ſchütteln müſſen, um uns nur immer ſagen zu können: wir ſind! müſſen wir Gott auch dies elende Bedürfnis andichten? — Müſſen wir, wenn ſich unſer Geiſt in das Weſen einer harmoniſch in ſich ruhenden, ewigen Seligkeit verſenkt, gleich annehmen, ſie müſſe den Finger ausſtrecken und über Tiſch Brotmännchen kneten — aus überſchwenglichem Liebes-

bedürfnis, wie wir uns ganz geheimnisvoll in die Ohren sagen? Müssen wir das alles, bloß um uns zu Götterſöhnen zu machen? Ich nehme mit einem geringeren Vater vorlieb, wenigstens werde ich ihm nicht nachsagen können, daß er mich unter seinem Stande in Schweineſtällen oder auf den Galeeren habe erziehen lassen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt Ihr Gott demonſtrieren, Spinoza hat es versucht. Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verstand kann Gott beweiſen, das Gefühl empört sich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiſeſte Zucken des Schmerzes, und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier: Und die Moral?

Payne: Erst beweiſt Ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Ein schöner Zirkelſchuß, der sich selbst den Hintern leckt. Was wollt Ihr denn mit Eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für sich was Böſes oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nötig, meine Handlungsweiſe zu ändern. Ich handle meiner Natur gemäß; was ihr angemeſſen, ist für mich gut, und ich tue es. und was ihr zuwider, ist für mich bös, und ich tue es nicht und verteidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man so sagt, tugendhaft bleiben und sich gegen das sogenannte Laſter wehren, ohne deswegen ihren Gegner verachten zu müſſen, was ein gar trauriges Gefühl ist.

Chaumette: Wahr, sehr wahr!

Hérault: O Philoſoph Anaxagoras, man könnte aber auch sagen: damit Gott alles sei, müſſe er auch sein eignes Gegenteil sein, das heißt vollkommen und unvollkommen, bös und gut, selig und leidend; das Reſultat freilich würde gleich Null sein, es würde sich gegenseitig heben, wir kämen zu nichts. — Freue dich, du kommſt glücklich durch, du kannſt

ganz ruhig in Madame Momoro das Meisterstück der Natur anbeten; wenigstens hat sie dir die Rosenkränze dazu in den Leisten gelassen.

Chaumette: Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren! (Ab.)

Payne: Er traut noch nicht, er wird sich zu guter Letzt noch die Oelung geben, die Füße nach Mekka zu legen und sich beschneiden lassen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn): Guten Morgen! Gute Nacht! — sollte ich sagen. Ich kann nicht fragen, wie hast du geschlafen? Wie wirst du schlafen?

Danton: Nun gut, man muß lachend zu Bett gehen.

Mercier (zu Payne): Diese Dogge mit Taubenflügeln! Er ist der böse Genius der Revolution, er wagte sich an seine Mutter, aber sie war stärker als er.

Payne: Sein Leben und sein Tod sind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton): Ich dachte nicht, daß Sie so schnell kommen würden.

Danton: Ich wußte es, man hat mich gewarnt.

Lacroix: Und du hast nichts gesagt?

Danton: Zu was? Ein Schlagfluß ist der beste Tod; wolltest du zuvor krank sein? Und — ich dachte nicht, daß sie es wagen würden. (Zu Hérault): Es ist besser, sich in die Erde legen, als sich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe sie lieber zum Kissen als zum Schemel.

Hérault: Wir werden wenigstens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübschen Dame Verwesung die Wangen streicheln.

Camille (zu Danton): Gib dir nur keine Mühe, du magst die Zunge noch so weit zum Hals heraushängen, du kannst dir damit doch nicht den Todesschweiß von der

Stirn lecken. O Lucile! Das ist ein großer Jammer! (Die Gefangenen drängen sich um die neu Angekommenen.)

Danton (zu Payne): Was Sie für das Wohl Ihres Landes getan, habe ich für das meinige versucht. Ich war weniger glücklich, man schickt mich aufs Schafott; meinetwegen, ich werde nicht stolpern.

Mercier (zu Danton): Das Blut der zweiundzwanzig ersäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault): Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft sind eins.

Ein andrer (zu Camille): Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbesserung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein andrer: Laßt ihn! Das sind die Lippen, welche das Wort Erbarmen gesprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen seinem Beispiele.)

Philippeau: Wir sind Priester, die mit Sterbenden gebetet haben; wir sind angesteckt worden und sterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen: Der Streich, der Euch trifft, tötet uns alle.

Camille: Meine Herren, ich beklage sehr, daß unsre Anstrengungen so fruchtlos waren; ich gehe aufs Schafott, weil mir die Augen über das Los einiger Unglücklichen naß geworden.

* * *

Die Conciergerie. Lacroix, Hérault auf einem Bett, Danton, Camille auf einem andern.

Lacroix: Die Haare wachsen einem so und die Nägel, man muß sich wirklich schämen.

Hérault: Nehmen Sie sich ein wenig in acht, Sie niesen mir das ganze Gesicht voll Sand!

Lacroix: Und treten Sie mir nicht so auf die Füße, Bester, ich habe Hühneraugen!

Hérault: Sie leiden noch an Ungeziefer.
Lacroix: Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre!
Hérault: Nun, ſchlafen Sie wohl, wir müſſen ſehen, wie wir miteinander zurechtkommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln im Schlaf! — So! Zerren Sie nicht ſo am Leintuch, es iſt kalt da unten!
Danton: Ja, Camille, morgen ſind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schoß wirft.
Camille: Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel ſich Pantoffel geſchnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch darnach. — Meine Lucile!
Danton: Sei ruhig, mein Junge!
Camille: Kann ichs? Glaubſt du, Danton?! Kann ichs? Sie können die Hände nicht an ſie legen; das Licht der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Siehe, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der Grabdunſt würde wie Tau an ihren Wimpern funkeln, Kriſtalle würden wie Blumen um ihre Glieder ſprießen und helle Quellen in Schlaf ſie murmeln.
Danton: Schlafe, mein Junge, ſchlafe!
Camille: Höre, Danton, unter uns geſagt, es iſt ſo elend, ſterben zu müſſen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus ſeinen hübſchen Augen ſtehlen; ich will die Augen offen haben.
Danton: Du wirſt ſie ohnehin offen behalten. Samſon drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf iſt barmherziger. Schlafe, mein Junge, ſchlafe!
Camille: Lucile, deine Küſſe phantaſieren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen ſinken und ſchließen ihn feſt ein.
Danton: Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Ticken ſchiebt ſie die Wände enger um mich, bis ſie ſo eng

sind wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind so eine Geschichte, die Haare standen mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe wert, mich so groß zu füttern und mich warm zu halten. Bloß Arbeit für den Totengräber! — Ach, es ist so elend, sterben müssen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben sind wir so hilflos und nackt wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grabe so gut wimmern wie in der Wiege. Camille! Er schläft (indem er sich über ihn bückt); ein Traum spielt zwischen seinen Wimpern. Ich will den goldnen Tau des Schlafes ihm nicht von den Augen streifen. (Er erhebt sich und tritt ans Fenster.) Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen totküßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluten sich begräbt. — Wie schimmernde Tränen sind die Sterne durch die Nacht gesprengt; es muß ein großer Jammer in dem Auge sein, von dem sie abträufelten.

Camille: O! (Er hat sich aufgerichtet und tastet nach der Decke.)

Danton: Was hast du, Camille?

Camille: O, o!

Danton: (schüttelt ihn): Willst du die Decke herunterkratzen?

Camille: Ach du, du, o halt mich, sprich du!

Danton: Du bebst an allen Gliedern, der Schweiß steht dir auf der Stirne!

Camille: Das bist du, das ich; so — das ist meine Hand; ja! jetzt besinn ich mich. O Danton, das war entsetzlich!

Danton: Was denn?

Camille: Ich lag zwischen Traum und Wachen. Da schwand die Decke, und der Mond sank herein, ganz nahe. ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit

ihren Lichtern hatte ſich geſenkt, ich ſtieß daran, ich betaſtete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entſetzlich, Danton!

Danton: Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das ſahſt du.

Camille: Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um einem das bißchen Verſtand verlieren zu machen. Der Wahnſinn faßt mich bei den Haaren. (Er erhebt ſich.) Ich mag nicht mehr ſchlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton: Was nimmſt du?

Camille: Die Nachtgedanken.

Danton: Willſt du zum voraus ſterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betſtuhl, ſondern wie aus dem Bett einer barmherzigen Schweſter wegſchleichen. Es iſt eine feile Dirne; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht.

* * *

Die Conciergerie. Danton an einem Fenſter, welches in das nächſte Zimmer geht. Camille, Philippeau, Lacroix, Hérault.

Danton: Du biſt jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen): Am Sterben.

Danton: Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme: Nun?

Danton: Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht haſt — des vers.

Camille (für ſich): Der Wahnſinn ſaß hinter ihren Augen. Es ſind ſchon mehr Leute wahnſinnig geworden, das iſt der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waſchen unſre Hände. Es iſt auch beſſer ſo.

Danton: Ich laſſe alles in einer ſchrecklichen Verwirrung. Keiner verſteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Huren und Couthon meine Waden hinterließe.

Lacroix: Wir hätten die Freiheit zur Hure gemacht!
Danton: Was wär es auch! Die Freiheit und eine Hure sind die kosmopolitischsten Dinge unter der Sonne. Sie wird sich jetzt anständig im Ehebett des Advokaten von Arras prostituieren. Aber ich denke, sie wird die Klytämnestra gegen ihn spielen; ich lasse ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn mit mir.
Lacroix: Die Esel werden schreien: Es lebe die Republik! wenn wir vorbeigehen.
Danton: Was liegt daran? Die Sündflut der Revolution mag unsere Leichen absetzen, wo sie will; mit unsern fossilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einschlagen können.
Herault: Ja, wenn sich gerade ein Simson für unsre Kinnbacken findet.
Danton: Sie sind Kainsbrüder.
Lacroix: Nichts beweist mehr, daß Robespierre ein Nero ist, als der Umstand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor dessen Verhaftung. Ist es nicht so, Camille?
Camille: Meinetwegen, was geht das mich an? — (Für sich.) Was sie aus dem Wahnsinn für ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zusammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.
Danton: Wenn einmal die Geschichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unsrer Leichen ersticken.
Hérault: Wir stanken bei Lebzeiten schon hinlänglich. Das sind Phrasen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen sie eigentlich nichts an.
Camille: Er zieht ein Gesicht, als solle er versteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt sich auch der Mühe, Mäulchen zu machen und Rot aufzulegen und mit einem guten Akzent zu sprechen; wir

ſollten einmal die Masken abnehmen, wir ſähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahnloſen, unverwüſtlichen Schafskopf, nichts mehr, nichts weniger. Die Unterſchiede ſind ſo groß nicht, wir alle ſind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genies, und zwar das alles in einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, ſie ſind nicht ſo breit, als man ſich einbildet. Schlafen, Verdauen, Kinder machen — das treiben alle; die übrigen Dinge ſind nur Variationen aus verſchiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man ſich auf die Zehen zu ſtellen und Geſichter zu ſchneiden, da braucht man ſich voreinander zu genieren! Wir haben uns alle am nämlichen Tiſche krank gegeſſen und haben Leibgrimmen; was haltet ihr euch die Servietten vor das Geſicht? Schreit nur und greint, wie es euch ankommt! Schneidet nur keine ſo tugendhaften und ſo witzigen und ſo heroiſchen und ſo genialen Grimaſſen, wir kennen uns ja einander, ſpart euch die Mühe!

Hérault: Ja, Camille, wir wollen uns beieinanderſetzen und ſchreien; nichts dummer, als die Lippen zuſammenzupreſſen, wenn einem was weh tut. — Griechen und Götter ſchrien, Römer und Stoiker machten die heroiſche Fratze.

Danton: Die einen waren ſo gut Epikureer wie die andern. Sie machten ſich ein ganz behagliches Selbſtgefühl zurecht. Es iſt nicht ſo übel, ſeine Toga zu drapieren und ſich umzuſehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was ſollen wir uns zieren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Roſenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau: Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu ſtehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu ſehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderſchreien

und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien sind.

Danton: Aber wir sind die armen Musikanten und unsre Körper die Instrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche aus ihnen herausgepfuscht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leise verhallend wie ein wollüstiger Hauch in himmlischen Ohren zu sterben?

Hérault: Sind wir wie Ferkel, die man für fürstliche Tafeln mit Ruten totpeitscht, damit ihr Fleisch schmackhafter werde?

Danton: Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieser Welt gebraten und mit Lichtstrahlen gekitzelt werden, damit die Götter sich über ihr Lachen freuen?

Camille: Ist denn der Aether mit seinen Goldaugen eine Schüssel mit Goldkarpfen, die am Tische der seligen Götter steht, und die seligen Götter lachen ewig, und die Fische sterben ewig, und die Götter erfreuen sich ewig am Farbenspiel des Todeskampfes?

Danton: Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott.

(Der Schließer tritt ein.)

Schließer: Meine Herren, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Tür!

Philippeau: Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zerfallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camilles Arm): Freue dich, Camille, wir bekommen eine schöne Nacht. Die Wolken hängen am stillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, versinkenden Göttergestalten. (Sie gehen ab.)

* * *

Der Revolutionsplatz. Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber ſingen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen ſtimmen die Marſeillaiſe an.

Ein Weib mit Kindern: Platz! Platz! die Kinder ſchreien, ſie haben Hunger. Ich muß ſie zuſehen machen, daß ſie ſtill ſind. Platz!

Ein Weib: Höre, Danton, du kannſt jetzt mit den Würmern Unzucht treiben.

Eine andere: Hérault, aus deinen hübſchen Haaren laſſe ich mir eine Perücke machen.

Hérault: Ich habe nicht Waldung genug für einen ſo abgeholzten Venusberg.

Camille: Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch ſchreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib: Der Berg iſt auf Euch, oder Ihr ſeid ihn vielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille): Ruhig, mein Junge, du haſt dich heiſer geſchrien!

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld): Da, alter Charon, dein Karren iſt ein guter Präſentierteller! — Meine Herren, ich will mich zuerſt ſervieren. Das iſt ein klaſſiſches Gaſtmahl; wir liegen auf unſern Plätzen und verſchütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton! (Er beſteigt das Blutgerüſt, die Gefangenen folgen ihm, einer nach dem andern. Danton ſteigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke): Ihr tötet uns an dem Tage, wo ihr den Verſtand verloren habt; ihr werdet ſie an dem töten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen: Das war ſchon einmal da; wie langweilig!

Lacroix: Die Tyrannen werden über unſern Gräbern den Hals brechen.

Hérault (zu Danton): Er hält ſeine Leiche für ein Miſtbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schafott): Ich vergebe Euch: ich wünsche, Eure Todesstunde sei nicht bitterer als die meinige.
Hérault: Dacht ichs doch, er muß sich noch einmal in den Busen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäsche hat.
Fabre: Lebe wohl, Danton! Ich sterbe doppelt.
Danton: Adieu, mein Freund! Die Guillotine ist der beste Arzt.
Hérault (will Danton umarmen): Ach, Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da ists Zeit.
(Ein Henker stößt ihn zurück.)
Danton (zum Henker): Willst du grausamer sein als der Tod? Kannst du verhindern, daß unsere Köpfe sich auf dem Boden des Korbes küssen?

* * *

Eine Straße.

Lucile: Es ist doch was wie Ernst daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, so was zu begreifen. Sterben — Sterben — ! — Es darf ja alles leben, alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte stocken, wenn nur der eine Tropfen verschüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt sich alles, die Uhren gehen, die Glocken schlagen, die Leute laufen, das Wasser rinnt, und so alles weiter bis da, dahin! — Nein, es darf nicht geschehen, nein, ich will mich auf den Boden setzen und schreien, daß erschrocken alles stockt, sich nichts mehr regt. (Sie setzt sich nieder, verhüllt sich die Augen und stößt einen Schrei aus. Nach einer Pause erhebt sie sich.) Das hilft nichts, das ist noch alles wie sonst, die Häuser, die Gasse, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir müssens wohl leiden.

Gedichte / von Elſe Laſker-Schüler

Meiner Mutter

O, Mutter wenn du leben würdeſt
Dann möchte ich ſpielen in deinem Schoß.

Mir iſt bang und mein Herz ſchmerzt
Von der vielen Pein.
Ueberall ſprießt Blutlaub.

Wo ſoll mein Kind hin?
Ich baute keinen Pfad froh
Alle Erde iſt aufgewühlt.

Liebe, liebe Mutter.

O, ich hab dich ſo lieb

Dein Goldblond nimmt nur
Meinen Hauch an.

Aber ich mag mich
Dir nicht nahen . . .

Die großen Blutbuchen
Meiner Träumerei
Färben meine Nächte.

Ich bin Waſſer!
Immer ſchlägt wilde Welle
An mein Herz.

Ueber dunkel Geſtein
Und ſchweigende Erde
Muß ich,

Ueber Gottes Grab.
Wie ſchmerzt mich meine Trauer.

Der Pfahl im Fleisch / von Sören Kierkegaard*)

(Schluß)

Der Apostel Paulus war, wie ja allen bekannt ist, ein in vielerlei Leiden erprobter Mann. Wenn deshalb der Leidende, was nur allzuoft geschieht, anstatt Anweisung in dem dargebotenen Trost zu suchen, hinterlistig wird, Ausflüchte sucht, statt zu bedenken, ob der Redende nun wirklich erprobt ist, erprobt gerade wie er selbst es ist, denn sonst mangelt er ja der Erfahrung; wenn der Leidende, eine Beute der listigen Erfindungen jener verborgenen Eitelkeit, mancher Zeugen sonst glaubwürdiges Zeugnis verschmähen sollte, den Apostel Paulus wird er doch wohl nicht verschmähen. So nenne denn deine Leiden, oder wenn deiner Sorge Spitzfindigkeit dich sogar neidisch gemacht hat auf den Apostel und seine Unerschrockenheit, so denke dir Leiden aus; du sollst wohl den Apostel darin erprobt finden, wenn es dir auch nicht glücken wird, ihn nach deinem Sinn umzubilden, ihn aufzuhalten im Lauf, so daß er mit dir weitschweifig wird in der Leiden Weitläufigkeit. Wie das Auge den, der läuft, nicht recht fassen kann, weil er läuft, so ist es hier mit den Leiden; die zukünftigen bekommen nicht Zeit, den Apostel zu erschrecken, die vergangenen bekommen nicht Zeit, ihn festzuhalten, denn er läuft. Aber erprobt hat er das Leiden doch, und man soll ja einen Apostel nicht darüber belehren, daß das Leiden furchtbarer wird, wenn man stille sitzt, entkräftet vom Vergangenen und nur im angstvollen Umgang mit dem Künftigen, sondern soll vielmehr von ihm lernen zu laufen und den Lauf zu vollenden. Nenne nun die Leiden, die, welche einen Menschen vernichten, indem sie alle Qual in des Augenblicks

*) Vgl. dazu das Vorwort Theodor Haeckers, des Uebersetzers, im vorhergehenden Heft.

Kürze gießen, die langwierigen, die ihm langſam die Seele aus dem Leib martern, nenne dies: verſpottet zu werden wie ein Schwachſinniger, geflohen zu werden wie ein Aergernis, nenne Lebensgefahr, Blöße, Gefangenſchaft, Ketten, nenne alle des Mißverſtändniſſes tiefe Kränkungen; nenne dies: alle ſchlafend zu finden ausgenommen das Mißverſtändnis, nenne dies: gegrüßt zu werden wie ein Abgott, wenn man ein Apoſtel iſt, vergeſſen zu werden, ſobald man weg iſt, die gute Sache aufgegeben zu ſehen von Freunden, die feige wurden, unterſtützt von Feinden, die nach Verwirrung trachten, nenne dies: verlaſſen zu werden von denen, auf die man baut, verlaſſen von den Schwachen, die ſich ſelber helfen wollen, für einen Verführer angeſehen zu werden, wenn man der Wahrheit Zeuge iſt, der Sünde Vorwand zu geben zu neuer Sünde, wenn man der Wahrheit Lehrer iſt, für ſchwach zu gelten, wenn man mild, für hochmütig, wenn man ſtreng, für ſelbſtliebend, wenn man väterlich bekümmert iſt; fahre fort, wenn es dir gutdünkt, du ſollſt den Apoſtel erprobt finden. Aber alle dieſe Leiden nennt er doch nicht den Pfahl im Fleiſch.

Der Unterſchied iſt wohl der: alle jene Leiden ſind nur im Aeußeren; ſelbſt die Bekümmerung um die Gemeinde, ſelbſt die tiefe Sorge über das Mißverſtändnis, wie ſchwer ſie ihm auch im Sinn liegt, er hat ſich doch nichts vorzuwerfen; unter all dieſem Leiden ſiegt die Zuverſicht, daß er im Einverſtändnis mit Gott iſt. Ob da auch des Lebens Gang gegen ihn zeugt, ob Gott gleichſam aus der Welt flieht und ihn ohne Zeugnis läßt; denn das iſt ja das Zeugnis, das jeder Menſch, ſelbſt ein Apoſtel, am beſten verſteht: daß das Gute, für das er arbeitet, Fortgang hat, daß die Wahrheit, die er verkündet, ſiegt, daß die heilige Sache, für die er kämpft, Segen hat, und die Arbeit Lohn, und die Mühe Fruchtbarkeit, und die Anſtrengung Bedeutung, und der Streit Entſcheidung, der Tage und Nächte Schlafloſigkeit eine herr-

liche Anwendung — ob selbst die Welt und das Sichtbare so von Gott verlassen sind, er hat doch des Geistes Zeugnis, daß er Gottes Mitarbeiter ist. Was ist da also für Not! Schon im nächsten Augenblick kann ja alles sich ändern; ist Gott auch entflohen, er ist ja doch im Himmel, wo der Apostel ihn und des Menschen Sohn sieht — nicht sitzend, ach wie sollte er sitzen können, wenn der Apostel so verlassen ist, nein, erhoben, und der Apostel sieht ihn, wie Stephanus, stehend zur rechten Seite der Kraft, hilfsbereit. Ja soll auch alles eitel sein, hingeweht werden, wie eine Einbildung, soll auch nichts, gar nichts ausgerichtet werden, und das Leiden das einzige Wirkliche sein, soll eines langen Lebens rastlose Aufopferung bedeutungslos werden wie ein Fechten in der Luft, der Apostel ist doch dessen gewiß, daß weder Engel noch Teufel, weder Gegenwart noch Zukunft ihn von der Liebe reißen können, die als Gottes Zeugnis in seinem Herzen lebt. Und was ist so alles irdische Leiden gegen diese Seligkeit! Ist er nicht, wiewohl gegenwärtig im Leib, doch abwesend, weit weg, so daß nur die betrogen sind, die meinen, ihn zu verwunden! Denn was für eine leere Einbildung ist nicht ein Gefängnis, wenn der gefangene Mann, den es einschließt, in den dritten Himmel hingerückt ist! Was bedeutet es, den zu verspotten, der nichts hört als unsagbare Reden, den hinzurichten, der abwesend ist!

Hingerückt in den dritten Himmel. Paulus war sonst nicht unbekannt mit dem, was Freude ist im Leben; daß er hoffen durfte das Wort bis nach Spanien zu verkündigen, daß er nach seiner Abreise von einer Gemeinde Einige gewonnen zurückließ, Einige bestärkt, Einige wiedergewonnen; daß er die eine Gemeinde verließ, um zur andern zu reisen; daß Einige ihm doch treu blieben, daß seine väterliche Bekümmerung ihm doch zuweilen eines Sohnes Hingebung gewann! Wie muß die Freude herrlich gewesen sein, wenn der Wunsch erfüllt wurde, wenn er nicht mehr dar-

nach verlangte, die Geliebten zu ſehen, wenn er bei ihnen war, wenn er des Geiſtes Gnadengabe mit ihnen teilte, ſich ſelber ſtärkte indem er andere ſtärkte und bereicherte. Aber dieſen Ausdruck, hingerückt zu ſein in den dritten Himmel, teilhaftig gemacht hoher Offenbarungen, eine unſagbare Seligkeit zu vernehmen, kann er ja doch nicht gebrauchen, hat er nicht gebraucht von jener ſchönen Freude, die er ja mit den andern teilte. Aber jene unſagbare Seligkeit konnte er nicht ausſagen — ach, und um ihn daran zu hindern, war ihm ein Pfahl ins Fleiſch gegeben.

Alſo jenes Leiden und dieſe Seligkeit entſprechen einander. Iſt es ſo, daß jene Seligkeit nur einem Apoſtel vorbehalten iſt, da fürchte keiner das Leiden. Aber iſt es ſo, dann kann man ja darüber nicht reden und iſt der Mühe nicht wert, darüber zu reden, und ſchon unerklärlich, daß der Apoſtel darüber geſchrieben hat. Wohl faßt er ſich kurz, und ſeine Darſtellung erweiſt ſich auch dadurch himmelweit verſchieden von dem läppiſchen Tand, der ſich mit heiligen Namen aufſchminkt; aber ein Apoſtel iſt doch wohl der, der zuletzt von allen Rätſel ſchreibt, die niemand erraten kann, ſondern die höchſtens den aufhalten, der ſie erraten will; ein Apoſtel, der Alles für Alle zu ſein ſucht, iſt wohl der, der zuletzt etwas ſo Beſonderes ſein will, daß er in dieſer Hinſicht für Jeden zu gar nichts würde. Verſagt ſei deshalb alle Neugierde, die gerichtet iſt ohne es ſelber zu wiſſen; denn ihr Urteil iſt, daß ſie es entweder nicht verſtehen kann, oder es verſtehen können muß, und ihre Sünde iſt, daß ſie entweder das Geringere verſchmäht, um ſich den Kopf zu zerbrechen über das Rätſelvolle, oder daß ſie hinterliſtig ihre Gaben anwendet, um es unverſtändlich zu machen, und heuchleriſch ſo tut als ſei dies das Verſtändnis zu wollen. Jeder prüfe ſich ſelber, ſei vor ſich ſelber in dem, was er erlebt hat, wahrhaftig; aber keiner vergeſſe, daß des Geiſtes Seligkeit und des Geiſtes

Leiden nicht etwas Aeußerliches ſind, wovon einer aufrichtig und in Wahrheit ſagen kann: dies zu erleben gab mir mein Leben keine Gelegenheit. In der Welt des Geiſtes gibt es keinen Spaß und Spuk; da machen nicht Glück und Zufall den Einen zum König, den Andern zum Bettler, Einen ſchön wie des Oſtens Königin, einen Andern elender als Lazarus; in der Welt des Geiſtes iſt nur der ausgeſchloſſen, der ſich ſelber ausſchließt; in der Welt des Geiſtes ſind alle eingeladen und die Rede darüber deshalb ſicher und unerſchrocken; denn ſie geht alle an, wenn anders ſie einen einzigen angeht. Wozu da Neugierde zu erraten, was durch Gott jedem Menſchen die Gelegenheit gegeben wurde zu erleben, ja was ihm ſo nahe gelegt iſt, daß ſogar geſagt werden muß: er muß es verſtanden haben. Denn wenn ein Menſch ſtürbe ohne verſtanden zu haben, wie das doch ſein muß, reich zu ſein, oder ſchön zu ſein, oder König zu ſein, oder wie das doch ſein muß, verkannt zu ſein, gering geachtet, arm, blindgeboren, ausgeſtoßen aus dem Geſchlecht, wenn er ſtürbe, ohne die rätſelvolle Rede eines alten Weiſen von dem, was des Erdenlebens ſchönſte Bedeutung ausmacht, verſtanden zu haben, daß, ob man heirate oder nicht heirate, man beides bereue; ob man wohl deshalb mit Recht von ihm ſagen könnte, daß er das Leben nicht benützt habe? Aber wenn ein Menſch ſtürbe und niemals erfahren hätte, was es heißt mit Gott zu ſtreiten, wäre es ein Zeichen dafür, daß der, den man begrub, ſelten groß war in Gottesfurcht? Oder wenn er niemals erfahren hätte, was es heißt, von Gott verlaſſen zu ſein, wäre es ein Zeichen dafür, daß der, den man begrub, in ſeltenem Sinn ein Liebling des Herrn geweſen war? Oder wenn er niemals des Herrn Zorn erfahren hätte, und deſſen verzehrendes Feuer, ja niemals davon geträumt, daß es ſo etwas gebe, dürfte das ſein Troſt ſein im Tod, ſeine Rechtfertigung im Gericht, ihm ein Zeichen dafür,

daß er wie kein anderer Gottes Freund gewesen war; oder könnte er Genüge leisten mit der Antwort: So etwas habe ich keine Gelegenheit gehabt zu erleben? Ach, gesetzt ein solcher wollte dessen ungeachtet jenen Ausdruck erklären, gesetzt, es zeigte sich, daß er auch verstand, was ein Pfahl im Fleisch zu bedeuten habe, daß es nämlich der Geist war, der ihm zum Pfahl im Fleisch geworden war und, wenn der bloß ausging, da hatte er auch seinen Schmerz verwunden, da war es ihm geglückt die Angst auszutreiben, die doch die Liebe nicht ganz austreiben soll, die der Glaube nicht ganz auszutreiben vermochte, nicht einmal in einem Apostel.

Der Pfahl im Fleisch ist hier der Gegensatz zu des Geistes unsagbarer Seligkeit, und der Gegensatz kann nicht im Aeußeren sein, als könnten Leiden, Ketten, die Geißelungen der Mißverständnisse, des Todes Schrecken die Seligkeit von ihm nehmen oder als könnte aller Erfolg der Lehre, des Glaubens Sieg in der weiten Welt ihm den Mangel völlig ausfüllen. Sobald er das Leiden vernimmt und der Pfahl brennt, hat der Apostel allein mit sich selbst zu tun. Die Seligkeit ist verschwunden, sie verschwindet mehr und mehr, ach ihr Besitz war unsagbar, auch der Schmerz ist unsagbar, da er nicht einmal den Verlust aussagen kann und die Erinnerung nichts vermag als in Ohnmacht zu verschmachten! Hingerückt gewesen zu sein in den dritten Himmel, geborgen in der Seligkeit Schoß, ausgeweitet in Gott, und nun mit dem Pfahl im Fleisch eingespannt in die Sklaverei der Zeitlichkeit! Reich gewesen zu sein in Gott, unsagbar, und nun vernichtet zu Fleisch und Blut, Staub und Vergänglichkeit! Sich selber gegenwärtig gewesen zu sein vor Gott, und nun verlassen von Gott, verlassen von sich selber, nur mit einer armseligen schwachsinnigen Erinnerung getröstet! Schwer genug für einen Menschen, menschliche Treulosigkeit zu erfahren, aber

zu erfahren, daß auch bei Gott Veränderung ist, Wechsel des Lichts und Finsternis, daß es einen Engel Satans gibt, der Macht hat einen Menschen aus der Seligkeit zu vertreiben! Wo ist da Sicherheit für einen Menschen, ist sie nicht einmal im dritten Himmel! Doch nein, nein, wir wollen uns nicht verirren; denn so, wie wir jetzt reden, wird ja in der Welt geredet von denen, die nicht wissen, wovon sie reden, und nur von dem zeugen, was sie erfahren haben, aber nicht demütig zu reden verstehen wie ein Apostel, Gott hingegeben, was auch geschehe. Der Apostel sagt, daß er weiß, daß dieser Wechsel ihm von Nutzen ist. Wie einfach, einfältig, wie mild ist nicht diese Rede! Nachdem er in den stärksten Ausdrücken das Seligste und das Schwerste, gewonnen und verloren zu haben, genannt hatte, so beruhigt zu sein! Mein Zuhörer, wenn du die Rede anderer kennst, die Aehnliches erlitten haben, da hast du wohl statt dessen einen Angstschrei gehört, daß nun Alles für immer verloren sei, einen Verzweiflungsruf, daß sie nun nie mehr jene Seligkeit schmecken würden. — Doch weh dem, der frei sein will von Leiden.

Indessen bezeichnet jener apostolische Ausdruck doch nicht bloß die Verlassenheit, den Trennungsschmerz, der furchtbarer ist als selbst der des Todes, da ja der Tod einen Menschen nur vom Zeitlichen trennt und so eine Befreiung ist, während jene Trennung ihn vom Ewigen ausschließt und so eine Gefangenschaft ist, die den Geist von neuem in seinem zerbrechlichen Gefäß seufzen läßt, im engen Raum, im Zustand der Verbannung, denn des Geistes Heimat ist im Ewigen und im Unendlichen. Im selben Augenblick beginnt das alles von vorne. Der, der außer sich gewesen war, kehrt zurück zu sich selber; aber dieser Zustand, in solcher Weise bei sich selber zu sein, ist nicht der der Freiheit und des Befreiten. So ist hier die unsagbare Seligkeit vorbei, der Ernte Freudegesang verstummt, nun soll wieder mit

Tränen geſät werden, wieder ſoll der Geiſt beklommen ſitzen und ſeufzen, und nur Gott weiß, was die Seufzer nicht faſſen, wie weit doch der Freude Harfe wieder geſtimmt wird im Verborgenen der Seele. Der Menſch iſt zurückgekehrt zu ſich ſelber, er iſt nicht mehr ſelig dadurch, daß er gerettet iſt von ſich ſelbſt zu ſich ſelbſt und zur Verklärung in Gott, ſo daß die Vergangenheit ihn fahren laſſen mußte ohne Macht ihn zu richten, weil die Selbſtanklage beſänftigt war, vergeſſen im Verſtändnis mit der Vorſehung unergründlicher Weisheit, in der Verſöhnung ſeliger Belehrung; ſo daß das Ewige keine Zukunft fürchtet, ja auf keine Zukunft hofft, ſondern die Liebe beſitzt alles ohne Aufhören, und es iſt kein Wechſel von Licht und Finſternis. Sobald der Menſch wieder zurückkehrt zu ſich ſelber, da verſteht er es nicht mehr — dagegen verſteht er, was bittere Erfahrungen nur allzu unvergeßlich eingeſchärft haben, die Selbſtanklage, wenn das Vergangene an die Seele eine ſolche Forderung hat, wie keine Reue ſie ganz einlöſen, kein Troſt auf Gott ganz auslöſchen kann, ſondern nur Gott ſelber in der unſagbaren Stille der Seligkeit.

Wie viel Vergangenes kann doch eines Menſchen Seele bergen, wenn er bei ſich ſelber iſt und gerade je tiefer er iſt! Denn ein tieriſcher Troſt, daß die Zeit alles auslöſche iſt furchtbarer als ſelbſt die furchtbarſte Erinnerung; und Gedankenloſigkeit, die mit der Zeit ſpaßt und der Ewigkeit liebäugelt, hilft, wie natürlich iſt, nur dem, der ſchläfrig ſeinen Weg hintaumelt, und hoffärtige Armut und der Verlorenheit ſchillerndes Elend, die die Zeit ihren Gang gehen laſſen, ja nicht einmal der Ewigkeit „Langeweile“ begehren, es ſei denn, daß der Himmel auf neue Zerſtreuungen bedacht ſei, mit denen die anſpruchsvollen Forderungen vorlieb nehmen könnten; all dies iſt nur Abſcheulichkeit, welchen Namen ihm die Welt auch geben mag. Nein, die Zeit als ſolche kann einem Menſchen nicht

helfen, das Vergangene zu vergeſſen, mag ſie auch den Eindruck mildern; aber auch wenn ein Menſch, weit entfernt davon, ſelbſtplageriſch ſich wieder und wieder dazu zu verdammen, die Bitterkeit zu verzehren, die Zeit, die Erfahrene, raten läßt, das Vergangene iſt deshalb doch nicht ganz vergeſſen, geſchweige denn ganz vernichtet. Nur der Ewigkeit Seligkeit vermag das, weil die Seele ganz mit ihr ausgefüllt wird. Daher kommt es, daß Zerſtreuung dem Leichtſinnigen zum Vergeſſen, eine gewiſſe geſchäftige Arbeitſamkeit dem Gedankenloſen zum Auswiſchen des Vergangenen helfen kann, weil Zerſtreuung und die irdiſche Geſchäftigkeit ganz ihre Seele ausfüllen. Aber je tiefer ein Menſch iſt, umſo weniger glückt ihm das, und nur des Himmels Seligkeit vermag das Schwierige, deſſen Schwierigkeit allein zu faſſen ſchon Ernſt erfordert. Denn iſt es nicht für den menſchlichen Verſtand, wenn er nur einmal erwacht iſt, den menſchlichen Gedanken, wenn er nur einmal nüchtern geworden iſt, das Unwahrſcheinlichſte von Allem, daß etwas vergeſſen werden kann, ja daß Gott etwas vergeſſen kann. Daß nämlich menſchliche Gedankenloſigkeit ſogar das Allerwichtigſte zu vergeſſen vermag, iſt nicht ſo ſchwer zu faſſen. Im Augenblick der Seligkeit iſt es vergeſſen oder es iſt einträchtig bei der Seligkeit, aber wenn ein Menſch wieder zurückkehrt zu ſich ſelber, iſt dies das Unwahrſcheinlichſte von Allem. Und doch iſt dieſes Unwahrſcheinliche, wie überhaupt das Unwahrſcheinliche, des höchſten Lebens Anfang und unergründliches Geheimnis. Er kann darnach trachten nur im Glauben, dem die Wahrſcheinlichkeit entgegen arbeitet, von der er beſtändig abſterben muß; gewänne der Glaube eine Wahrſcheinlichkeit, da wäre alles zu Grunde gerichtet und der Glaube verwirrt, da dies bewieſe, daß er das Vorläufige nicht zurückgelegt hatte und ſo verwechſelt werden konnte mit Sinnloſigkeit, die dem Tier am allerleichteſten fällt. Man hat

in einer früheren Zeit geglaubt, daß es des Lebens Bedeutung sei, zuerst die Schwierigkeit zu verstehen, ehe man entweder über die Erklärung jubelte oder herausfand, daß man bei der allgemeinen nicht stehen bleiben könne; daß man erst vom Schrecken ergriffen werde, ehe man Siegeshymnen singe.

Wir kennen nun freilich Paulus Leben nicht genau, aber wir kennen ja Paulus, was die Hauptsache ist. Wie nämlich der sinnliche Mensch daran kenntlich ist, daß er den Splitter in des Bruders Auge sieht und nicht den Balken im eigenen, daß er bei andern streng über denselben Fehler urteilt, den er sich selber leicht vergibt, so ist dies des tieferen und bekümmerten Menschen Kennzeichen, am strengsten über sich selber zu urteilen, alle Erfindsamkeit zu benützen, um einen andern Menschen zu entschuldigen, aber nicht sich selber entschuldigen und vergeben zu können, ja überzeugt zu sein, daß es so ist, daß der Andere entschuldbarer ist, weil ja allzeit eine Möglichkeit zurückbleibt, und weil der einzige Mensch, im Verhältnis zu dem er dieser Möglichkeit beraubt ist, er selber ist. So eine schwierige Sache ist es mit Freimütigkeit; denn sie ist doch nicht ganz eindeutig mit Geistesschwäche, man kann auch ganz gut bei ihr stehen bleiben und braucht nicht weiter zu gehen, indem man sogar Gott richten will, wenn anders die Freimütigkeit Freimütigkeit am Tage des Gerichtes ist, wozu ja gefordert wird, daß Gottes Gericht Sinn und Gedanken durchdringe, wenn anders sie Freudigkeit ist auf Gottes Barmherzigkeit, und diese Rede nicht ein falscher göttlicher Ausdruck für die eigene Gedankenlosigkeit, die sich nicht auf Gott vertröstet, sondern die damit getröstet ist, daß sie längst zu sorgen aufgehört hat. Vermag auch kein Mensch sich selber freizusprechen, eines vermag er: sich selbst so furchtbar anzuklagen, daß er sich nicht freisprechen kann, sondern lernt zur Barmherzigkeit

zu fliehen. In dieſer Hinſicht verſteht ſchwer der eine Menſch den andern, denn der ernſte legt immer den Nachdruck auf ſich ſelber. — Paulus' Leben war viel bewegt geweſen, und wie des Apoſtels raſtloſe Wirkſamkeit ihm viele, viele frohe Erinnerungen eingeheimſt hatte, ſo hat auch ſeine frühere Raſtloſigkeit, als er aus aller Macht wider den Stachel löckte, ihn für ſein übriges Leben mit einer Erinnerung verwundet, die wie ein Pfahl im Fleiſch brennt, wie ein Engel Satans ihn verſtummen macht. Laß nur eine weltliche Bewunderung meinen, daß Paulus doch allzeit groß war, daß ſelbſt in ſeinem Irrtum etwas Außerordentliches war, der, der Troſt oder Anweiſung bei einem Apoſtel ſucht, ſieht ja raſch, daß ein Apoſtel nicht nach dem Hohen und Außerordentlichen trachtet, ſondern nach dem Demütigen, wie hat da nicht Paulus im Ernſt das Vergangene aufgefaßt? Wohl wahr, er war in ſeltenem Sinn ein anderer Menſch geworden, ein neues Geſchöpf, er hatte nicht bloß den Namen gewechſelt; aber in einem andern Sinn war er doch derſelbe Menſch. Wohl wahr, das Vergangene war zurückgedrängt, konnte nicht mehr Macht erlangen, ihn mit ſeinem Schrecken zu ergreifen, da er nach dem Vollkommenen lief; wohl wahr, er ſaß nicht ſtille, verhext in einen Zauberkreis von Erinnerungen, denn er machte alles neu, wohin er kam; wohl wahr, er hatte des Himmels Seligkeit vernommen und des Geiſtes Pfand behalten, aber da war doch eine Erinnerung. Und eine Erinnerung iſt ſchwierig im Umgang; bald iſt ſie weit weg, bald iſt ſie ſo flugs bei der Hand, als wäre ſie nie vergeſſen. Wenn er Chriſtus predigte und ihn als Gekreuzigten — gekreuzigt, ſo riefen ja die Juden. Wo war Paulus, als das geſchah; wir wiſſen es nicht, aber als Stephanus geſteinigt wurde, ſaß er dabei und bewachte die Kleider der Henker. Wenn er einen Augenblick ſtille ſtand im Lauf, wenn ihn die Erinnerung betrog, ſo daß er nicht die Predigt

hörte, aber den Schrei — nicht ſich ſelber predigen, ſondern drohen. Wenn er Chriſtus als Weg verkündigte, als den Weg, den er ſelbſt betreten und vielen gezeigt hatte, da war ja dieſer Weg auch dageweſen, ehe ihn Paulus betrat, er war ja auch da, als Paulus vom Hohenprieſter die Erlaubnis erhielt, die binden zu laſſen, „die auf dieſem Wege waren", er betrat ihn alſo auch damals, als er mit Mord und Dräuen wider die Chriſten raſte. Wohl wahr, Paulus hatte freie Menſchen gefangen ſeit jener Zeit, weit mehr, weit weit ſicherer als da er ſie gefangen nach Jeruſalem führte, aber jene Unglücklichen, wo waren ſie jetzt? Wenn er ſtille ſtand, wenn die Erinnerung an ihm vorbeiging, ſo daß er in banges Grübeln hinſank, ob er jene Unglücklichen nicht wieder finden könnte; wenn die Zweifel in ihm ſtärker wurden: ob doch alle ſeine Wirkſamkeit, ob des Wortes Verkündigung für alle andern Menſchen auch das war, was er zu tun hatte! Sicherlich meinte Saulus, daß ſein Eifer ein Gott wohlgefälliger Eifer war, oh, aber gerade das, ſich ſelber greifen zu müſſen oder ergriffen zu werden in einem ſolchen Selbſtbetrug, und alſo bereuen zu müſſen, was er für Gott wohlgefällig anſah (was für eine Umwälzung in Sinn und Gedanken; welche Schwierigkeit für die Reue, ihren Gegenſtand zu ergreifen und ihn feſtzuhalten! das Beſte bereuen zu müſſen, was man getan hat, ja was man ſogar für Gott wohlgefällig anſah) und ſomit alſo der Verfolgten Schrei bereuen zu müſſen, der Gefangenen Elend (welche Mühſeligkeit der Reue; denn es war ja nicht Saulus' Luſt geweſen, es zu tun, ſondern Eifer, wie er meinte, für die gute Sache) und alſo zum Lohn für ſeinen Eifer nicht einmal der Menſchen Undankbarkeit ernten zu müſſen, ſondern der Reue Bitterkeit, weil er geraſt hatte! Vor Agrippa wird Paulus als Gefangener dargeſtellt, und Feſtus ſagte zu ihm: Paule, du raſeſt — wenn dieſes Wort „du raſeſt" ihn feſtgebannt, ſeiner Erinnerung zur Verwechs-

lung Anlaß gegeben hätte, wenn jenes heilige Feuer, das in ihm ein Gott wohlgefälliges Opfer brannte, von neuem gerast hätte, wenn er, um Gott zu preisen, ein Selbstplager geworden wäre; denn auch dazu braucht es eine große Seele! Aber Paulus wußte, daß es ein Engel Satans war — ach darum weicht er ja nicht von ihm; aber er wußte, daß es ihm von Nutzen war, daß dies geschah, und wußte auch, daß jener Engel Satans dennoch ein Sendbote Gottes war. Ist dies nicht ein Wunder: einen Engel Satans zum Sendboten Gottes zu verwandeln; sollte Satan selber nicht müde werden! Denn wenn ein Engel der Finsternis sich mit allem Schrecken umgürtet, dessen sicher, daß, wenn er nur Paulus dazu bringe, auf ihn zu sehen, da soll er sein Antlitz versteinern; wenn er im voraus des Paulus spottet, daß er nicht den Mut dazu habe, da heftet der Apostel das Auge auf ihn, er zieht es nicht hurtig zurück in Angst, er schlägt es nicht nieder vor Entsetzen, er späht nicht nach ihm mit unsicheren Blicken, sondern er sieht ihn an fest und unerschütterlich; je mehr er ihn ansieht, desto deutlicher wird es ihm, daß er ein Sendbote Gottes ist, der ihn besucht, ein freundlicher Geist, der ihm wohl will. Man hat fast Mitleid mit dem armen Teufel: so der Schreckende sein zu wollen und nun da zu stehen, durchschaut, zum Gegenteil verwandelt, nur darauf bedacht zu entschlüpfen.

Da wich die Vergangenheit zurück; die Reue hielt sie gefangen, schnitt die Verbindung mit ihr ab, stritt gegen sie, ob sie nun mit ganzer Macht vordringen wollte, oder ob ein einzelner Ueberläufer eine Ueberrumpelung versuchte; und der Glaube hielt die aufrührerischen Gedanken im Gehorsam unter Gottes Gnade, die den Apostel tröstete über alle Maßen, denn er wußte ja, daß er ein unnützer Diener war, der Geringste der Apostel, nicht wert ein Apostel zu heißen, weil er Gottes Gemeinde verfolgt hatte. Hätte Paulus seine Apostelwirksamkeit abmessen, sie als Genug-

tuung für das Vergangene gelten lassen wollen, da wäre der Aufruhr von neuem ausgebrochen, und auch nicht Paulus hätte ihn bezwingen können; während er ihm so zum Pfahl im Fleisch wurde, nicht durch sich selber, sondern weil die unsagbare Seligkeit von ihm gewichen war.

Aber auf diesen Aufruhr baut beständig die Vergangenheit, die wieder kommen will mit neuem Schrecken in der Gestalt der Zukunft. In der Zeit ist da keine Sicherheit, so daß ein Mensch mit weltlicher Ruhe sagen kann: Friede und keine Gefahr, es sei denn er finde Trost in Gedankenlosigkeit. Da gilt es zu laufen; ach, man möchte gerne schneller und schneller laufen, aber an der Zeit läuft man nicht vorbei, solange man in der Zeit läuft. Du, der weiß, wovon die Rede ist, nenn es eine Flucht, durch die du gleichsam schon entschlüpft bist hinter den Vorhang, der dich von allem Schrecken und Not der Welt trennt, gerettet aus der Schlinge des Rückfalls, die du weit hinter dir gelassen hast — aber da fehlte doch ein Wenig; nenn es einen Streit, in dem du schon gleichsam gesiegt hattest, und wiewohl angestrengt doch all deine Kraft fühltest zum letzten Anlauf, mit dem du das Kleinod für alle Ewigkeiten an dich reißen wolltest — aber da fehlte doch noch ein Wenig; nenn es einen herrlichen Ausgang nach mühseliger Wanderung im Nebel der Unbegreiflichkeit, als die Erklärung herein schien und Leiden und Mangel und Gefahr und Beschwerlichkeit und der Angst Bedeutung erklärte, als des Verständnisses gesegneter Friede darüber leuchtete, — aber da fehlte doch noch ein kleines Wort; du, der weiß, wovon die Rede ist, laß es dir geschehen sein im Anfang, als der Erfüllung Seligkeit dem guten Vorsatz die treue Hand bot, — aber da war noch eine Schwierigkeit zurück; laß es dir geschehen sein im Fortgang der Zeit, als die Erfüllung treulich Schritt für Schritt dem Wanderer folgte, nicht voraus eilte wie der Schatten in der Morgen-

ſtunde, nicht zurückblieb wie der Erinnerung abendlicher Schatten — aber da war doch noch eine Mißlichkeit zurück, die jedem entging, nur nicht der Spitzfindigkeit der Angſt — du, der weiß, wovon die Rede iſt, was ſoll ich dir ſagen, aber du, der nicht weiß, wovon die Rede iſt, dir ſei es geſagt, daß ſie darum geht, wie die Ungeduld plötzlich mit Rieſenſtärke erwachte, und mit ihrer Angſt das Wenig zu Viel wandelte, die kurze Zeit zur Ewigkeit, den kleinen Abſtand zur klaffenden Tiefe, jene eine Schwierigkeit zur Entſcheidung des Ganzen, jene eine Mißlichkeit zum Verluſt des Ganzen; daß die Rede darum geht, wie die Kraft hinſank in Ohnmacht, die Verzweiflung jede Hilfe verſcheuchte, die Verzagtheit ſich jede Hoffnung verſagte, wie das Vergangene, von dem die Seele ſich losgekauft zu haben glaubte, wieder da ſtand mit ſeiner Forderung, nicht wie eine Erinnerung, ſondern ſchrecklicher als je, weil ſie ſich mit der Zukunft verſchworen hatte, daß die Rede iſt — vom Pfahl im Fleiſch. Eine alte ehrwürdige und zuverläſſige Erbauungsſchrift ſagt, daß Gott mit einem Menſchen ſo verfahre, wie der Jäger mit dem Wild: er jagt es müde, dann läßt er es ein wenig ausſchnaufen, damit es friſche Kräfte ſammle, und dann beginnt die Jagd von neuem. Daß eine Erbauungsſchrift ſo zum Schrecken redet, heißt es nicht ſich gebärden wie der Jäger: mit ihrem Namen die Menſchen zur Raſt der Erbauung einzuladen und ſie dann aufzuſchrecken. Und doch iſt es ſo in Ordnung, und wir wollen die Erbauung annehmen; denn weh dem, der erbauen will, ohne den Schrecken zu kennen; er weiß ja nicht, was er ſelber will! Aber der, der weiß, daß der Schrecken da iſt, er weiß auch daß der Rückfall das Zeichen dafür iſt, daß die Jagd der Angſt wieder beginne, oder wenn nicht der Rückfall ſo doch die Angſt vor ihm, wenn ſie der Zukunft die Kraft entlehnt. Wenn das Vergangene werden darf was es iſt, das Vergangene, wenn ein Menſch es hinter

ſich läßt, um den guten Weg zu betreten, und nicht allzu oft zurückſieht, da verändert er ſich ſelber nach und nach, und das Vergangene verändert ſich unmerklich im ſelben Maß, und zuletzt paſſen ſie gleichſam nicht mehr zueinander, das Vergangene ſchwindet zu einer unbeſtimmteren Geſtalt, es wird eine Erinnerung, die Erinnerung wird minder und minder ſchrecklich, ſie wird ſtiller, ſie wird mild, ſie wird wehmütig, und mit jeder dieſer Beſtimmungen iſt ſie im Begriff, ſich mehr und mehr zu entfernen; zuletzt wird das Vergangene ihm faſt fremd, er faßt nicht einmal, wie es möglich war, daß er ſo irre gehen konnte, und er hört der Erinnerung Erzählung davon, wie der Wanderer die Sage hört vom fernen Land — aber der Rückfall lehrt einen verſtehen, wie es möglich war; ja die Angſt vor dem Rückfall, wenn ſie plötzlich erwacht, wenn ſie auch nur einen Augenblick für ſich hat, ſie weiß ihn zu nützen, alles ſo gegenwärtig zu machen, nicht wie eine Erinnerung, ſondern als ein Künftiges. Doch erkennt ein Apoſtel, daß dies ihm von Nutzen iſt, daran, daß jede zeitliche Angſt, die bloß wünſcht, verzehrt, jedes Selbſtvertrauen, das ſchon fertig ſein will, im Fegefeuer der Möglichkeiten verbrannt werden, jede Feigheit, die ſich an der Gefahr vorbeiſchleichen will, in der Wüſte der harrenden Erwartung umkommen muß. Nur mit großer Schwierigkeit lernt ein Menſch ſich ſelber erkennen; ſein Trachten nach dem Ewigen kann ganz aufrichtig ſein, und doch kann eine Gefahr beſtehen, von der er, wenn es ihm ſelber überlaſſen bliebe, ſo gerne frei ſein möchte, die er ſo gerne umgehen würde, und ſo kann bei aller Demut dennoch eine verborgene Eitelkeit in ihm ſein, da er nicht ſich ſelber erkennen lernte bis zum Aeußerſten, weil er nicht geängſtigt wurde bis zum Aeußerſten, zu Tod und Vernichtung. Man richte keinen, oder jeder nur ſich ſelber. Ach, alles ſchiene ſo geſichert, wenn nur dieſe Gefahr nicht da wäre; des Himmels Seligkeit war ſo unſagbar, und nun

diese Möglichkeit! Da brennt der Pfahl im Fleisch; denn wenn ein Mensch nicht des Himmels Seligkeit vernommen hat, wird er wohl auch nicht so viel leiden. O daß es doch rasch geschehen wäre, daß es endlich heißen müßte: Vorbei! Aber wenn man geängstigt wird, geht die Zeit langsam; und wenn man viel geängstigt wird, da ist selbst ein Augenblick langsam mordend; und wenn man zu Tode geängstigt wird, da steht die Zeit zuletzt stille. Laufen zu wollen schneller als je, und da nicht einen Fuß rücken zu können; den Augenblick kaufen zu wollen mit Aufopferung alles andern, und da zu lernen, daß er nicht feil ist, weil „es nicht liegt an Jemands Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen". Daß dies einem Menschen von Nutzen ist, wer versteht es; denn hier erdreistet sich die Gedankenlosigkeit doch wohl nicht, mit dem helfen zu wollen, was sie so gewöhnlich zur Erklärung des im Leben Nützlichen sagen kann.

Wir haben vom Pfahl im Fleisch geredet; wir haben gesucht, den Ausdruck im Allgemeinen zu erklären, d. h. in jenem Allgemeinen, in welchem es dadurch, daß es einen einzigen Menschen angeht, alle angeht. Im Besondern haben wir uns nicht darum gekümmert zu ergründen, was Paulus für seine Person mit diesem Ausdruck gemeint haben könne, am wenigsten von allem wünschten wir im selben Sinn darnach zu fragen, wie wenn einer fragte, ob Paulus groß oder klein von Wuchs gewesen sei, schön von Angesicht, und anderes solches. Im Besondern wollen wir auch nicht versuchen, das vielleicht Zufällige, vielleicht Unbedeutende anzudeuten, das in dem Einzelnen dessen Pfahl im Fleisch sein kann. Vielleicht möchte die Schilderung davon einen Leser fesseln, vielleicht könnte sie sogar dem Redenden seine Bewunderung gewinnen; aber es wäre verächtlich, wenn der Redende so die Erbauung stören wollte. Die allgemeine Erklärung

dagegen ist diese: daß das höchste Leben auch sein, ja das schwerste Leiden hat; daß nicht einer leichtsinnig das wünschen soll, dessen Gefahr er lügnerisch ausläßt; daß nicht einer mißmutig werden soll, wenn er in Gefahren gerät, von denen er vielleicht nichts ahnte; daß nicht einer geistlos seines Lebens bequeme und behagliche Tage preisen soll. Bloß daß ein Mensch recht auf diese Gefährlichkeit aufmerksam wird, damit ist er schon im Begriff, den guten Streit zu beginnen. Der Trost kommt wohl, aber man ergreife ihn nicht zu früh. Der, der hier geredet hat, ist noch jung, er soll keinen hindern erschreckt zu werden; denn er wird keinen trösten können mit der zweideutigen Erfahrung, daß ein langes Leben ihn gelehrt habe, daß die Gefahr nicht so groß war, wie ein Apostel sie schildert, und wie sie wohl jeder tiefere Mensch einmal in der Jugend geahnt hat, — bis die Wege sich scheiden: der Eine der Gefahr und des Schreckens guten Streit streitet; der Andere klug wird und geistlos sich an des Lebens Sorglosigkeit erfreut.

Berichtigung. Infolge eines Versehens ist in dem Aufsatz „Widersacher des Menschen" von Carl Dallago zu Beginn dieses Heftes auf S. 738 die Zeile 11 v. o. falsch wiedergegeben. Sie lautet richtig: „gerade diese Taktik einer tieferen Verlegenheit zeugt für".

CARL DALLAGO

Demnächst erscheinen

DIE BÖSE SIEBEN

Essays

Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort

Preis brosch. Mk. 3.— (K 3.60), geb. Mk. 4.— (K 4.80)

* * *

UEBER EINE SCHRIFT SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

Preis brosch. Mk. 1.— (K 1.20)

Früher erschienen:

PHILISTER / Essay Geh. 80 hl (70 Pfg.)

OTTO WEININGER UND SEIN WERK / Studie Geh. K 1.-- (85 Pfg.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen od. direkt vom

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Nummer 399:

Glossen / Der Tonfall /
Notizen / Glossen

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
   Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**
2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis **K 75.—**
3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe **K 30.—**
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 19

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Sören Kierkegaard: Kritik der Gegenwart (I.) / Georg Trakl: Gedichte (Das Herz; Der Schlaf) / Else Lasker-Schüler: Der Malik (Briefe und Bilder)
Paul Wengraf: Phantasie und Kunst

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Juli 1914 Heft 19

Kritik der Gegenwart / von Sören Kierkegaard

(Aus „En literair Anmeldelse", Kopenhagen 1846)

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von Theodor Haecker.

Unsere Zeit ist wesentlich die verständige, die reflektierende, die leidenschaftslose, die flüchtig in Begeisterung aufbrausende und klug in Indolenz ausruhende.

Hätte man wie über den Verbrauch an Branntwein &c. Tabellen über den Verbrauch an Verstand von Generation zu Generation: so würde man staunen, welches ungeheure Quantum heute verbraucht wird, welche Menge von Bedenken, Ueberlegungen und Rücksichten selbst eine privatisierende kleine Familie nötig hat, welches Quantum sogar Kinder und Jünglinge brauchen, denn wie der Kinderkreuzzug das Symbol des Mittelalters ist, so ist die Kinderklugheit das der Gegenwart. Ob es wohl noch einen Menschen gibt, der bloß einmal einen gewaltigen dummen Streich macht? Nicht einmal ein Selbstmörder macht es jetzt in Desperation mit sich ab, sondern er überlegt diesen Schritt so lange und so umständlich, bis er von Verständigkeit erstickt wird, so daß man sogar Zweifel hegen könnte, ob er wirklich ein Selbstmörder genannt werden darf, insoweit es doch vor allem der Verstand war, der ihm das Leben nahm. Ein Selbstmörder aus Ueberlegung war er nicht, eher ein Selbstmörder durch Ueberlegung. Es könnte deshalb die schwierigste aller Aufgaben werden, gegen eine solche Zeit Aktor sein zu sollen,

denn die ganze Generation ist reif zum Advokaten, und ihre Kunst, ihre Verständigkeit, ihre Virtuosität bestehen darin, niemals handelnd die Sache zur Entscheidung kommen zu lassen.

. . . Es würde für einen Aktor ganz unmöglich sein, irgend ein Faktum festgestellt zu erhalten, weil gar keines da ist. Aus Indizien im Ueberfluß müßte man schließen, daß entweder etwas Außerordentliches geschehen sei oder in allerkürzester Zeit geschehen müsse. Und doch würde man gerade damit fehlschließen, denn die Indizien sind die einzigen Versuche der Gegenwart in Kraftprästation, und die Erfindsamkeit und Virtuosität im Aufstellen von verlockendem Blendwerk, die Uebereilung in aufbrausender Begeisterung für allerlei Projekte sind in Richtung auf Klugheit und negativen Kraftaufwand gerade so hoch anzuschlagen wie die Leistung einer Revolutionszeit in Richtung auf energische und umschaffende Leidenschaft. Ermattet von der chimärischen Anstrengung ruht sich das Zeitalter momentweise in vollkommener Indolenz aus. Sein Zustand gleicht dem der gegen Morgen Einschlummernden: große Träume, dann Schlappheit, dann ein witziger oder kluger Einfall zur Entschuldigung, daß man liegen bleibt.

Das einzelne Individuum (selbst wie wohlmeinend manche von ihnen sein mögen, selbst wie viel Kraft sie möglicherweise haben, wenn sie dazu kommen könnten, sie zu gebrauchen) hat nicht geschlossene Leidenschaft genug in sich selber, um sich aus dem Garn und aus dem verführerischen Ungewissen der Reflexion zu reißen; und die Umgebung, die Gegenwart haben nicht Ereignis oder vereinte Leidenschaft, sondern bilden in negativer Vereinigung einen Reflexionswiderstand, der zuerst und einen Augenblick lang täuschende Aussichten vorgaukelt, und dann betrügt, indem er mit glänzenden Ausflüchten stärkt: daß man doch das Klügste getan habe, als man es bleiben ließ zu handeln.

Vis inertiae liegt der Tergiverſation der Zeit zu Grunde, und jeder Leidenſchaftsloſe gratuliert ſich ſelber als erſtem Erfinder — und wird noch klüger. Wurde in der Revolutionszeit die Waffe frei ausgeliefert, wurde zur Zeit der Kreuzzüge das Inſignium der Tat öffentlich ausgeteilt: ſo wird man heute überall mit Klugheitsregeln, Rückſichtsberechnungen &c. frei gehalten. Angenommen eine ganze Generation hätte die diplomatiſche Aufgabe, die Zeit hinzuhalten, ſo daß es beſtändig verhindert würde, daß etwas geſchehe, und doch beſtändig ſo ausſehe, als geſchehe etwas: ſo kann man unſerer Zeit nicht das Verdienſt aberkennen, daß ſie etwas genau ſo Wunderbares leiſtet wie die Revolutionszeit. Wenn einer das Experiment mit ſich ſelber anſtellte, alles zu vergeſſen was er von der Zeit und von ihrer durch Gewohnheit angeſchraubten faktiſchen Relativität weiß, und nun gleichſam aus einer ganz andern Welt zu kommen, wenn er ſo das eine oder andere Buch leſen würde, einen Artikel in einer Zeitung, oder nur mit einem Vorübergehenden redete, er bekäme den Eindruck: Tod und Teufel, noch heute Abend muß etwas geſchehen, oder es muß vorgeſtern Abend etwas geſchehen ſein.

Im Gegenſatz zur Revolutionszeit, als handelnder, iſt die Gegenwart die Zeit der Annoncen, die Zeit der vermiſchten Neuigkeiten. Ein Aufruhr wäre in unſerer Zeit das Undenkbarſte von allem; eine ſolche Kraftäußerung käme der berechnenden Verſtändigkeit der Zeit lächerlich vor. Dagegen wäre vielleicht ein politiſcher Virtuoſe zu einer ganz anders erſtaunlichen Kunſtpräſtation imſtande. Er wäre imſtande einen Aufruf zu ſchreiben, der die Abhaltung einer Generalverſammlung vorſchlägt um eine Revolution zu beſchließen, ſo vorſichtig, daß ſelbſt der Cenſor ihn paſſieren laſſen müßte; und danach wäre er am Abend imſtande, auf die Verſammlung einen ſo täuſchenden Eindruck zu machen, daß es ihr iſt, als hätte ſie den Aufruhr gemacht; worauf

die Teilnehmer ganz ruhig auseinandergingen — nachdem sie einen höchst behaglichen Abend verbracht hatten. Der Erwerb einer enorm gründlichen Gelehrsamkeit wäre fast undenkbar unter den Jüngeren unserer Zeit, man würde es lächerlich finden. Dagegen wäre ein wissenschaftlicher Virtuos imstande, ein ganz anderes Kunststück zu prästieren. Er würde imstande sein in einem Subskriptionsplan einige Linien hinzuwerfen zu einem allumfassenden System, und es so zu machen, daß er in dem Leser (des Subskriptionsplanes) den Eindruck hervorbrächte, daß er schon das System gelesen habe. Denn die Zeit der Enzyklopädisten ist vorbei, derer nämlich, die mit eisernem Fleiß Folianten schrieben, jetzt ist die Reihe an die leichtbewaffneten Enzyklopädisten gekommen, die mit dem ganzen Dasein und allen Wissenschaften en passant fertig werden. Ein tief religiöser Verzicht auf die Welt und was der Welt ist, festgehalten in täglicher Verleugnung, wäre undenkbar unter den Jüngeren unserer Zeit: dagegen besäße jeder zweite Kandidat der Theologie Virtuosität genug, etwas weit Wunderbareres zu tun. Er wäre imstande die Gründung einer Gesellschaft vorzuschlagen, deren Absicht keine geringere ist als alle Verlorenen zu bestärken, vorher im Augustmonat zu feiern beschließt: vorbei, die Gegenwart ist die der Antizipationen. Keiner will sich damit begnügen, etwas Bestimmtes zu tun, jeder will sich von der Reflexion mit der Einbildung schmeicheln lassen, daß er mindestens einen neuen Weltteil entdecken müsse. Wie ein junger Mensch, der sich entschließt vom 1. September ab in allem Ernst für das Examen zu arbeiten, um sich darin zu bestärken, vorher im Augustmonat zu feiern beschließt: so scheint, was doch bedeutend schwieriger zu verstehen ist, die jetzige Generation den ernsthaften Entschluß gefaßt zu haben, daß die nächste Generation im Ernst die Arbeit beginnen solle, und damit dieser keine Störung oder Verzögerung erwachsen, so nimmt die gegenwärtige die Festmahle

auf sich. Nur ist der Unterschied der, daß der junge Mensch jugendlich sich selbst versteht im Leichtsinn, die Gegenwart wird sogar ernst — bei Festmahlen.

Handlung und Entscheidung sind in der Gegenwart genau so wenig da, wie die gefährliche Lust des Schwimmens für den, der im Seichten schwimmt. Aber wie der Erwachsene, der selber mit Lust sich in den Wellen herumwirft, dem Jüngeren zuruft: Komm heraus, spring nur frisch zu — so liegt die Entscheidung gleichsam im Dasein (wiewohl sie natürlich im Individuum liegt) und ruft dem Jüngeren zu, der noch nicht ermattet ist von dem Zuviel der Reflexion und übersättigt von deren Einbildungen: Komm heraus, spring fröhlich zu; selbst wenn es ein leichtsinniger Sprung war, wenn er nur entscheidend ist — so du nur tüchtig bist Mann zu sein, so sollen die Gefahr und des Daseins strenges Urteil über deinen Leichtsinn dir dazu helfen, es zu werden.

Wenn das Kleinod, das Aller Lust ist, weit draußen läge auf einer ganz dünnen Eisscholle, so daß die Lebensgefahr also Wacht bei ihm hielt, wachend, daß es ein lebensgefährliches Wagestück blieb, so weit hinauszugehen, denn (laß uns dieses Sonderbare annehmen, das doch nur im Bilde sonderbar ist) etwas weiter innen war das Eis ganz sicher und festgefroren: so würde in einer leidenschaftlichen Zeit die Menge dem Mutigen Beifall zujubeln, wenn er sich hinauswagte; sie würde für ihn schaudern und mit ihm in der Lebensgefahr der Entscheidung; sie würde trauern über seinen Untergang; sie würde ihn vergöttern, wenn er das Kleinod gewänne. In einer leidenschaftslosen reflektierten Zeit wäre die Sache ganz anders. Man würde verständig in gegenseitiger Anerkennung der gegenseitigen Klugheit insgesamt einig werden, daß es doch nicht der Mühe wert sei, sich so weit hinauszuwagen, ja daß es unverständig und lächerlich wäre, und darnach würde man das Wagestück der Begeisterung in eine Kunstprae-

station verwandeln, um doch etwas zu tun, denn „es muß etwas geschehen". Man wanderte also hinaus, man würde im Sicheren mit Kennermiene die kunstfertigen Schlittschuhläufer würdigen, die fast bis zur äußersten Grenze laufen konnten (so weit, wie das Eis noch sicher war, und die Gefahr noch nicht begann) und dann abschwenkten. Unter den Schlittschuhläufern wäre nun auch der eine oder der andere besonders Perfektionierte; er könnte sogar das Kunststück fertig bringen, gerade an der äußersten Grenze noch einen täuschenden, gefahrdrohenden Anlauf zu nehmen, so daß die Zuschauer riefen: „Gott im Himmel, er ist verrückt, er setzt sein Leben zu". Aber er war so außerordentlich perfektioniert, daß er ganz richtig an der äußersten Grenze noch abschwenken konnte, d. h. wo das Eis ganz sicher war und die Lebensgefahr noch nicht begann. Ganz wie im Theater würde die Menge bravo rufen und akklamieren, heimkehren mit dem Heldenkünstler in ihrer Mitte, und ihn mit einem wohlschmeckenden Festmahl ehren. Die Verständigkeit hätte in dem Grad überhand genommen, daß sie die Aufgabe selbst in eine unwirkliche Kunstaufgabe verwandelt hätte und die Wirklichkeit in ein Theater. Beim Festmahl am Abend würde die Bewunderung laut sich äußern. Und während sonst das wahre Verhältnis der Bewunderung dieses ist, daß der Bewundernde erhoben wird durch den Gedanken ein Mensch zu sein, wie der Ausgezeichnete, gedemütigt durch die Vorstellung selbst nicht vermocht zu haben, das Große auszuführen, ethisch ermuntert durch das Vorbild, nach Kräften dem Beispiel des Ausgezeichneten zu folgen: so hätte die Verständigkeit wieder das Verhältnis der Bewunderung verwandelt. Die beim Festmahl bewundernd Anstoßenden hätten sogar im ausgelassensten Augenblick der Fanfaren und Bravorufe eine verständige kluge Vorstellung davon, daß es doch eigentlich nicht so sonderlich bewandt sei mit der Tat des Bewunderten, daß es im Grund ein Zu-

fall war, daß das Fest für ihn gemacht wurde, da jeder Teilnehmer mit einiger Uebung in täuschenden Wendungen ungefähr dasselbe praestieren könnte. Kurz anstatt Stärkung in Erkenntlichkeit und Aufmunterung zum Guten aus der Festlichkeit zu holen, gingen die Anstoßenden eher nach Hause mit einer größeren Disposition zur gefährlichsten aller Krankheiten, freilich auch zur vornehmsten, der nämlich: in Gesellschaft gleichsam zu bewundern, was man doch selbst für unbedeutend ansieht, weil das Ganze ein dramatischer Spaß geworden war, und der Bewunderung stimulierender Kling-Klang in heimlichem Einverständnis damit, daß man fast gerade so gut sich selber bewundern könne.

Daß ein Mann steht und fällt mit seiner Tat, kommt außer Brauch, dagegen bleiben alle sitzen und schlagen sich doch brillant durch mit Hilfe von etwas Reflexion, und so mit Hilfe dieses: daß sie ganz gut wissen, was man tun muß. Aber, was zwei und zwei in der Unterredung, was die Einzelnen als Leser, als Demonstrierende in einer Generalversammlung ganz genau in Form von Reflexion und Betrachtung verstehen: das würden sie gar nicht in der Form der Tat verstehen können. Wenn einer herumginge und zuhörte, was man sagte, daß geschehen soll, und nun, im Interesse der Ironie, „mir nichts dir nichts" etwas davon täte: so würden alle stutzen, würden es übereilt finden, und sobald sie betrachtend es besprächen, würden sie verstehen, daß es das war, was man tun mußte.

Unserer Zeit mit ihrer aufbrausenden Begeisterung und dann wieder apathischen Indolenz liegt das Komische sehr nahe; aber der, der sich auf das Komische versteht, sieht leicht, daß es auf einer ganz andern Stelle liegt, als unsere Zeit sich einbildet, und daß die Satire heute, wenn es möglich sein soll, daß sie etwas Nutzen schafft und nicht unermeßlichen Schaden anrichtet, zu ihrem Bürgen eine

konſequente und wohlbegründete ethiſche Lebensanſchauung haben muß, eine aufopfernde Uneigennützigkeit, eine hochgeborene Vornehmheit, die auf den Augenblick verzichtet; ſonſt wird die Medizin ohne Vergleich unendlich viel gefährlicher als die Krankheit. Das Komiſche liegt gerade darin, daß eine ſolche Zeit auch noch witzig ſein und großen Aufwand im Komiſchen treiben will; denn dies iſt ganz richtig die letzte Taſchenſpielerausflucht. Worauf hat wohl eine ausreflektierte Zeit zu trotzen in Hinſicht auf das Komiſche? Als leidenſchaftslos hat ſie keine Gefühlsvaluta im Erotiſchen, keine Begeiſterungs- und Innerlichkeits-Valuta im Politiſchen und Religiöſen, keine Häuslichkeits-, Pietäts-, Bewunderungs-Valuta im täglichen Umgangsleben. Aber des Witzes, der keine Deckung hat, ſpottet das Daſein, ſelbſt wenn er des Pöbels ſchallendes Gelächter für ſich hat. Witzig ſein zu wollen, wenn man nicht den Reichtum der Innerlichkeit hat, heißt Luxus treiben und das Nötigſte des Lebens entbehren, heißt, wie das Sprichwort ſagt, ſeine Hoſen hergeben um eine Perücke zu kaufen. Aber eine leidenſchaftsloſe Zeit hat keine Valuta; alles wird in Repräſentativen umgeſetzt. Es ſind ſo gewiſſe Redensarten und Betrachtungen, zum Teil wahr und verſtändig aber ſeelenlos, die zwiſchen dem Volk kurſieren; jedoch kein Held, kein Liebhaber, kein Denker, kein Glaubensritter, kein Starkmütiger, kein Verzweifelter ſteht dafür ein, das alles primitiv und vollgültig erlebt zu haben. Und wie man ſich vom Raſcheln des Papiergeldes im Umſatz zwiſchen Mann und Mann darnach ſehnen kann, die Klangfülle der echten Münze zu hören: ſo kann man ſich in der Gegenwart nach ein wenig Urſprünglichkeit ſehnen. Aber was iſt urſprünglicher als der Witz, urſprünglicher, mindeſtens überraſchender als des Frühjahrs erſte Knoſpe, des erſten Gemüſes zarte Stengel. Ja ſelbſt wenn das Frühjahr auf Abrede käme, es wäre doch immer das Frühjahr, aber ein Witz auf

Verabredung wäre widerwärtig. Geſetzt, es käme zur Ablöſung der Fieberigkeit aufbrauſender Begeiſterung ſo weit, daß der Witz, jenes göttliche Accidenz — wenn er kommt, jene Zugabe auf den Wink der Götter aus des Unerklärlichen rätſelhaftem Urſprung, ſo daß auch der Witzigſte nicht, der gelebt hat, ſagen darf: morgen, ſondern anbetend ſagt: wenn es den Göttern behagt — geſetzt daß der Witz in ſeinen ſchäbigſten Gegenſatz verwandelt würde, in ein triviales Lebensbedürfnis, ſo daß es ein profitabler Handels- und Nahrungszweig würde, alte und neue Witze zu fabrizieren, zuzubereiten, umzuſchneidern und aufzukaufen: welches furchtbare Epigramm auf die witzige Zeit.

So wird ſchließlich Geld das einzig Begehrte, es iſt ja auch etwas Repräſentatives und eine Abſtraktion. Selbſt ein Jüngling in unſerer Zeit würde einem andern kaum deſſen Gaben mißgönnen, oder ſeine Kunſt, oder die Liebe eines ſchönen Mädchens, oder ſeinen Ruhm, nein aber um ſein Geld würde er ihn beneiden. Gib es mir, wird der Jüngling ſagen, ſo iſt mir geholfen. Und dieſer Jüngling, er wird nicht irre gehen in Leichtſinn, er wird nicht verſchulden, was die Reue heimzahlt, er wird ſich nicht etwas vorzuwerfen haben, aber er wird ſterben in der Einbildung, daß, hätte er Geld gehabt, da würde er gelebt haben, da hätte er es vielleicht auch zu etwas Großem gebracht.

Nach dieſen andeutenden Bemerkungen iſt es wohl in Ordnung, aus der Vergleichung mit der Revolutionszeit die Gegenwart auf dialektiſche Kategorie-Beſtimmungen und deren Konſequenzen zurückzuführen, einerlei ob dieſe im gegebenen Augenblick ganz faktiſch ſind oder nicht. Es iſt nur die Frage um das Wie der Zeitalter, und dieſes Wie wird aus einer univerſelleren Anſchauung gewonnen, deren

Schlußfolgerungen durch einen Schluß ab posse ad esse erreicht, und durch der beobachtenden Erfahrung Schlüsse ab esse ad posse verifiziert werden. Was die Bedeutsamkeit angeht, so ist es ja möglich, daß die der Gegenwart gestellte Aufgabe sich in einer höheren Existenzform erklären wird; und was die Qualität angeht, so ist es ja gewiß, daß der in der Reflexion Versteckte gerade so wohlmeinend sein kann, wie der leidenschaftlich Entschlossene, ebenso umgekehrt, daß gerade soviel zur Entschuldigung dienen kann für den, der in Leidenschaft irre geht, wie für den, der selbst ein hinterlistiges Wissen darum hat, daß er sich von seiner Reflexion betrügen läßt, während sein Fehler niemals offenbar wird. Auch das ist die gefährliche Mißlichkeit der Reflexion, daß man nicht sehen kann, ob es ein aus Ueberlegung gewonnener Entschluß ist, der aus dem Bösen errettet, oder ob es die Erschöpfung durch Ueberlegung ist, die schwächend vom Bösen abhält. Aber gewiß ist dies, daß wie alle vermehrte Kenntnis den Gram vermehrt, so vermehrt ihn auch die Reflexion; und vor allem ist es gewiß, daß wie für das einzelne Individuum, so für eine ganze Generation keine Aufgabe und Anstrengung schwieriger sind, als sich aus den Versuchungen der Reflexion herauszuarbeiten, gerade, weil diese so dialektisch sind, weil ein einziger kluger Einfall plötzlich der Sache eine neue Wendung zu geben vermag, weil die Reflexion imstande ist in jedem Augenblick umzuerklären und einen irgendwie entschlüpfen zu lassen, weil es selbst im letzten Augenblick der Reflexionsentscheidung noch möglich ist, alles umzukehren — nachdem man also weit mehr Anstrengungen ausgehalten hat, als irgend ein schnell Entschlossener braucht, um mitten drin zu sein. Aber all dies ist doch wieder nur Entschuldigung der Reflexion, und die Stellung in der Reflexion unverändert, weil sie verändert nur innerhalb der Reflexion ist. Selbst dies, daß der Gegenwart, indem sie mit einem

abgeschlossenen Zeitalter zusammengestellt wird, in gewisser Weise Unrecht geschieht, insoweit ja die Gegenwart gerade in der Schwierigkeit des Werdens liegt, ist doch nur eine Reflexions-Bestimmung, denn dafür hat sie ja auch das Ungewisse der Hoffnung.

Eine leidenschaftlich tumultuarische Zeit wird alles über den Haufen werfen; alles umstoßen; eine revolutionäre, aber leidenschaftslose und reflektierende verwandelt die Kraftäußerung in ein dialektisches Kunststück: Alles bestehen zu lassen, aber ihm heimtückisch die Bedeutung abzulisten; statt in einem Aufruhr kulminiert sie darin, daß sie die innerliche Wirklichkeit der Verhältnisse in einer Reflexionsspannung abmattet, die Alles bestehen läßt, aber das ganze Dasein in eine Zweideutigkeit verwandelt hat: so daß alles in seiner Faktizität besteht, während dialektischer Betrug privatissime eine heimliche Lesart unterschiebt — daß es nicht bestehe.

Sittlichkeit ist Charakter, Charakter ist das Eingegrabene (χαράττω) aber das Meer hat keinen Charakter und der Sand hat auch keinen und abstrakte Verständigkeit auch keinen, denn der Charakter ist eben die Innerlichkeit. Unsittlichkeit ist als Energie auch Charakter. Zweideutigkeit ist es dagegen, wenn man weder das eine noch das andere hat; und Zweideutigkeit im Dasein ist es, wenn die qualitative Disjunktion der Qualitäten geschwächt wird durch eine nagende Reflexion. Der Aufruhr der Leidenschaften ist elementarisch, die Auflösung der Zweideutigkeit ist ein sachter aber Tag und Nacht geschäftiger Sorites. Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse wird enerviert durch eine leichtfertige, vornehme, theoretische Kenntnis des Bösen, durch eine

hoffärtige Klugheit, die weiß, daß das Gute nicht geachtet wird und ſich nicht lohnt in der Welt — ſo daß es nächſtens Dummheit iſt. Keiner wird vom Guten hingeriſſen zu großer Tat, keiner vom Böſen übereilt in himmelſchreiender Sünde, inſoweit hat keiner dem andern etwas vorzuwerfen, und doch gibt es gerade aus dem Grund umſomehr zu ſchwätzen, denn die Zweideutigkeit iſt ein unaufhörliches Inzitament, und ganz anders wortreich als die Freude über das Gute und der Abſcheu vor dem Böſen.

Die Springfedern der Lebensverhältniſſe, die nur in einer qualitativ trennenden Leidenſchaft ſind, was ſie ſind, verlieren ihre Elaſtizität. Die Fernheit des Verſchiedenen von ſeinem Gegenſatz im Qualitätsausdruck iſt nicht mehr das Geſetz für das innerliche Verhalten zu einander. Die Innerlichkeit ſelbſt, und das Verhältnis iſt inſofern nicht da, oder das Verhältnis iſt eine ſchlappe Kohäſion. Das negative Geſetz iſt nämlich: einander nicht entbehren und auch nicht zuſammenhalten zu können, das poſitive: einander entbehren und auch zuſammenhalten zu können, oder doch poſitiv: einander nicht entbehren zu können auf Grund des Zuſammenhalts. Statt des innerlichen Verhältniſſes tritt ein anderes ein: das Verſchiedene verhält ſich nicht zu ſeinem jeweiligen Gegenſatz, ſondern die Partner ſtehen gleichſam da und paſſen aufeinander mit den Augen, und dieſe Spannung iſt eigentlich das Aufhören des Verhältniſſes. Es iſt nicht die Bewunderung, die froh und munter, prompt im Ausdruck der Achtung den Hut abnimmt vor der Auszeichnung, und ſich nun empört gegen deren Stolz und Anmaßung, auch iſt das Verhältnis nicht das umgekehrte, keineswegs, Bewunderung und Auszeichnung werden faſt Gleichgeſtellte, die mit den Augen aufeinander paſſen. Es iſt nicht der Bürger, der mit untertäniger Huldigung freimütig den König ehrt und ſich nun erbittert über deſſen Herrſchſucht, keineswegs, Bürger zu ſein

wird etwas ganz anderes, wird zum dritten Mann sein; der Bürger hat kein unmittelbares Verhältnis zum König, sondern er ist Zuschauer und rechnet die Aufgabe aus: das Verhältnis zwischen einem König und einem Untertan; denn es geht eine zeitlang damit, Komitees und Komitees aufzustellen, so lange da doch noch beständig eine Menge ist, die mit voller Leidenschaft das Bestimmte sein will, was sie sein soll, aber zuletzt endet es damit, daß das ganze Zeitalter zum Komitee wird. Es ist nicht der Vater, der im Zorn seine väterliche Autorität in einem einzigen Fluche sammelt, nicht der Sohn, der trotzt, eine Trennung, die doch vielleicht in der Innerlichkeit der Versöhnung enden könnte, nein das Verhältnis ist soweit untadelig, denn es ist eher im Begriff aufzuhören, weil sie sich nicht wesentlich und unmittelbar zu einander verhalten, sondern das Verhältnis ist ein Problem geworden, wo die Partner gleich wie in einem Spiel auf einander passen, anstatt ein Verhältnis zu einander zu haben; sozusagen einander die fälligen Repliken in den Mund zählen, statt der resoluten Hingabe: denn es geht ja eine Zeit lang, daß immer Mehr und Mehr auf des stilleren Lebens bescheidene aber doch so gewichtige und Gott wohlgefällige Aufgaben verzichten, um etwas Höheres zu realisieren, um in einem höheren Verhältnis über die Verhältnisse nachzudenken, aber zuletzt wird die ganze Generation eine Repräsentation von — ja es ist nicht gut zu sagen, was sie repräsentiert; sie denkt über die Verhältnisse nach — ja es ist nicht gut zu sagen wem zuliebe. Es ist nicht eine aufsässige Jugend, die doch zittert und bebt vor dem Schulmeister, nein, eher ist das Verhältnis eine gewisse Gleichheit im gegenseitigen Austausch der Gedanken zwischen Lehrer und Schüler, wie eine gute Schule eingerichtet sein müsse. In die Schule gehen bedeutet nicht zu zittern und zu beben, bedeutet auch nicht einzig und allein zu lernen, sondern bedeutet fast so etwas wie mitinteressiert zu sein

an dem Problem des Schulunterrichts. Die unterscheidenden Beziehungen zwischen Mann und Weib werden nicht in vermessener Zügellosigkeit gebrochen, keineswegs, die Schicklichkeit wird soweit gewahrt, daß man beständig von der einzelnen „unschuldigen" Aeußerung des Grenzstreits und der Liebelei sagen muß, daß er nichts zu bedeuten habe. Wie soll man ein solches Verhältnis nennen? Ich denke, eine Spannung, aber wohl zu merken nicht eine Spannung, die die Kraft zu einer Katastrophe anstrammt, sondern eine, in der das Dasein sich aufreibt; die Feurigkeit geht verloren und die Begeisterung und die Innerlichkeit, die der Abhängigkeit Kette und des Herrschertums Krone leicht, die des Kindes Gehorsam und des Vaters Autorität freudig machen, die der Unterwerfung der Bewunderung und der Erhebung der Auszeichnung den Freimut, die dem Lehrer die giltige anerkannte Bedeutung und damit dem Schüler die Gelegenheit zu lernen geben, die des Weibes Schwachheit und des Mannes Kraft einen in der gleichen Stärke der Hingebung. Das Verhältnis besteht wohl, aber es ermangelt der Spannkraft zur Sammlung in Innerlichkeit und zur Vereinigung in Einträchtigkeit. Die Verhältnisse äußern sich als daseiend und doch als abwesend, nicht in Fülle, eher in einer gewissen schleppenden schläfrigen Unabgebrochenheit.

Man gestatte mir, mit einem ganz einfachen Bilde zu erhellen, was ich meine. Ich kam einmal in eine Familie, die hatte eine Standuhr, deren Werk auf irgend eine Weise in Unordnung gekommen war. Aber die Unordnung äußerte sich nicht dadurch, daß die Spirale auf einmal abschnurrte, oder daß die Feder sprang, noch daß sie aufhörte zu schlagen; im Gegenteil sie fuhr fort zu schlagen, aber auf eine sonderlich abstrakt normale und doch verwirrende Weise. Sie schlug nicht zwölf Mal, wenn es zwölf Uhr war, und dann ein Mal, wenn es ein Uhr war, sondern sie schlug immer nur ein Mal

mit einem bestimmten Zwischenraum. Auf diese Weise schlug sie den ganzen Tag hindurch und gab doch niemals den Glockenschlag an. Und so ist es in einer ermattenden Spannung: die Verhältnisse bestehen; mit einer abstrakten Unabgebrochenheit, die den Bruch verhindert, äußert sich da etwas, was man die Aeußerungen des Verhältnisses nennen muß, und doch werden die Verhältnisse nicht nur nicht präzise sondern nahezu sinnlos angegeben. Das Täuschende ist das Bestehen der Verhältnisse, ihre Faktizität, das Gefährliche ist, daß gerade dies das heimliche Nagen der Reflexion begünstigt. Denn gegen Aufruhr kann man Gewalt gebrauchen, für offenkundige Fälschung ist Strafe in Aussicht, aber dialektische Geheimniskrämerei ist schwierig auszurotten; da gehört schon ein verhältnismäßig feineres Ohr dazu, um der Reflexion lautlose Bewegungen auf den Schleichwegen der Zweideutigkeit zu vernehmen.

Das Bestehende besteht, aber die Leidenschaftslosigkeit der Reflexion findet ihre Beruhigung darin, daß es eine Zweideutigkeit ist. Man will nicht die Macht des Königs abgeschafft haben, keineswegs, aber wenn man sie nach und nach in eine Einbildung verwandeln könnte, so würde man mit Vergnügen Hurra vor dem König rufen. Man will nicht die Auszeichnung stürzen, keineswegs; aber wenn man zu gleicher Zeit ein Wissen befördern könnte, daß sie eine Einbildung sei — so wollte man bewundern. Man will die ganze christliche Terminologie bestehen lassen, aber unter der Hand wissen, daß nichts Entscheidendes dabei gedacht zu werden braucht. Und man will ohne Reue sein, denn man reißt ja nichts nieder. Man möchte ebensowenig einen gewaltigen König haben, wie einen energischen Freiheitshelden, oder einen religiös Bevollmächtigten, nein man will ganz unschuldig das Bestehende bestehen lassen, aber in einem reflektierten Wissen mehr oder weniger um sein Nichtbestehen wissen. Und so möchte man stolz sein in

der Einbildung, daß das Ironie sei, recht als wäre der Ironiker nicht gerade der im Geheimen Begeisterte in einer negativen Zeit (gleichwie der Held der offenbar Begeisterte ist in einer positiven Zeit), recht als wäre der wahre Ironiker nicht das Opfer, da ja doch jener Großmeister damit endete, daß er mit dem Tode bestraft wurde.

Die Reflexionsspannung konstituiert sich zuletzt zum Prinzip, und wie in einer leidenschaftlichen Zeit Begeisterung das einende Prinzip ist, so wird in einer leidenschaftslosen und stark reflektierten Zeit Neid das negativ einende Prinzip sein. Das muß doch nicht gleich in ethischer Bedeutung als eine Beschuldigung verstanden werden, nein, die Idee der Reflexion, wenn man so sagen darf, ist: Neid, und der Neid ist deshalb ein doppelter, ist der selbstische im Individuum, und dann wieder der der Umgebung gegen es. Der Neid der Reflexion im Individuum verhindert die pathetische Entscheidung in ihm; und wollte sie ihm doch fast glücken, dann hält der Reflexionswiderstand seiner Umgebung ihn auf. Der Neid der Reflexion hält Willen und Kraft gleichsam gefangen. Erst muß das Individuum den Kerker durchbrechen, in welchem es seine eigene Reflexion festhält, und ist ihm das geglückt, steht es doch noch nicht im Freien, sondern in dem großen Gefängnisbau, den die Reflexion der Umgebung errichtet, und hat durch das Reflexionsverhältnis in sich wieder ein Verhältnis zu jenem, von dem es nur religiöse Innerlichkeit freimachen kann, wie sehr es auch selber die Unwahrheit des Verhältnisses durchschauen mag. Aber daß es ein Gefängnis ist, in dem die Reflexion das Individuum und die Zeit hält, daß es die Reflexion ist, die es tut, und nicht Tyrannen und Geheimpolizei, nicht Priester und Aristokraten: das zu verstehen verhindert die Reflexion aus aller Macht und hält die schmeichelnde Einbildung aufrecht, daß die Reflexionsmöglichkeit etwas ganz anders Großartiges sei als die armselige Entscheidung.

Der selbstische Neid fordert in der Form des Wunsches zu viel vom Individuum selber, und hindert es dadurch, er verzärtelt es wie einer schwachen Mutter Verliebtheit, denn der Neid auf sich selber hindert das Individuum, sich hinzugeben. Der Neid der Umgebung, an dem ja das Individuum wieder selber teil hat gegen die Andern, ist in negativ-kritischem Sinne neidisch.

Aber je länger das hingeht, umsomehr wird sich der Neid der Reflexion zum ethischen Ressentiment konstituieren. Eingesperrte Luft entwickelt immer Gift, und so entwickelt die Eingesperrtheit der Reflexion, wenn keine Handlung, keine Begebenheit auslüftet, das verdammenswerte Ressentiment. Während die besseren Kräfte einander die Stange halten in einer Reflexionsspannung, kommt die Erbärmlichkeit auf, ihre Verächtlichkeit wird ihr zum schützenden Privilegium werden, eben weil sie sich dadurch der Aufmerksamkeit des Ressentiments entzieht.

Uebrigens ist es tief gegründet in der menschlichen Natur, daß sie nicht in einem fort sich auf der Höhe halten und dabei bleiben kann zu bewundern, sie verlangt eine Abwechslung. Selbst die meist begeisterte Zeit fordert deshalb einen Ressentimentsspaß gegen das Ausgezeichnete. Das ist ganz in der Ordnung, und kann in Ordnung vor sich gehen, wenn die Auszeichnung nach den Fastnachtsscherzen den Blick der Bewunderung wieder auf sich zieht und unverändert geblieben ist: denn sonst geht mit dem Spaß mehr verloren, als der Spaß wert war. So kann das Ressentiment seinen Spielraum selbst in einer begeisterten Zeit finden. Ja ist selbst die Zeit weniger begeistert, wenn sie nur noch die Kraft hat dem Ressentiment Charakter zu geben, und mit sich selber einig ist, was sein Ausdruck bedeutet, kann es seine wenn auch gefährliche Bedeutung haben. So war z. B. der Ostrazismus in Griechenland ein Ausdruck für das

Ressentiment, eine Art Gleichgewichtsnotwehr gegen das Ausgezeichnete. Man übte ihn aus, aber man war einig mit sich selber, was ja dialektisch im Begriffe liegt, daß der Ostrazismus eine Auszeichnung war. Es könnte deshalb im Verhältnis zur Darstellung einer etwas früheren Zeit in Griechenland im Sinne des Aristophanes ironisch sein, einen ganz unbedeutenden Mann durch Ostracismus mit der Verbannung bestrafen zu lassen. Dieses Ironische wäre eine noch höhere Komik als die, die z. B. einen solchen Unbedeutenden ironisch Herrscher werden läßt, gerade weil die Verbannung durch Ostrazismus schon der negative Ausdruck für die Auszeichnung ist; weshalb es eine noch höhere ironische Komik sein würde, die Sache damit enden zu lassen, daß das Volk den Verbannten zurückriefe weil es ihn nicht entbehren konnte, der nun so ein reines Rätsel für die Menschen werden müßte, zwischen denen er in seinem Exil lebte, da die ja natürlich gar nichts Auszeichnendes an ihm entdecken konnten. In den Rittern stellt Aristophanes den vollkommenen Fäulniszustand dar, wo die Pöbelhaftigkeit damit endet, — so wie man die Exkremente des Dalai Lama anbetet — sich selber im ersten besten des Auswurfs anzubeten oder anbetend anzuschauen, ein Verhältnis, das innerhalb der Demokratie dem entspricht, was innerhalb einer Monarchie die Kaiserkrone zur Auktion stellen wäre. Aber wenn das Ressentiment noch Charakter hat, ist der Ostrazismus eine negative Auszeichnung. Der Mann, der zu Aristides sagte, daß er für dessen Verbannung stimme, „weil er nicht dulden konnte, daß Aristides der einzige Gerechte genannt werde", er leugnete eigentlich nicht die Auszeichnung des Aristides, aber er gestand etwas über sich selber, daß er nämlich anstatt in der glücklichen Verliebtheit der Bewunderung, in der unglücklichen des Ressentiments sich zu dem Ausgezeichneten verhalte, aber er setzte ihn nicht herunter.

Je mehr dagegen die Reflexion Oberhand gewinnt und die Indolenz begünstigt, umso gefährlicher wird das Ressentiment, weil es nicht Charakter hat, sich seiner eigenen Bedeutung selbst bewußt zu werden, sondern charakterlos und schleichend in Unbeständigkeit und Feigheit je nach den Umständen dieselbe Aeußerung auf die verschiedenste Weise umerklärt, will, daß sie Spaß sein soll, und wenn es das mißglückt sieht, daß sie Beleidigung sein soll, und wenn das mißglückt, daß sie gar nichts sein soll, will daß sie ein Witz sein soll, und wenn das nicht einschlägt, daß sie auch so nicht gemeint war, daß sie ethische Satire sei, aus der man sich auch etwas machen soll, und wenn das mißglückt, daß sie nichts war und sich niemand etwas daraus machen soll. Das Ressentiment konstituiert sich zum Prinzip der Charakterlosigkeit, die von der Erbärmlichkeit her sich dazu emporschleichen will, etwas zu sein, indem sie sich beständig durch die Konzession deckt, daß sie nichts sei. Das Ressentiment der Charakterlosigkeit versteht nicht, daß das Ausgezeichnete das Ausgezeichnete ist, es versteht sich selber nicht darin, es wenn auch negativ anzuerkennen, sondern es will es am Boden haben, will das Ausgezeichnete erniedrigt haben, so daß es wirklich nicht mehr das Ausgezeichnete ist; und das Ressentiment richtet sich gegen das Ausgezeichnete, das ist, und gegen das, das aufkommen will.

Das sich etablierende Ressentiment ist die Nivellierung, und während eine leidenschaftliche Zeit vorwärts stürmt, erhebt und stürzt, aufrichtet und unterdrückt, tut eine reflektierte leidenschaftslose Zeit das Gegenteil, sie erstickt und verhindert, sie nivelliert. Nivellieren ist eine stille, mathematisch abstrakte Beschäftigung, die gar kein Aufhebens macht. Während die aufbrausende flüchtige Begeisterung mißmutig selbst ein Unglück wünschen könnte, nur um des Daseins Kräfte

zu verſpüren, iſt ihrer Ablöſung, der Apathie, mit einer Störung nicht gedient, ſo wenig wie einem nivellierenden Ingenieur. Iſt ein Aufruhr in ſeinem Maximum wie der Ausbruch eines Vulkans, ſo daß man ſein eigenes Wort nicht hören kann; ſo iſt das Nivellement in ſeinem Maximum wie eine Totenſtille, über die ſich nichts erheben kann, ſondern alles ſinkt ohnmächtig in ſie hinab.

An der Spitze eines Aufruhrs kann ein einzelner Mann ſtehen, aber an der Spitze der Nivellierung kann kein einzelner Mann ſtehen, denn ſo würde er ja der Herrſcher werden und der Nivellierung entgangen ſein. Das einzelne Individuum kann in ſeinem ſtillen Kreis mitwirkſam an der Nivellierung ſein, aber dieſe ſelbſt iſt eine abſtrakte Macht, und die Nivellierung iſt der Sieg der Abſtraktion über die Individuen. Die Nivellierung in der modernen Zeit entſpricht in der Reflexion dem was im Altertum das Schickſal war. Das Altertum iſt dialektiſch in Richtung auf das Hervorragende (der einzelne Große — und ſo die Menge, ein Freier — und ſo Sklaven), das Chriſtentum iſt bis auf weiteres dialektiſch in Richtung auf Repräſentation (die Mehrzahl ſchaut ſich ſelber im Repräſentierenden an, wird frei im Bewußtſein, daß ſie es iſt, die repräſentiert wird, in einer Art Selbſtbewußtſein); die Gegenwart iſt dialektiſch in Richtung auf Gleichheit, und deren — verfehlte — konſequenteſte Durchführung iſt das Nivellement, als die negative Einheit der negativen Gegenſeitigkeit der Individuen.

Jeder wird leicht ſehen, daß die Nivellierung ihre tiefe Bedeutung in der Uebermacht der Generationskategorie über die Individualitätskategorie hat. Während im Altertum die Menge der Individuen gleichſam dazu da war, den Preis zu beſtimmen, wie viel das ausgezeichnete Individuum wert war, ſo iſt der Münzfuß heute ſo verändert, daß *gleichmäßig* ungefähr ſo und ſo viele Menſchen auf ein Individuum gehen, ſo daß es bloß gilt, ſich die

gehörige Anzahl zu ſichern — ſo hat man Bedeutung. Der Einzelne in der Menge bedeutete im Altertum gar nichts, der Ausgezeichnete bedeutete ſie alle; die Gegenwart tendiert zu der mathematiſchen Gleichheit, daß ſo ungefähr gleichmäßig durch alle Stände ſo und ſo viele auf ein Individuum gehen. Der Ausgezeichnete durfte ſich alles erlauben, die Einzelnen in der Menge gar nichts, jetzt verſteht man, daß ſo und ſo viele auf ein Individuum gehen, und ganz konſequent zählt man ſich zuſammen (man nennt das ja freilich ſich vereinigen, aber das iſt eine Galanterie) bei der unbedeutendſten Gelegenheit. Nur um einen Einfall zu realiſieren, zählt man ſich einige Mann zuſammen, und ſo tut man es: ſo darf man es tun. Daher kommt es ſchließlich, daß ſelbſt ein vorzugsweiſe Begabter ſich doch nicht von der Reflexion frei machen kann, weil er bald im Bedeutungsloſeſten ſich als ein Bruchteil bewußt wird, und um die religiöſe unendliche Befreiung kommt. Selbſt wenn eine Vereinigung Mehrerer den Mut hätte, dem Tod entgegen zu gehen: damit wäre in unſerer Zeit noch nicht geſagt, daß jeder Einzelne Mut dazu hätte, denn das, was der Einzelne mehr als den Tod fürchtete, wäre das Reflexionsurteil über ihn, der Reflexionseinſpruch gegen ihn, daß er als Einzelner etwas wagen wollte. Der Einzelne gehört nicht Gott, nicht ſich ſelber, nicht der Geliebten, nicht ſeiner Kunſt, nicht ſeiner Wiſſenſchaft, nein wie ein Leibeigener einem Gut gehört, ſo wird der Einzelne ſich bewußt in einem und allem einer Abſtraktion zu gehören, unter die ihn die Reflexion ordnet. Wenn eine Vereinigung Mehrerer in unſerer Zeit ſich dazu entſchließen könnte, jeder für ſich, ihr ganzes Vermögen zum einen oder anderen wohltätigen Zweck herzugeben, daraus folgte nicht, daß der Einzelne ſich dazu entſchließen könnte, und wieder nicht weil er unentſchloſſen wäre in Hinſicht auf den Verzicht, ſondern weil er das Reflexionsurteil noch viel mehr fürchtete als

die Armut. Ob zehn sich einig werden könnten einzustehen für die volle ungeschmälerte Liebe oder das durch keine lähmende Rücksicht eingeschränkte Recht der Begeisterung, daraus folgte nicht, daß jeder von den Zehn dazu imstande wäre, denn höher noch als der Liebe Seligkeit und der Begeisterung Zeugnis in ihrem Geist würden sie doch zweideutig das Reflexionsurteil lieben — deshalb müßten sie ja auch zehn sein bei einer Sache, bei der es ein Widerspruch ist mehr als einer zu sein. Das vergötterte positive Prinzip des Sozialismus in unserer Zeit ist gerade das Verzehrende, das Demoralisierende, das in einer Reflexions-Sklaverei selbst Tugenden zu vitia splendida macht. Und woher kann das kommen wenn nicht daher, daß an der religiösen Individualitäts-Aussonderung vor Gott und der Verantwortung in der Ewigkeit vorbeigegangen wird. Wenn hier die Schrecken beginnen, sucht man Trost in Kompagnie, und so fängt die Reflexion das Individuum für sein ganzes Leben. Und die, die auch nicht einmal den Beginn dieser Krise wahrnahmen, sie gehen ohne weiteres im Reflexions-Verhältnis unter.

Das Nivellement ist nicht eines Einzelnen Handlung, sondern ein Reflexionsspiel in der Hand einer abstrakten Macht. Wie man die Diagonale im Parallelogramm der Kräfte berechnet, so kann man das Gesetz des Nivellements berechnen. Denn der Einzelne, der einige nivelliert, wird selber wieder mitgenommen, und so weiter. Während deshalb der Einzelne selbstsüchtig zu wissen scheint, was er tut, muß man von ihnen allen zusammen sagen: sie wissen nicht was sie tun, denn wie in der Einträchtigkeit der Begeisterung ein Mehr herauskommt, das nicht das der Einzelnen ist, so kommt hier auch ein Mehr heraus. Man beschwört einen Dämon herauf, den kein Einzelner bewältigen kann; und während der Einzelne im kurzen Augenblick der Nivellierungslust selbstisch die Abstraktion genießt, unterschreibt

er zugleich seinen eigenen Untergang. Das Vorwärtsstürmen des Begeisterten *kann* mit Untergang enden, aber der Sieg des Nivellierenden ist eo ipso sein Untergang. Die Skepsis der Nivellierung kann keine Zeit hemmen, die Zeit, unsere Zeit also auch nicht, denn in dem Augenblick, wo sie ihr Einhalt tun will, wird diese wieder ihr Gesetz entwickeln. Sie kann nur dadurch aufgehalten werden, daß das Individuum in individueller Aussonderung die Unerschrockenheit der Religiosität gewinnt. Ich sah einmal einer Rauferei zu, bei der drei Menschen auf schändliche Weise einen Vierten mißhandelten. Der Haufe stand herum und sah unwillig zu; Ausdrücke des Aergers und Murren beginnen die Handlung in Fluß zu bringen: es sammeln sich ein paar aus der Menge, packen einen der Angreifer, werfen ihn zu Boden u. s. w. Also die Rächer entwickelten dasselbe Gesetz wie die Angreifer. Wenn es mir gestattet ist, meine geringe Person mit anzubringen, will ich die Geschichte zu Ende erzählen. Ich trat hinzu und suchte dialektisch einem der Rächer das Inkonsequente in ihrem Betragen auseinander zu setzen, aber es stellte sich heraus, daß es ihm ganz unmöglich war, sich auf solches einzulassen, er wiederholte nur immer: das hat er redlich verdient, ein solcher Schlingel, zu dritt gegen einen. Das Komische liegt nahe besonders für den, der den Anfang nicht gesehen hatte und also einen Mann über einen andern sagen hörte: daß er (der einzelne) zu dritt war gegen einen, und das gerade in dem Augenblick hörte, in dem das Entgegengesetzte der Fall war: daß sie zu dritt waren gegen ihn. Das Erste wäre komisch durch den Widerspruch im selben Sinn wie „als der Wächter zu einer einzelnen Person sagte: wollen Sie so gut sein und auseinandergehen"; das Zweite wäre komisch durch den Selbstwiderspruch. Was ich dagegen verstand war, daß es noch am besten sei die Hoffnung, diese Skepsis zu beenden, aufzu-

geben, damit ſie nicht gegen mich fortgeſetzt werde. Kein einzelner Mann (der Ausgezeichnete in Richtung auf Hervorragen und die Dialektik des Schickſals) wird der Abſtraktion der Nivellierung Einhalt tun können, denn ſie iſt ein negativ Höheres, und die Zeit der Helden iſt vorbei. Keine Kongregation wäre imſtande, die Abſtraktion der Nivellierung aufzuhalten, weil die Kongregation ſelbſt durch den Zuſammenhang der Reflexion im Dienſte der Nivellierung iſt. Auch nicht die Individualität der Nationalitäten wird ſie aufhalten können, denn die Abſtraktion der Nivellierung reflektiert auf eine höhere Negativität: die reine Menſchheit. Die Abſtraktion der Nivellierung, dieſe Selbſtanzündung des Menſchengeſchlechts, veranlaßt durch die Friktion, die entſteht, wenn die individuelle Innerlichkeits-Ausſonderung in Religioſität ausbleibt, wird beſtehen bleiben wie man das von einem Paſſat ſagt, der Alles verzehrt, aber durch den die Individuen, jedes für ſich, wieder religiös erzogen werden können, ihnen im höchſten Sinn dazu verholfen werden kann, im examen rigorosum der Nivellierung die Weſentlichkeit der Religioſität in ſich ſelber zu gewinnen. Für den Jüngeren, der, wie feſt er auch für ſeine Perſon an dem hängt, was er als das Ausgezeichnete bewundert, von Anfang an faßt, daß die Nivellierung das iſt, was der ſelbſtiſche Einzelne und das ſelbſtiſche Geſchlecht zum Böſen denken, aber auch was für den Einzelnen, jeden beſonders, wenn er es nur in Aufrichtigkeit mit Gott will, der Ausgangspunkt für das höchſte Leben ſein kann, für ihn wird es in Wahrheit bildend ſein, in der Zeit der Nivellierung zu leben. Die Gegenwart wird für ihn im höchſten Sinn religiös entwickelnd und zugleich äſthetiſch und intellektuell ausbildend ſein, indem das Komiſche ſich abſolut geltend machen wird. Denn das höchſte Komiſche iſt gerade, daß das einzelne Individuum ohne irgend eine Zwiſchenbeſtimmung unter die unendliche Abſtraktion der „reinen

Menschheit" hingeführt werden soll, indem alle Individualitäts-Konkretionen der Organisation, die durch die Relativität das Komische temperieren und durch relatives Pathos stärken könnten, verzehrt sind. Aber das ist wieder der Ausdruck dafür, daß die Rettung nur in der Wesentlichkeit der Religiosität im einzelnen Individuum liegt. Und begeisternd für den Einzelnen wird es sein zu fassen, daß gerade der Irrtum dem Einzelnen, jedem besonders, wenn er es nur hochgemut will, den Zugang zum Höchsten öffnet. Aber die Nivellierung muß bestehen bleiben, sie gehört dazu, wie das Aergernis in die Welt kommen muß, aber weh dem, durch welchen es herein kommt.

Es wurde oft genug gesagt, daß eine Reformation damit beginnen solle, daß jeder sich selber reformiere; aber das ist so nicht zugegangen, denn die Reformationsidee hat einen Helden erzeugt, der vielleicht teuer genug von Gott seine Bestallung als Held erkauft hat. Indem sie ohne weiteres sich ihm anschließen, bekommen die Individuen für billigen Preis das teuer Erkaufte, aber sie bekommen auch nicht das Höchste. Die Abstraktion der Nivellierung dagegen ist ein Prinzip, das gleich dem scharfen Ostwind sich nicht mit dem einzelnen Individuum in irgend ein intimeres Verhältnis einläßt, sondern nur in ein Abstraktionsverhältnis, das gleichmäßig für alle gilt. Kein Held leidet da für Andere und hilft Anderen, die Nivellierung wird selbst zum scharfen Zuchtmeister, der sich der Erziehung annimmt. Und der, der das Maximum aus der Erziehung lernt und das Maximum wird, er wird nicht der Ausgezeichnete, der Held, der Hervorragende, das verhindert die Nivellierung, die konsequent ist bis zum Aeußersten, und er verhindert es selbst, weil er die Bedeutung der Nivellierung erfaßt hat, nein er wird nur ein wesentlicher Mensch im vollen Sinn der Gleichheit. Das ist die Idee der Religiosität. Aber die Erziehung ist streng, und die Ausbeute anscheinend sehr

gering; anſcheinend, denn wenn das Individuum nicht lernen will, in der Weſentlichkeit der Religioſität vor Gott ſich mit ſich ſelber zu begnügen, ſich damit zu begnügen, anſtatt über die Welt zu herrſchen über ſich ſelber zu herrſchen, ſich zu begnügen, als Prieſter ſein eigener Zuhörer, als Verfaſſer ſein eigener Leſer zu ſein uſw., wenn es nicht lernen will, ſich für dieſes Höchſte zu begeiſtern, weil es die Gleichheit vor Gott ausdrückt und die Gleichheit mit Allen: ſo entwiſcht es nicht der Reflexion, ſo erlebt es vielleicht, nach dem Maße ſeiner Begabung, einen täuſchenden Augenblick, in dem es glaubt, es ſei es, das nivelliere, bis es unter der Nivellierung hinſinkt. Es hilft nichts einen Holger Danske oder einen Martin Luther zu verheißen und zu beſchwören, deren Zeit iſt vorbei, und es iſt doch im Grunde nur die Bequemlichkeit der Individuen, die ſo etwas wünſcht, der Endlichkeit Ungeduld, die etwas billig aus zweiter Hand haben will ſtatt des Höchſten, das teuer aus erſter Hand gekauft wird. Es hilft nichts, Verein auf Verein zu gründen, denn negativ iſt da etwas Höheres eingeſetzt, wenn auch der kurzſichtige Vereinsmann das nicht ſehen kann. Das Individualitätsprinzip in ſeiner unmittelbaren und ſchönen Formation präfiguriert die Generation durch den Ausgezeichneten, den Hervorragenden, und läßt die untergeordneten Individualitäten ſich um den Repräſentanten ſchließen und gruppieren. Das Individualitätsprinzip in ſeiner ewigen Wahrheit gebraucht die Abſtraktion und Gleichheit der Generation als Nivellierendes und entwickelt dadurch das Individuum mit deſſen eigenem Mitwirken religiös zu einem weſentlichen Menſchen. Denn ſo ohnmächtig wie die Nivellierung gegen das Ewige iſt, ſo übermächtig iſt ſie gegen jedes Proviſorium. Die Reflexion iſt eine Schlinge, in der man ſich fängt, aber durch der Religioſität begeiſterten Sprung wird das Verhältnis ein anderes, und ſie wird zur Schlinge, die einen in der Ewigkeit Arme

wirft. Und die Reflexion ist und bleibt der hartnäckigste Creditor im Dasein; listig hat sie bis jetzt alle möglichen Lebensanschauungen aufgekauft, aber der wesentlichen Religiosität ewige Lebensanschauung kann sie nicht kaufen, dagegen kann sie locken mit schimmernden Blendwerken von all dem Andern, entmutigen mit Reminiszenzen an all das Andere. Aber durch den Sprung ins Tiefe lernt man sich selbst helfen, lernt man alle andern so hoch lieben wie sich selbst, ob man auch noch so sehr beschuldigt wird der Anmaßung und des Stolzes — daß man sich nicht helfen lassen will, oder des Egoismus — daß man nicht hinterlistig andere betrügen will, indem man ihnen hilft: indem man ihnen dazu hilft des Höchsten verlustig zu gehen. — Will einer sagen, daß, was ich hier vorgebracht habe, jeder weiß und jeder sagen kann, so ist meine Antwort diese: umso besser, ich wünsche keine Auszeichnung, ich habe nichts dagegen, daß jeder es weiß, es sei denn, dies, daß jeder es weiß und jeder es sagen kann, sollte bedeuten, daß es mir genommen und in einer negativen Gemeinschaft deponiert werden soll. Bekomme ich bloß die Erlaubnis, es zu behalten, so verliert es für mich nicht an Wert dadurch, daß jeder es weiß.

Im Grund hat die moderne Zeit lange zur Nivellierung tendiert durch mancherlei Umwälzungen, welche doch alle nicht die Nivellierung waren, weil sie alle nicht abstrakt genug waren, sondern eine Wirklichkeitskonkretion besaßen. Annäherungsweise kann dadurch nivelliert werden, daß der Hervorragende gegen den Hervorragenden herrscht, so daß beide geschwächt werden; annäherungsweise kann dadurch nivelliert werden, daß ein Hervorragender durch einen anderen neutralisiert wird; dadurch, daß die Vereinigung der an sich Schwächeren stärker wird als der einzelne Hervorragende; annäherungsweise kann nivelliert werden durch einen einzelnen Stand, z. B. die Geistlichkeit, die Bourgeoisie, den Bauernstand, das Volk selbst: aber all das sind doch

nur Bewegungen der Abſtraktion innerhalb von Individualitätskonkretionen.

Damit die Nivellierung eigentlich zuſtande kommen ſoll, muß erſt ein Phantom zuwege gebracht werden, ihr Geiſt, eine ungeheure Abſtraktion, ein allumfaſſendes Etwas, das Nichts iſt, eine Lufterſcheinung — dieſes Phantom heißt Publikum. Nur in einer leidenſchaftsloſen, aber reflektierten Zeit kann dieſes Phantom ſich entwickeln mit Hilfe der Preſſe, wenn dieſe ſelber zu einer Abſtraktion wird. In begeiſterten, in leidenſchaftlich tumultuariſchen Zeiten, ſelbſt wenn ein Volk die unfruchtbare wüſte Idee, alles zu ſchleifen und niederzureißen, realiſieren will: ſo iſt da doch kein Publikum. Da ſind Parteien und da iſt Konkretion. Die Preſſe wird in ſolchen Zeiten einen konkreten Charakter je nach der Zerſplitterung annehmen. Aber wie ſtillſitzende Profeſſioniſten beſonders der Entwicklung von phantaſtiſchem Sinnesbetrug ausgeſetzt ſind, ſo wird eine leidenſchaftsloſe, ſtillſitzende, reflektierte Zeit, wenn die Preſſe das einzige ſein ſoll, das ſchwächlich eine Art Leben in dieſe Schläfrigkeit bringen muß, dieſes Phantom erzeugen. Das Publikum iſt der eigentliche Nivellierungsmeiſter, denn wenn nur annäherungsweiſe nivelliert wird, geſchieht es durch irgend etwas, aber das Publikum iſt ein ungeheures Nichts. Das Publikum iſt ein Begriff, der im Altertum gar nicht aufkommen konnte, weil das Volk ſelber en masse in corpore in der Situation der Handlung auftreten, die Verantwortung dafür tragen mußte, was der Einzelne aus ſeiner Mitte anrichtete, während wiederum der Einzelne als dieſer Beſtimmte zur Stelle ſein und ſich dem Standrecht des Augenblicks in Beifall oder Mißbilligung unterwerfen mußte. Erſt wenn kein kräftiges Zuſammenleben der Konkretion Fülle gibt, wird die Preſſe dieſes Abſtraktum: das Publikum bilden können, das aus unwirklichen Einzelnen beſteht, die

sich niemals vereinigen oder vereinigen können in der Gleichzeitigkeit irgend einer Situation oder Organisation, und das doch als ein Ganzes festgehalten wird. Das Publikum ist ein Heer, zahlreicher als alle Völker zusammen, aber dieses Heer kann niemals gemustert werden, ja es ist auch nicht einmal imstand einen einzigen Repräsentanten zu haben, weil es selber eine Abstraktion ist. Und dessenungeachtet wird das Publikum, wenn die Zeit leidenschaftslos und reflektiert ist und alles Konkrete auswischt, zum Ganzen, das Alle umfassen soll. Aber dieses Verhältnis ist gerade wieder der Ausdruck dafür, daß der Einzelne auf sich selber angewiesen ist.

In der Gleichzeitigkeit des wirklichen Augenblicks und der wirklichen Situation mit den Wirklichen, von denen jeder etwas ist, hat der Einzelne das Unterstützende. Aber des Publikums Dasein bildet keine Situation und keine Vereinigung. Der Einzelne, der liest, ist ja nicht Publikum, und so lesen nach und nach viele Einzelne, vielleicht alle Einzelne, aber da ist keine Gleichzeitigkeit. Das Publikum kann Jahr und Tag brauchen, um gleichsam gesammelt zu werden, und wenn es so gesammelt ist, ist es doch nicht da. Die Abstraktion, die die Individuen paralogistisch bilden, stößt ganz richtig die Individuen von sich ab anstatt ihnen zu helfen. Der, welcher in der Gleichzeitigkeit des wirklichen Augenblicks und der wirklichen Situation mit den Wirklichen selbst keine Meinung hat, nimmt dieselbe Meinung wie die Majorität an, oder ist er streitbarer, wie die Minorität. Aber die Majorität und die Minorität sind wohlverstanden wirkliche Menschen, und darin liegt das Unterstützende im Zusammenhalt mit ihnen. Das Publikum dagegen ist eine Abstraktion. Dieselbe Meinung anzunehmen wie diese und diese bestimmten Menschen bedeutet, daß man weiß, daß sie denselben Gefahren unterworfen sein wollen wie man selbst, daß sie mit einem irren

wollen, wenn die Meinung ein Irrtum ist usw. Aber dieselbe Meinung wie das Publikum annehmen zu wollen ist ein trügerischer Trost, denn das Publikum ist nur da in abstracto. Während deshalb keine Majorität je so sicher war das Recht und den Sieg zu behalten wie das Publikum es ist, so ist das nur wenig tröstlich für den Einzelnen, denn das Publikum ist ein Phantom, das irgend eine persönliche Annäherung nicht erlaubt. Wenn einer heute die Meinung des Publikums annimmt und morgen ausgepfiffen wird, so wird er vom Publikum ausgepfiffen. Eine Generation, ein Volk, eine Volksversammlung, eine Gemeinde, ein Mann haben doch eine Verantwortung dadurch daß sie etwas sind, können sich schämen, wenn sie unbeständig und treulos sind, aber Publikum bleibt Publikum. Ein Volk, eine Versammlung, ein Mensch können sich so verändern, daß man sagen muß: sie sind nicht mehr dieselben; aber das Publikum kann gerade das Entgegengesetzte werden und ist doch dasselbe — ist Publikum. Aber eben durch diese Abstraktion und diese abstrakte Zucht wird das Individuum gebildet (soweit es nicht schon durch seine eigene Innerlichkeit gebildet ist), wenn es nicht untergeht, im höchsten Sinn der Religiosität sich mit sich selbst und seinem Gottesverhältnis zu begnügen, an Stelle der Einigkeit mit dem Publikum, das alle die relativen Individualitäts-Konkretionen verzehrt, die Einigkeit mit sich selber zu substituieren, anstatt zu zählen und zu zählen in sich selber vor Gott Ruhe zu finden. Und das wird der absolute Unterschied zwischen der neuen und der alten Zeit sein: daß das Totale nicht die Konkretion ist, die unterstützt, die den Einzelnen ausbildet, ohne ihn doch absolut zu entwickeln, sondern eine Abstraktion ist, die in ihrer abstrakten Gleichheit abstoßend ihm dazu hilft, absolut gebildet zu werden – wenn er nicht umkommt. Das Trostlose im Altertum war, daß der Ausgezeichnete war, was die andern *nicht sein konnten*,

das Begeisternde wird sein, daß der, der religiös sich selber gewann, nur ist, was alle sein können.

Das Publikum ist nicht ein Volk, nicht eine Generation, nicht ein Zeitalter, nicht eine Gemeinde, nicht eine Gesellschaft, nicht diese bestimmten Menschen, denn alles dies ist nur durch die Konkretion das, was es ist; ja nicht ein einziger von denen, die zum Publikum gehören, ist wesentlich engagiert; einige Stunden im Tag gehört er vielleicht mit zum Publikum, nämlich in den Stunden, in denen er nichts ist, denn in den Stunden, in denen er etwas Bestimmtes ist, gehört er nicht zum Publikum. Gebildet aus solchen Einern, aus den Einzelnen in den Augenblicken, in denen sie nichts sind, ist das Publikum ein ungeheures Etwas, das abstrakte Oede und Leere, das Alle und Keiner ist. Aber aus demselben Grund kann jeder sich anmaßen ein Publikum zu haben, und wie die römische Kirche chimärisch sich ausbreitete indem sie Bischöfe in partibus infidelium ernannte: so ist das Publikum etwas, das jeder, selbst ein betrunkener Matrose, sich aneignen kann, und der betrunkene Matrose hat dialektisch konsequent absolut dasselbe Recht dazu wie der am meisten Ausgezeichnete, absolut das Recht, alle diese vielen vielen Nullen seiner Einzahl voran zu setzen. Das Publikum ist alles und nichts, ist die gefährlichste aller Mächte und die nichtssagendste; man kann zu einer ganzen Nation im Namen des Publikums reden, und doch ist das Publikum weniger als ein einziger, noch so geringer, wirklicher Mensch. Die Bestimmung Publikum ist das Blendwerk der Reflexion, das mit Taschenspielerkünsten die Individuen eingebildet macht, weil jedes sich dieses Ungeheure anmaßen kann, im Vergleich mit dem die Wirklichkeits-Konkretionen armselig erscheinen, das Publikum ist das Märchen der Verstandeszeit, das die Einzelnen phantastisch zu mehr macht, als zu Königen über

ein Volk*); aber das Publikum ist auch die grausame Abstraktion, durch welche die Individuen religiös erzogen werden sollen — oder untergehen.

Die Abstraktion der Presse (denn ein Blatt, eine Zeitung sind keine staatsbürgerliche Kontretion und nur in abstraktem Sinn ein Individuum) im Verein mit der Leidenschaftslosigkeit und Reflektiertheit der Zeit erzeugt das Phantom der Abstraktion: Publikum, das das eigentlich Nivellierende ist. Auch dies kann, abgesehen von seiner negativen Bedeutung für die Religiosität, noch eine andere haben. Aber je weniger Idee in einer Zeit ist, je mehr sie, ermattet durch aufbrausende Begeisterung, sich in Indolenz wieder ausruht, wenn wir uns dazu noch denken wollten, daß die Presse schwächer und schächer würde, weil keine Begebenheit, keine Idee die Zeit ergreifen, desto leichter wird die Nivellierung zu einer verderblichen Lust, zum Sinnenreiz, der einen Augenblick kitzelt und nur das Böse schlimmer macht, und die Bedingung der Rettung schwieriger und des Untergangs Wahrscheinlichkeit größer. Und hat man oft die Demoralisation der Einzelherrschaft geschildert, den Verfall revolutionärer Zeiten, so ist eines leidenschaftslosen Zeitalters Verfall etwas ebenso Verderbliches, wenn auch infolge der Zweideutigkeit minder Auffallendes. Und darüber nachzudenken kann deshalb wohl sein Interesse und seine Bedeutung haben. Mehr und mehr Einzelne werden in der Weichlichkeit der Indolenz darnach trachten, zu nichts zu werden — um Publikum zu werden, dieses abstrakte Ganze, das gebildet ist auf die lächerliche Weise, daß der Teilnehmer den dritten Mann spielt. Diese indolente Menge, die selber nichts versteht und selber nichts tun will, dieses Galeriepublikum sucht nun einen

*) Zum Glück habe ich als Verfasser niemals irgend ein Publikum gesucht oder gehabt, sondern mich froh mit „jenem Einzelnen" begnügt, weshalb ich ja auf Grund dieser Eingeschränktheit fast zu einem Sprichwort geworden bin.

Zeitvertreib, und gibt sich der Einbildung hin, daß alles, was einer tut, geschehe, damit es etwas zum Schwätzen bekomme. Die Indolenz sitzt vornehm mit übergeschlagenen Beinen, und jeder, der arbeiten will, der König und der Beamte und des Volkes Lehrer und der tüchtigere Journalist und der Dichter und der Künstler, alle werden gleichsam vorgespannt, um diese Indolenz vorwärts zu schleppen, die vornehm glaubt, daß die andern die Gäule seien. Wollte ich mir dieses Publikum als eine Person denken (denn wenn auch einzelne Bessere momentweise zum Publikum gehören, sie haben doch in sich selber eine organisierende Konkretion, die sie festhält, selbst wenn sie nicht das Höchste der Religiosität gewinnen), so würde ich am ehesten an den einen oder anderen römischen Kaiser denken, eine große, wohlgenährte Figur, die an Langeweile leidet, und deshalb bloß des Gelächters Sinneskitzel wünscht, denn des Witzes göttliche Gabe ist nicht irdisch genug. So schlendert also diese Person zur Abwechslung herum, mehr indolent als böse, aber negativ herrschsüchtig. Jeder, der die Alten gelesen hat, weiß, auf wie viele Dinge ein Kaiser kommen konnte, um sich die Zeit zu verkürzen. Da hält sich denn das Publikum einen Hund zum Vergnügen. Dieser Hund ist die literarische Verächtlichkeit.*) Zeigt sich ein Besserer, vielleicht sogar ein Ausgezeichneter, so wird der Hund auf ihn gehetzt, und der Spaß beginnt. Der bissige Hund reißt ihm die Rockschöße herunter, erlaubt sich alle Unarten und Unverschämtheiten — bis das Publikum dessen müde wird und sagt: jetzt habe ich genug davon. Da hat das Publikum nivelliert. Der Bessere, der Stärkere ist mißhandelt, — und der Hund, ja der bleibt ein Hund, den das Publikum selbst verachtet. Es wurde also durch ein Drittes nivelliert, das nichtsseiende Publikum nivellierte durch ein Drittes, das infolge seiner Verächtlichkeit schon mehr als nivelliert war und weniger als Nichts. Und

*) Das Witzblatt „Der Korsar". (Anmerkung des Uebersetzers).

das Publikum ist ohne Reue, denn es ist ja nicht das Publikum — es war ja der Hund; wie man zu den Kindern sagt: die Katze war's. Und das Publikum ist ohne Reue, denn es war ja keine wesentliche Herabsetzung — es war bloß ein kleiner Spaß. Wenn nämlich das Werkzeug der Nivellierung eine ausgezeichnete Tüchtigkeit gewesen wäre, so wäre das indolente Publikum genarrt gewesen, denn so wäre ja das Werkzeug ihm wieder in den Weg getreten; aber wenn man das Bessere durch die Verächtlichkeit nieder hält, und die Verächtlichkeit durch sie selber: so heißt das, mit Null gegen Null quitt sein. Und das Publikum will ohne Reue sein, denn es war es ja eigentlich nicht, das den Hund hielt — man subskribierte bloß; es hetzte ihn auch nicht direkt, es pfiff auch sozusagen nicht nach ihm; im Fall eines Prozesses würde das Publikum sagen: der Hund gehört mir gar nicht, er ist herrenlos; und im Falle daß der Hund aufgegriffen und in die Veterinärschule gebracht würde um tot geschlagen zu werden, könnte das Publikum sogar sagen: es war wirklich gut, daß der eklige Hund umgebracht wurde, das haben wir alle gewünscht — sogar die Subskribenten.

Vielleicht ist da einer, der sich in eine solche Lage hineinversetzt, geneigt seine Aufmerksamkeit dem Besseren, der die Mißhandlung erlitt, zu schenken und zu meinen, daß ihm ein großes Unglück widerfuhr. Diese Ansicht kann ich durchaus nicht billigen, denn der, der zum Höchsten verholfen sein will, für ihn ist es gerade gut, solches durchzumachen, und er müßte es sich eher wünschen, ob man sich auch über das, was ihm zustößt, empören kann. Nein, das Furchtbare ist etwas anderes, es ist der Gedanke an die vielen Menschenleben, die verspielt sind, oder es leicht werden. Ich will nicht einmal von den Verlorenen reden, oder den doch bis zur Verlorenheit Irregeführten, die für Geld die Rolle des Hundes spielen, sondern von den vielen

Unbefeſtigten, Leichtſinnigen, Sinnlichen, die in vornehmer Indolenz keinen tieferen Eindruck vom Daſein bekommen als dieſen ſinnlos grinſenden, von all den Toren die in neue Verſuchung geführt werden, indem ſie in ihrer Beſchränktheit ſogar ſich ſelber wichtig vorkommen dadurch daß ſie mit den Angegriffenen Mitleid haben, ohne zu faſſen, daß bei einem ſolchen Verhältnis die Angegriffenen immer die Stärkſten ſind, ohne zu faſſen, daß hier mit furchtbarem und doch ironiſchem Nachdruck gilt: Weinet nicht über mich, ſondern weinet über euch ſelbſt.

Dieſes Verhältnis iſt die niedrigſte Nivellierung, denn dieſe richtet ſich immer nach der Zahlengröße, auf die alle reduziert werden ſollen; ſo iſt das ewige Leben auch eine Art Nivellierung, und doch iſt es nicht ſo, weil hier die Einheit dieſe iſt: in religiöſem Sinn weſentlicher Menſch zu ſein.

Schluß und ein Nachwort von Theodor Haecker folgt im nächſten Heft

Gedichte / von Georg Trakl

Das Herz

Das wilde Herz ward weiß am Wald;
O dunkle Angſt
Des Todes, ſo das Gold
In grauer Wolke ſtarb.
Novemberabend.
Am kahlen Tor am Schlachthaus ſtand
Der armen Frauen Schar;
In jeden Korb
Fiel faules Fleiſch und Eingeweid;
Verfluchte Koſt!

Des Abends blaue Taube
Brachte nicht Verſöhnung.
Dunkler Trompetenruf
Durchfuhr der Ulmen
Naſſes Goldlaub,
Eine zerfetzte Fahne
Vom Blute rauchend,
Daß in wilder Schwermut
Hinlauſcht ein Mann.
O! ihr ehernen Zeiten
Begraben dort im Abendrot.

Aus dunklem Hausflur trat
Die goldne Geſtalt
Der Jünglingin
Umgeben von bleichen Monden,
Herbſtlicher Hofſtaat,
Zerknickten ſchwarze Tannen
Im Nachtſturm,
Die ſteile Feſtung.
O Herz
Hinüberſchimmernd in ſchneeige Kühle.

Der Schlaf

Verflucht ihr dunklen Gifte,
Weißer Schlaf!
Dieſer höchſt ſeltſame Garten
Dämmernder Bäume
Erfüllt von Schlangen, Nachtfaltern,
Spinnen, Fledermäuſen.
Fremdling! Dein verlorner Schatten
Im Abendrot,
Ein finſterer Korſar
Im ſalzigen Meer der Trübſal.
Aufflattern weiße Vögel am Nachtſaum
Ueber ſtürzenden Städten
Von Stahl.

Der Malik / von Elſe Laſker-Schüler

Briefe an den blauen Reiter Franz Marc*)

Mein frommer, ſtarker Halbbruder, Ich war Dir gram, Ich will lieber ſagen, Ich kann Dir nicht gram ſein im Grunde Meines Malikherzens. Du ſtellteſt Dich auf Seiten Meines Volkes, ſchürteſt ſeinen Ungehorſam gegen Mich auf in der Zeit, Ich vor dem Tor Meiner Stadt Theben mit dem Huf ſtampfte, ein wildes, wieherndes Pferd. Aber Mein treu Volk iſt voll Reue, iſt ein einziger Malik mit Mir, Du!! Mein Volk iſt ſüß wie die Himbeer, Mein Volk in Theben iſt bunt und geſegnet wie eine Feuerblüt. Sieh, Bruder, mit Siam ſteht's in Unterhandlung ihrer Venus wegen, die Du Mich hinderteſt vor Meiner Krönung zu erkämpfen. Augenblicklich treiben ſich Meine Thebcaner mit Goldlaub und Jubel geſchmückt durch die Straßen und über die Plätze der Stadt und üben Lieder zu Meiner Krönungsfeier. Ruben, Du aber wollteſt Mich zwingen. Auf Meiner Stirn beginnt ſich ein Hieroglyph einzugraben, der Mir fremd iſt. Juſſuf.

Geliebter Bruder! Mein hoher Freund Daniel Jeſus Paul Leppin der König von Böhmen bezog geſtern die Gemächer im erſten Vorraum Meines Palaſtes. Für ſein ſchlankes Weib preſſen Meine Negerinnen Oel aus Roſen. Ich bin dem böhmiſchen königlichen Dichter gut; uns verbindet die Freundesader. In Meiner zweiten Hauptſtadt Mareia werden nur ſeine Bücher geleſen, unvergleichliche Begebenheiten, Thebens Menſchen ſind faſt alle des Leſens unkundig, Mir ſelbſt machte jedes Studium Kopfſchmerzen. Man feiere Meine Unwiſſenheit!! Dein Juſſuf Abigail der Wildſtämmige.

*) Die vorhergehenden Kapitel dieſer Brieffolge erſchienen in der Berliner Wochenſchrift „Die Aktion".

Ich ernannte den König von Böhmen Daniel Jesus Paul zum Statthalter Meiner hochbeglückten Stadt Mareia.

Daniel Jesus Paul Lippin
der König von Böhmen und sein Prätor
Kaiserl. Hofrat (Stadtrat von Theben
Adjutant)

Ruben, mit Meiner dritten Hauptstadt Irsahab kann ich keine Fühlung gewinnen. Diese vorsichtigen, leisen, gelehrten Hebräer erfüllen allerdings, wenn Ich, ihr Melech, in Irsahab weile, die Mir zukommenden Zeremonien, aber der Wein ihrer Adern strömt Mir nicht entgegen, wie das kostbare Blut Meiner teuren Menschen aus Theben und Mareia. Argwohn und Verlegenheit, und Erröten und Furcht empfangen Mich unter dem Bogen dieser goldreichen Stadt. Ich bin das Meer, gar die Sinthflut, die ihre Geborgenheit verheert. Mein Wort ertönt diesen verscheuchten Menschen wie Jägerruf. (Ich bringe nie Hasen um; das traust Du Mir doch nicht zu?) Mit Kummer vernehmen die bebenden Leutchen das Rauschen der vielen Muscheln und Perlen um Meinen Hals und gewahren spöttisch lächelnd die Nasenknöpfe in Meinen beiden Flügeln und gutmütig lispeln sie über die Sterne und Monde Meiner

Wangen. Mir ſind die Leute unſympathiſch ihrer unangenehmen Ueberlegenheit wegen. (Sie wiſſen außerdem nichts von Meinen Gedichten und Balladen.) Mein Oßman iſt viel elementarer als Ich, ſein Kaiſer. Er riß ſein dunkel Maul auf, die Irſahabhälſe mit ſeinen ſpitzgepfeilten Zähnen zu zerreißen. Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande! Juſſuf.

Ich habe Martin Buber die Statthalterei in Irſahab angeboten. Er ſoll verſuchen die Irſahabaner Meinem Herzen näher zu führen. Auch gab Ich dem Maler John Höxter aus dem alten ſpaniſchen Geſchlechte, senor ben Levy Abarbanello Montejar, den Auftrag Mir für Meine Palaſtvorräume einige Landſchaften und Städteſchaften Irſahabs zu malen, Ich mag, ſo lang noch ein Menſch in der Stadt lebt, ſie nur noch im Bild beſitzen. Dein Bruder.

Geliebter fürſtlicher Bruder. Mein Dromedar Amm iſt krank und Meine Kamelin Rebb hat ein ganz kleines Kamelchen zur Welt gebracht. Im Palaſtgarten dürfen die kleinſten Kinder darauf reiten. Und Ich hole es Mir zum Schrecken Meiner Dienerſchaft in Mein Privatgemach und ſpiele mit ihm. Dein kleiner Spielkaiſer Juſſuf.

Ruben, denke Dir, es fehlen zwei Smaragden im Kaiſermantel. Glaubſt Du das falle auf? Außerdem fleht Mich Mein Neger Oßman an, daß Ich nicht barfuß auf den Hügel, nach alter Islamſitte, zur Krönungsfeier ſteige. Die Muſchel Meines kleinen Zehs iſt durch ein ſpitzes Steinchen beſchädigt. Das Unglück geſchah, als Ich zum Baden in den Fluß trat. Juſſuf.

Bruder, ich träume grauſam von Dir in der Dunkelheit. Du biſt der Alb Meiner Nächte. Vor dem Hügel ſtehſt Du zwiſchen Meinem Volk: Ich halte die Krönungsrede.

Meine lauſchenden Menſchen verſinken um Mich; Du aber wächſt, eine Welt ſo groß und hoch, und erſtickſt Mein Wort. O, Ich weiß wie Dich dieſer Tag beunruhigt, aber darum ſende Mir doch unbekümmerte Zeichen. Ich malte Dein ſtolzes, feines Rubenangeſicht neben dem Meinen auf die Stadtfahne. Die weht von allen Dächern zum Willkommen. Mein Halbbruder Mein!

Lieber. Unter den geladenen Gäſten werden Mir die Maler der Modelle Meiner Kronen die Ehre ſchenken. Die Spielkrone, die Du Mir zeichneteſt, iſt bunt getrieben mit allerlei Steinen beſäet. Ludwig Kainers Feſtkrone trage Ich zu den Palaſtfeierlichkeiten. Heinrich Campendonk zeichnete Mir die Krone zur Jagd. John Höxter den Hebräiſchen Reif, Egon Adler die hohe Prieſterkrone. Fritz Lederer die Krone ſeiner Berge. Ich möchte das Rieſengebirge, wenn auch einmal nur von ferne ſchauen! Und Richter ſandte Mir die Indianerkrone. Und weißt Du, wer Mir den Kriegshut für die wilden Stämme entwarf? Unſer Vetter, der junge Menelik von Abeſſinien, der beſchäftigt ſich mit Malerei. Dein vielfach reich gekrönter Bruder Juſſuf.

Lieber Ruben, gestern beriet Ich Mich wieder mit dem österreich-venezianischen Kardinal Karl Kraus. Von seinem Gemach aus freute ich Mich über Mein begeistertes Volk und warf ihm Kußhände zu und jubelte mit ihm eine Weile. Der Kardinal sagte, Ich bin leutselig, er meinte, Ich bin zu allerleutselig. Meine Unerfahrenheit aber in Leutseligkeiten tat seinem gütigen Herzen wohl. Seine letzte Haut ist ein Ornat.

Ruben, am Abend sah Ich endlich Enver Bey (Enver Pascha). Wir gefielen uns, wir lachten unaufhörlich wie bürgerliche Verliebte; dann speisten wir zusammen im Palast. Du hör, wir speisten ganz allein, prüften unsere Arme nach der Tafel! seine sind eherner! Er war aber höflich genug, Mich nicht niedersinken zu lassen bei unserem Wetthandkampf! Mir erzählte Oßman, er habe zu seinem General gesagt von Mir: Tucktacktei umbrahalläh! Zu Mir hat er auch so was tucktacktürkisches zärtlich gesagt — „Malik, manchmal siehst Du aus wie ein Straßenjunge!“ Sonst spricht er eigentlich nur vom Krieg; vielleicht wollte er Mir imponieren? In Friedenszeiten immer vom Krieg. Noch dazu wenn man sich mit ihm vermählen will. Ich hab Mir da was eingebrockt! (Auch gefallen mir Schnurrbärte nicht). O Dein gefesselter Jussuf Abigail I.

Ruben, die Venus von Siam trifft morgen verſchleiert in Theben ein. Ich fürchte aber, ihre Schönheit vermag kein Gewebe zu verhüllen. Bewaffnete Soldaten erwarten ſie am Eingang der Stadt. Den Jünglingen ſchlagen die Herzen andächtig; Ich höre ſie alle wie ein einziges gegen Mich pochen hoch im Traum.

Ruben, ein ſchreckenerregender Zwiſchenfall, eine Kabale eines Eiferſüchtigen Meiner Stadt. Ein beſtochener Soldat ereilte Mich, als Ich auf Meinem Araberhengſt der Sternenfrau entgegeneilte, ſtammelte Mir lieblich ins Ohr: Der Arier Giſelheer halte ſich verſteckt in der Stadt. Ich zerriß vor unermeßlichem Glück den falſchen Botenbringer in Fleiſch

und Knochen. So belohnte ihn tödlich die Freude und der Haß hätte ihn zerfetzen müſſen. Alſo hat man Mir den Abendländer, der Mein Herz eroberte, noch nicht vergeſſen. Ich glaubte, Ich beſäße keinen Feind in Meiner ſüßen Stadt. Dein armer Bruder.

Mein Bruder. Die Feierlichkeiten ſind vorbei, aber noch verbinden Guirlanden die Häuſer mit dem Palaſt. Meine Krönungsrede wird ausgegeben in den Straßen. Ich ſah Dich am Fuße des Hügels ſtehen und weinen. Daniel Jeſus Paul und Du küßteteſt Euch — Ich wußte, daß Ihr entbrennen würdet in Wohlgefallen. Bei der Tafel aber ärgerteſt Du Dich einigemal über Deinen gekrönten Bruder. Ich vernachläſſigte Meine Miniſter, um der Künſtler willen, und gab den Frauen mutwillige Ratſchläge. Sie ſollten ſich

mit nichts anderem beſchäftigen, als für ihren Malik zu ſchwärmen. Auch ſchien es Dir, Ich tanzte zu viel, und zu unbändig für einen Baſileus. Aber Du kennſt doch Meine Thebenmenſchen noch nicht. Die freuen ſich aller Ausgelaſſenheit und da nun Meine beiden Kaiſeraugen auf „ernſt“ geſtimmt ſind, verbüße Ich keineswegs von ihrer Hochachtung. Volk darf ſich nicht langweilen, Ruben. Dein Tiervolk ſind eben andere Menſchen ... Auch der Kardinal verließ die Stadt befriedigt, und kehrte nach Wien zurück. Grüße Mir Meinen neuerwählten Vicekaiſer Daniel Jeſus Paul, er möge Dich, Mein geliebter Bruder, und Dein lieb Weib noch lange in Meiner Zweithauptſtadt Mareia ſüß beherbergen. Dein Juſſuf Abigail.

Ruben, morgen halte ich Gericht. Juſſuf.

Ruben, auf demſelben Hügel, von dem Ich der Baſileus die Krönungsrede hielt, richtete Ich die drei Verbrecher Meiner Stadt Theben. Ich fragte den Brudermörder wie ihn ſein erſchlagener Bruder im Jenſeits richten würde, worauf der arme Kerl ſo heftig mit ſeinem Arm ausholte, als ob er die Axt mit ſeines Opfers Rache auch gegen ſich erhöbe. Ich fragte ihn, wie mag Dein Vater Naphtalie, wär der der Baſileus, Dich richten und Deine arme Mutter Bekki Dich?? Ich ſprach, ich will Dich richten nach Deiner Mutter Herz. Da entſtand unermeßliche Freude in Meinem Volk; das mochte den erſchlagenen, griesgrämigen, ſpielverderbenden Bruder nicht. (Du, Ich auch nicht.) Den zweiten armen Kerl richtete Ich nach dem Erſten ſo mild; aber den dritten, Ruben, der war ein Stadtverräter, den ließ Ich in einen Turm ſperren; an den Wänden rings herum überall hängt Mein Bild. Damit er immer in die ernſten, gläubigen Augen ſeines Kaiſers ſieht. Juſſuf Abigail I.

Einige Fragen legten Mir die Thebenälteſten nach alter Islamſitte vor: Was Mich in der letzten Zeit beleidigt hätte, Ich ſagte, die albaniſche Fürſtenfrage, daß Ich nicht zu Meinen drei Städten noch die albaniſche Regierung anvertraut bekommen habe. Mit bunt Volk muß man gold und lila ſein, nicht ſchwarz, weiß, ziegelrot, das ſind zu harte Farben.

Sehr delikat berührte man Meine in Ausſicht geſtellte Vermählung mit Enver Paſcha. Ich erörterte die Bedenken des verehrten Kardinals von Wien gegen die Heirat mit Bey, und wir einigten uns, indem wir Ausſicht nahmen auf eine eventuelle Verbindung Meiner kaiſerlichen Hoheit und der abeſſiniſchen Hoheit des Menelik unſeres Vetters von Abeſſinien. Ich finde ihn, unter uns Zwein, traut, ſanft kindlich, mausgrau und levkojenfarbig getönt und hinreißend verliebt in Mich. Dein Juſſuf.

Ruben. Ich habe Meinem Volk die Erlaubnis zur Gründung dreier Vereine gegeben. „Die Jehovaniter", die Väter der Stadt. „Die roten und gelben Adame", die Viehhüter Thebens und ſeiner Umgebung. „Die Zebaothknaben" nennt ſich der Bund der Söhne. Aus dieſen wählte Ich ſieben Häuptlinge und ſetzte Mich über ſie als ihr Oberhaupt. Wir acht wilde Juden bilden nun eine Vereinigung, Ruben. Mit dieſen wilden Meinen Juden ziehe ich über die Alpen nach Rußland. Saſcha der Prinz von Moskau liegt dort in Ketten.

Die Krönungsrede.

Karl Kraus dieſes kaiſerliche Schreiben in Verehrung

Mein ſüß Volk! Die großſelige Mumie Meines Urgroßvaters, des Scheiks, liegt nun 100 Jahre im Gewölbe. Er konnte ſein Herz in die Hand nehmen und es ſtrömen laſſen wie einen bunten Brunnen. Ich aber werfe es unter

Abigail Hills
krönungs-
rede
Obed Thelba

Euch, Meine ſüßen, bunten Menſchen und Ihr werdet es pochen hören und Ihr ſollt Euch ſpiegeln in ſeinem Glanz. Mein Herz wird Euch ein Garten ſein, ruht unter ſeiner Palme Schatten. Mein Herz iſt ein Weinberg, ein Regenbogen Eures Friedens nach dem Sturm. O, Mein Herz iſt der Strand der Meere, Mein Herz iſt der Ozean: Ich will den Gaukler tanzen fühlen über Mein rotes Rauſchen und den Geſtrandeten untergehn in Meiner Welle. Aber den Heimgekehrten wird Mein Herz einlaſſen durch ſein Korallentor und dem Liebenden will es ein Mahl bereiten von ſeiner Beere. Mein Herz möchte ſich aufrollen dem Frommen, ein Teppich der Gnade und Demut; dem Betſüchtigen ſoll Mein warmer Tempel eine Heimat ſein. So lieb Ich Euch, Ihr Brüder und Schweſtern Meiner Stadt Theben, und Ich bin Euer Vater, Eure Mutter, Euer Bruder und Euer König und Euer Knecht. Denn wer nicht gehorchen kann, kann nicht regieren und wer nicht regieren kann, rühme ſich der Demut nicht. Ich, der Malik, bin das Schloß zu der Kette, die Ihr bilden ſollt; daß Ihr Mir den Malik ehrt! Und er das goldene Amen Eurer Rede iſt. Aber auch in Kriegszeiten ſoll „das Blutfließen einer Ader“ bedeuten, den Schauer der Schlacht laßt uns einen Mantel um unſere Schultern legen. Wer ſeinen Freund verläßt, iſt ein Fahnenflüchtiger, aber wehe dem, der ſich dem Feinde des Sieges rühmt. Ich will Kaiſer ſein über Kaiſer. Jeder von Euch, und iſt's der Aermſte, heißt Mein Kaiſerlicher Untertan. Wir wollen uns küſſen auf den Mund. Ich, der Malik, einen jeden, jeder von Euch den zweiten. So pflegt Mir die Worte Meiner Liebe zart, daß ſie zwiſchen dem Brot Eurer Aecker blühen. Immer ſah Ich auf zum Himmel, o, Ihr müßt Mich lieb haben, und Ich bringe Euch Mein Herz ganz ſanft wie eine Großnarziſſe. Abigail Juſſuf I. Baſileus.

Phantasie und Kunst/von Paul Wengraf

I.

Der schaffende Künstler benötigt den stofflichen Anlaß um zu sich zu gelangen, an diesem entzündet er sich. Solcher Anlaß ist nicht gleichbedeutend mit „Inspiration". Diese ist die innerliche Kraft, aus der sich das Kunstwerk nährt, jener das aufgebrochene Schloß zu ihr. Beide bedingen sich unauflöslich und setzen gleichzeitig ein, fast noch wäre es möglich, daß Inspiration — die innere Hellsichtigkeit — Voraussetzung ist; denn Anlaß ist nur, was gerade im mechanischen Getriebe der Außenwelt die aufnahmsfähige Seele des Künstlers blitzartig berührt.

Phantasie ist jene intellektische Gestaltungskraft, die keinem Menschen ganz abgeht, es ist die Vorstellungsmöglichkeit des Abstrakten oder Absentiellen, nicht Daseienden, ohne die alles Denken unmöglich wäre. Sie entbehrt jeder Realität, man kann sie metaphysisch nicht definieren. Es ist sinnlicher Intellekt, der von allem Anschaulichen abhängt und so zur Voraussetzung des künstlerischen Schaffens wird. Daß auch künstlerisch nicht sehr hoch stehende Menschen Phantasie in hohem Grade besitzen können, erklärt sich eben aus jener bedingten Verbundenheit mit dem Anschaulichen.

Schöpferisch im eigentlichen Sinne ist Phantasie nie, da sie nur das Sinnliche, Gegebene, herausstellen kann, selbst im Traume nicht, wo wir oft in Situationen geraten, Landschaften und Gegenständliches erschauen, das sich dem wachen Blick nie darbot. Denn schöpferisch wird sie nur, wenn sie vom Rhythmus beherrscht wird, sonst vermag sie nur Anschaulichkeit zu geben. Daß daher im Traume, wo der beherrschende Intellekt pausiert und Phantasie nur in sich selbst sich bewegt und mit sich „unterhält", kein Kunstwerk im höchsten Sinne geschaffen werden kann, ist daraus erklärlich. Situationen von sonderbarer Schönheit tauchen auf, die wachend nur die Inspiration zu erfinden vermöge (also das Unbewußte), all dem fehlt das gestaltende Maß. Am ärgsten treibt es die Phantasie in der Erotik, denn hier ist die vehementeste Verknüpfung des Sinnlichen mit sich.

Aber, nochmals betont, zur Höhe künstlerischer Gestaltung

kann sie sich — auch im Traum — nicht erheben, denn dort kann sie sich nie von sich zum Maße retten, sie wird nicht erlöst durch den Rhythmus. So bleibt sie stets nur abstrakter Stoff des Künstlers, den er benötigt, um an ihm sich zu beweisen. Durch Phantasie gelingt es ihm, über den Stoff sich zu erheben — wie jedem Menschen —, sich aus dem Anlaß das Material zu schaffen, indem die Phantasie ihn ausbaut, erweitert, aber das Kunstwerk entsteht indem der Phantasie Rhythmus angelegt wird.

Dieser im höchsten Grade unbewußte Vorgang ist geheimnisvoll und bis in die unerklärlichsten Tiefen verknüpft mit den ewigen Dingen der Seele.

Daß rein phantastische Werke oft als Kunstwerke angesprochen werden, erklärt sich aus einem künstlerischen Defekt des Kritikers; jene sind nur „Sensationen", die rein durch die stoffliche Schönheit erregen und wirken, wie der unbearbeitete Rohstoff des Künstlers. Sie sind aus dem Chaos des Ungestalteten wahllos ergriffene Farben oder Akkorde, die wohllüstig wirken. Das ist Perversität, Unzucht mit dem Ungeborenen, Schamlosigkeit im grauenhaften Maße.

Es ist der Rhythmus, der das Leben schafft. Phantasie allein aber verknüpft sich nie so tief mit dem Wesen der Kunst und dem des Lebens.

Die Distanz zwischen Phantasie und Maß ist die von der Tonleiter zum Zeitmaße, von der Farbenskala zu einem Gemälde des Velasquez, von der sterilen Lust des Onanisten (Päderasten) zum Koitus, der sich aus dem wechselseitigen Begehren der Geschlechter auslöst. Gestaltungen der reinen Phantasie sind künstlerische Unreife, die „Wehrlosigkeit vor dem Stoff" die Impotenz desjenigen, der dem wahrhaft Schöpferischen ferner steht als irgend ein Don Juan.

Das höchste Kunstgefühl aber bewährt sich im Maße, das sich ausspricht in der elementaren, inneren Notwendigkeit des Aufbaues. Die vollkommensten Werke der Menschheit suchen sich dem von der Natur Geschaffenen wieder zu nähern; ein Bild, das dieselbe Reinheit und innere Verbundenheit der Teile besitzt, die alles von der Natur Erbaute aufweist, ist ein vollkommenes Kunstwerk. Das vermag aber nicht die getreue Kopie zu vermitteln, noch ein durch die

Phantasie geschaffenes, sondern nur von innen heraus gelingt es.

Nur der selbst ein Sein ist, eine Persönlichkeit, hat ein Blickfeld auf das Ewige. Wer seelisch formlos ist (charakterlos), kann nie ein Schaffender werden.

Durch Persönlichkeit ist der Künstler mit dem „Geiste", der in allen wohnt, in Beziehung, durch Phantasie erkennt er es im Sinnlichen wieder. Das ist die urtiefe Verwandtschaft der Kunst zur Sinnlichkeit, daß sie nur körperlich zum Ausdruck gelangen kann; das durch Form gebundene Abbild eines Dimensionslosen, dessen Begrifflichung anders nie erzwungen wird.

Die Schöpfung hat etwas Vollkommenes gegeben, und in den verschiedensten Nuancen gibt es Menschen, die sich ihm nähern.

Viele wissen um den „Geist", aber sie können ihn nicht beschwören. Der Geist ist in allen Dingen, aber nicht jeder erlöst ihn durch eine Einheit.

Wer mich noch nicht versteht, greife zur Parabel Schillers (hier wird sie zur Parabel) von dem „Auge" (eines der Turandot-Rätsel).

Der Künstler rhythmisiert die Phantasie, und diese waltet im begrenzten Gebiet; jener reduziert immer wieder seine Erkenntnisse, bis alles bedingt, notwendig, unerklärlich geworden ist. Je enger die stofflichen Grenzen, desto erhabener, „geistiger" die künstlerische Wirkung.

Dostojewski, der sein Werk in fünf oder sechs Personen verlegt, wirkt erschütternder und gewährt weitergreifende Perspektiven als Zola, der mit Massen die Verwirklichung seines Gedankens erzwingt.

II.

Alles ist auf Erden verkettet und dem freiblickenden Auge bieten sich Zusammenhänge, die es nicht auflösen darf, will es nicht das Urbild zerstören und das mühsam Gefügte wieder verwirren.

So sind Phantasie und Rhythmus mit einander verknüpft; ich weiß wohl, daß jene „an sich" das Material schafft, dem dieser Leben gibt, aber ich darf nicht unter

die Schwelle dieser Erkenntnis treten; Analyse ist Auflösung, das Wissen wäre unmächtig, wo die intuitiv gewonnene Erkenntnis scheidet und bildet. Denn beide, Phantasie und Rhythmus, sind innerlich so sehr Eins, daß der Versuch, in einem Kunstwerk getrennt sie nachzuweisen, dem Bestreben des ahnungslosen Experimentalisten gleich käme, im Kinde väterliche oder mütterliche Beeinflussung nachzuweisen; — an den körperlichen und seelischen Zügen mag ich das stärkere Teil erkennen.

Und so verfahre ich auch in der Kunst.

Die „Moderne" ist sicherlich mehr imprägniert, „durchsetzt" mit den Wesenszügen der Phantasie. Wie wären sonst Prinzipien möglich, die den „Kubismus", den literarischen „Psycho-Realismus" und eine Musik zeitigen, die die Vertonung psychischer Details auf naturalistische Weise sich zum Vorsatz macht.

Kunst ist die im Weltraum hängende, lichtempfindliche Platte, die die intellektischen Schallwellen der Zeit empfängt und in Empfindungen umgestaltet. Alles erreicht sie schließlich, und die Nachwelt zählt sie — irrtümlich — zu den Komponenten, die am Bilde der Zeit mitwirken.

Der Weg vom mechanischen Leben zum Kunstwerk ist der in „das höhere Leben des Geistes". Notwendig muß sich alles vergeistigen, was gelebt wird, und was nicht Kunstwerk wurde hat nicht gelebt, die „Kunst der Zeit", bei Lebzeiten noch nicht fertig, ist das Resumee dieser.

Die Menschheit zieht hier die Wurzel aus sich.

Nur einmal ist es dem mechanischen Leben vergönnt, sich gleich dort oben restlos wiederzufinden: in der Satire. Gewisse Zeiten schreien nach ihr, bedingen sie. Sie erzeugt sich aus dem Chaos und bildet sich unauflöslich mit, an ihren Gegenteilen.

Von ihr aber spreche ich nicht.

III.

Wer so in dem strengen Erfassen künstlerischer Daseinsbedingungen auf das heute Geschaffene blickt, muß — *sich* zu trotz, *mit* den anderen — eine Decadence vorfinden, die sich aus dem Wesen der Mit-Zeit bedingt.

War zu anderen Zeiten die Kunst mit ihnen nicht auf der

Höhe des Begriffes stehend, den uns sonst Werke Rembrandts, Shakespeares oder Goethe's vermitteln, wie in der Bildnismalerei zur Zeit Ludwigs XV. oder — unbedeutend — Biedermeierzeit, und — tief stehend — Napoleon III., Louis-Philippe, so ist sie jetzt in einem Verfall aus Reife heraus. Sie ist herabgestiegen in einem Prozeß, den sie nur heute mitmacht, sie leidet an dem Uebermaß von Intellekt und Phantasie.

Der Intellekt hat der Kunst nicht nur Schaden gebracht durch Ueberproduktion, durch das auf eine große Fläche erweiterte allgemeine Verständnis, das nie so all-gemein gewesen ist wie heutzutage, sondern er hat schließlich die Kunst von innen heraus angefault, der Intellekt, der die Phantasie als künstlerisches Adäquat hat. Der Stoff hat die Form überschwemmt, die Harmonie den Rhythmus vergewaltigt. Die Phantasie hat sich des Maßes entäußert.

Das ist die Decadence, von der ich spreche.

Die Phantasie ist durch den Intellekt zu ihrer Macht gelangt. Nur hier, und nur von diesem Standpunkt aus — der ein rein künstlerischer ist — hat die Kritik Berechtigung.

Von hier aus sind mir die Werke Ibsens in ihrem mächtigen Rhythmus Ideal-Vorbilder, der Stoff ist bei ihm beherrscht und bemeistert, das Steigen und Fallen der Handlung ist klar und vorbildlich. Ich erblicke darin höchste Meisterschaft in der dramatischen Kunst.

Strindberg wurde vielleicht undramatisch in einigen seiner Werke, weil er das Gefühl für dramatische Form verlor, aber welche Kraft enthält „Fräulein Julie"!

Höchstes Vorbild künstlerischen Schaffens muß Shakespeare bleiben. Diesem Rhythmus nähert sich heute nur Wedekind. Bei beiden ist ein Gefühl für die Form an der Arbeit, das kein anderer je so menschlich-leidenschaftlich empfunden hat. Shakespeare ist der Größere, weil er die Hemmung des Stoffes überwunden hat in der Sprache; wo es Wedekind getan hat, kommt er ihm nahe („Erdgeist"). Beide hatten die Gefahr, in's Uebermaß zu fallen, nur mehr Formwerke zu schaffen, ein Tempo das nicht mehr gemeistert ist, wieder in den Fehler der „Wehrlosigkeit vor der Form" zu fallen. Bei Wedekind ist es geschehen. In seinem Sittendrama „Musik" ist nur mehr Handlung, aber der Rhythmus versagt in sich. Das Leben ist von einem Winkel

aus gesehen, der es so übermächtig macht, daß der Künstler vor ihm vergeht. Die Bande des Schaffens sind gesprengt, wenn der Schaffende machtlos ist vor dem Erlebnis und nur die Empfindung ihn zum Aufschrei zwingt. Aber vor Wedekind liegt noch eine Zukunft, die so gewaltig ist wie seine Begabung, die die aller Mitlebenden überragt. Dennoch ist Wedekind in einigen seiner Werke das Beispiel künstlerischer Decadence.

In den modernen Romanen findet sich ein Anderes. Wie dort das Erlebnis der Form größer ist als die Kraft des Empfindenden, so überschwemmt hier die Phantasie die Grenzen künstlerischen Schaffens. Von Jules Verne ausgehend hat sich eine Literatur gebildet, die heute in Kellermanns „Der Tunnel" ein symptomatisches Buch gezeugt hat. Es ist unkünstlerisch, nach übermenschlichen Dimensionen zu greifen, um Größe, Uebermenschlichkeit anschaulich zu machen. Wedekind vermochte die Idee des Weibes in ihrer Gänze in der „Lulu" festzuhalten, Shakespeare in jedem seiner Werke eine Gestalt ganz zu zeichnen, ohne im Stoff formlos zu werden.

Ich glaube nun, daß ich die Grundbegriffe, die ich vom Kunstwerk und seinen Voraussetzungen habe, klar dargelegt und bewiesen habe. Ich wollte nicht nur Kritik üben — vom Kunststandpunkt aus, der einzig zur Kritik berechtigt — sondern einen Weg der zeitgenössischen Kritik zeigen; diese verkennt die Kunst, wenn sie ihr zumutet, „den Anforderungen der Zeit zu entsprechen" — sie hat denen der Zeitlosigkeit zu genügen — oder von ihr verlangt, aus dem Zeitgeist heraus geboren zu sein, denn anders kann die Kunst nicht.

Da, wo es zwischen dem Menschen und dem Leben Disharmonien gibt, die jener auflösen will, da er den Einklang schon erlebte, und in direkte „drahtlose" Verbindung (wie Strindberg sagt) mit diesem tritt, gibt es Kunst. Stoff und Form sind Grundvoraussetzungen. Das Anschauliche gemeistert von der Innerlichkeit: der Intellekt beherrscht vom Charakter. Wer eines von beiden verletzt, überschreitet die Möglichkeit des reinen Kunstwerks. Die Jetzt-Kunst erkennt keines in ihrem Schaffen an, und wird von beiden vergewaltigt.

CARL DALLAGO

Soeben erschienen

DIE BÖSE SIEBEN

Essays

Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort

Preis brosch. Mk. 3.— (K 3.60), geb. Mk. 4.— (K 4.80)

* * *

UEBER EINE SCHRIFT SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

Preis brosch. Mk. 1.— (K 1.20)

Früher erschienen:

PHILISTER / Essay Geh. 80 hl (70 Pfg.)

OTTO WEININGER UND SEIN WERK / Studie Geh. K 1.-- (85 Pfg.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen od. direkt vom

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**

2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis K 75.—

3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—

19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**

20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**

21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) à K 14.40

22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**

23. **Bayros**, Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—

24. **Arabische Nächte**, Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac**. Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . K 84.—

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

IV. Jahr Heft 20

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Sören Kierkegaard: Kritik der Gegenwart (Schluß) / Theodor Haecker: Nachwort zu Kierkegaards „Kritik der Gegenwart“ / Georg Trakl: Drei Gedichte (Das Gewitter; Der Abend; Die Nacht) / Leo Branczik: Wedekind

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Juli 1914 Heft 20

Kritik der Gegenwart / von Sören Kierkegaard

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von Theodor Haecker.

(Schluß)

Von diesen dialektischen Kategorie-Bestimmungen und deren Konsequenzen, diese mögen nun in dem gegebenen Augenblick faktisch sein oder nicht, von diesem dialektischen Aufs-Kornnehmen der Gegenwart gehe ich jetzt dazu über, die konkreteren Prädikate des häuslichen und Umgangslebens zu erreichen. Es ist die Schattenseite, die sich hier zeigen wird, und wenn auch deren Tatsächlichkeit sich nicht leugnen läßt, so ist doch auch gewiß, daß so wenig wie die Reflexion selbst das Böse ist, so gewiß muß auch eine stark reflektierte Zeit ihre Lichtseite haben, gerade weil starke Reflektiertheit eine höhere Bedeutungsfülle bedingt als unmittelbare Leidenschaft; sie bedingt — wenn die Begeisterung dazutritt und die Kräfte der Reflexion hinaus in die Entscheidung führt; und weil starke Reflektiertheit eine größere Durchschnittstüchtigkeit in den Voraussetzungen zu handeln gibt — wenn die Religiosität im Individuum dazu tritt und die Voraussetzungen auf sich nimmt. Die Reflexion ist nicht das Böse, aber der Zustand in der Reflexion und der Stillstand in ihr sind die Mißlichkeit und das Verderben, die, indem sie die Voraussetzungen in Ausflüchte verwandeln, den Rückschritt veranlassen.

Unſere Zeit iſt weſentlich die verſtändige, die leidenſchaftsloſe, deshalb hat ſie den Grundſatz des Widerſpruchs aufgehoben. Man kann von einer leidenſchaftsloſen aber reflektierten Zeit im Vergleich mit einer leidenſchaftlichen ſagen: ſie gewinnt an Extenſität, was ſie an Intenſität verliert. Aber dieſe Extenſität kann ja Bedingung für eine höhere Form werden, wenn eine entſprechende Intenſität wieder in ſich nimmt, was extenſiv zur Verfügung ſteht.

Den Grundſatz des Widerſpruchs aufheben iſt in der Exiſtenz der Ausdruck für: in Widerſpruch mit ſich ſelber ſein. Die ſchöpferiſche Allmacht, die in der abſoluten Leidenſchaft der Disjunktion liegt, die das Individuum in die geſchloſſene Einigkeit mit ſich ſelbſt bringt, wird in die Extenſität der Verſtandesreflexion verwandelt: indem man alles Mögliche weiß und iſt, im Widerſpruch mit ſich ſelber ſein, d. h. gar nichts ſein. Der Grundſatz des Widerſpruchs ſtärkt das Individuum zur Treue gegen ſich ſelber, ſo daß, gleich wie jene ſtandhafte Dreizahl, von der Sokrates ſo ſchön redet, lieber alles aushalten will als zur Vierzahl oder ſogar zu einer ganz großen runden Zahl zu werden, das Individuum lieber wenig in Treue zu ſich ſelber ſein will als allerhand im Widerſpruch mit ſich ſelbſt.

Was iſt das, Schwätzen? Es iſt die Aufhebung der leidenſchaftlichen Disjunktion zwiſchen Schweigen und Reden. Nur der, der weſentlich ſchweigen kann, kann weſentlich reden, nur der, der weſentlich ſchweigen kann, kann weſentlich handeln. Verſchwiegenheit iſt Innerlichkeit. Schwätzen antizipiert das weſentliche Reden, und die Aeußerung der Reflexion ſchwächt durch Vorkauf die Tat. Aber der, der weſentlich reden kann, weil er ſchweigen kann, er wird nicht über das Mannigfaltige zu reden haben, ſondern über das Eine, und er wird Zeit finden zum Reden und zum Schweigen. Schwatzhaftigkeit gewinnt extenſiv: ſie bekommt alles

Mögliche zum Schwätzen und bleibt dabei in einem fort. Wenn in einer Zeit die Individuen nicht in ſtiller Genügſamkeit, in der Zufriedenheit des Gemüts, in religiöſer Innerlichkeit nach innen gekehrt ſind, ſondern in einem Reflexionsverhältnis nach außen ſuchen und einander ſuchen; wenn keine große Begebenheit die Fadenenden in der Eintracht einer Kataſtrophe aneinanderknüpft: ſo tritt das Schwätzen ein. Die große Begebenheit gibt der leidenſchaftlichen Zeit (denn das Eine entſpricht da dem Andern) etwas zum Reden; alle wollen vom Selben reden, die Dichter nur von ihm ſingen, die Geſpräche nur davon wiederhallen, der Vorübergehenden Grüße enthalten Anſpielungen auf dieſes Eine. Es iſt ein und dasſelbe. Geſchwätz dagegen hat ganz anders vielen Stoff zum Schwätzen. Und wenn ſo die große Begebenheit vorbei war, wenn die Stille eintrat, ſo blieb da doch etwas zu erinnern, an Etwas zu denken, während man ſchweigt, und während ein neues Geſchlecht von ganz anderen Dingen redet. Aber dem Geſchwätz graut vor dem Augenblick der Stille, der die Leere offenbar machen würde.

Was ſich als Geſetz im Verhältnis zur dichteriſchen Produktion erweiſt, dasſelbe iſt auch, in geringerem Grad, das Geſetz für jedes Menſchen Leben in Umgang und Manieren. Jeder, der etwas urſprünglich erlebt, erlebt zugleich in der Idealität alle Möglichkeiten des Erlebniſſes und die Möglichkeit des Entgegengeſetzten. Dieſe Möglichkeiten ſind ſein dichteriſch rechtmäßiges Eigentum. Seine eigene private perſönliche Wirklichkeit dagegen nicht. Seine Rede, ſein Produzieren ſind ſo gerade vom Schweigen getragen. Seiner Rede, ſeiner Produktion Vollendung wird im Verkehr ſein mit dem Schweigen, und des Schweigens abſoluter Ausdruck wird ſein: daß die Idealität die qualitativ entgegengeſetzte Möglichkeit enthält. Sobald der Produzierende ſeine eigene Wirklichkeit preisgeben muß, deren Tatſächlich-

keit, so ist er nicht wesentlich produktiv; sein Anfang wird sein Ende sein, und sein erstes Wort bereits eine Versündigung gegen der Idealität heilige Schamhaftigkeit. Ein solches dichterisches Erzeugnis ist deshalb auch, ästhetisch gewürdigt, eine Art privater Schwatzhaftigkeit, und ist leicht daran kenntlich, daß es nicht seinen Gegensatz bei sich im Gleichgewicht hat. Denn die Idealität ist Gleichgewicht des Einen mit seinem Gegensatz. Der, der z. B. durch Unglück produktiv wurde, so er wirklich in die Idealität eingeweiht wurde, er wird mit derselben Verliebtheit das Glückliche wie das Unglückliche seines Erlebnisses produzieren. Aber das Schweigen, mit dem er sich gegen seine eigene persönliche Wirklichkeit abschließt, ist gerade die Bedingung, die Idealität zu gewinnen, sonst wird er, trotz allen Vorsichtsmaßregeln, indem er die Szene nach Afrika verlegt usw., doch an seiner einseitigen Verliebtheit privatim kenntlich sein. Denn ein Verfasser muß ja seine private Persönlichkeit haben wie jeder andere, aber diese soll sein ἄδυτον sein; und wie man den Eingang in ein Haus versperrt, indem man zwei Soldaten mit gekreuzten Gewehren davor stellt: so bildet das dialektische Kreuz der qualitativen Gegensätze im Gleichgewicht der Idealität die Sperre, die jeden Zugang unmöglich macht.

Aber was so in den großen Verhältnissen gilt, und sich da am deutlichsten zeigt, weshalb es auch dargestellt wurde: dasselbe gilt nach einem geringeren Maßstab im Kleineren, das Schweigen ist hier wieder die Bedingung für den gebildeten Umgang im Gespräch zwischen Mann und Mann. Je mehr ein Mensch im Schweigen Idealität und Idee hat, umsomehr wird er selbst im täglichen Umgang imstande sein das tägliche Leben auch der Alltagsmenschen so wiederzugeben, daß es ist, als redete er nur im Abstand selbst von einem ganz bestimmten Faktum. Je weniger Idealität, je mehr Aeußerlichkeit, umsomehr wird das

Gespräch ein unbedeutendes Hersagen werden und Referieren von Personennamen, von „ganz zuverlässigen" Privatnachrichten, was der und der, mit Nennung des Namens, gesagt hat usw., eine geschwätzige Vertraulichkeit betreffend was man selber will und nicht will, was man jetzt zu leisten vor hat, was man gesagt haben würde bei einer bestimmten Gelegenheit, welchem Mädchen man den Hof macht, weshalb man doch nicht heiraten will usw. Des Schweigens Insichgekehrtheit ist die Bedingung für die gebildete Rede im Umgang, das nach außen gekehrte Zerrbild der Innerlichkeit ist Schwätzen, ist Rohheit. Der, der schwätzt, schwätzt wohl über etwas, wie ja sein Wunsch danach geht etwas zum Schwätzen zu bekommen, aber dieses Etwas ist es nicht im Sinn der Idealität, denn dann redet man, es ist im faktischen Sinn der Trivialität ein Etwas, z. B. daß Herr Madsen sich verlobt hat und seiner Braut einen persischen Shawl verehrte, daß der Dichter Petersen eine neue Gedichtsammlung schreiben will, daß der Schauspieler Marcussen gestern Abend ein Wort verkehrt ausgesprochen hat. Gesetzt, die Verordnung könnte eingehalten werden, wir können es ja annehmen, gesetzt also, es käme eine Verordnung heraus, welche nicht den Menschen verböte zu reden, sondern nur anbefahl, daß über alles, worüber geredet wird, so geredet werden müsse, als wäre es vor fünfzig Jahren geschehen: so wäre es aus mit den Schwätzern, sie müßten verzweifeln; dagegen würde es wesentlich diejenigen nicht stören können, die wirklich reden können. Daß ein Schauspieler ein Wort falsch ausgesprochen hat, kann wesentlich nur interessieren, wenn am Versprechen selber etwas bemerkenswert war, dann ist es ja aber gleichgültig, ob es vor fünfzig Jahren geschah — aber Fräulein Gusta z. B. müßte verzweifeln, sie die gerade selber an jenem Abend im Theater war, in der Loge mit der Kommerzienrätin Waller, und es war gerade sie, die es bemerkte,

die auch ſah, wie einer aus dem Chor darüber lachte uſw. Es wäre ja wirklich eine Sünde und Grauſamkeit gegen alle dieſe ſchwatzhaften Menſchen, die doch auch leben wollen, aber deshalb iſt ja die Verordnung auch nur ein Poſito.

Durch dieſes Schwätzen wird nun die Diſtinktion zwiſchen dem Privaten und dem Oeffentlichen in einer privat-öffentlichen Schwatzhaftigkeit aufgehoben, die ungefähr dem entſpricht, was das Publikum iſt. Denn das Publikum iſt *die* Oeffentlichkeit, die ſich für das Allerprivateſte intereſſiert. Was keiner wagen würde einer Verſammlung vorzutragen, wovon keiner *reden* könnte, was kaum die Schwätzenden recht zugeben wollen, daß ſie darüber geſchwätzt haben, das kann ganz gut für das Publikum geſchrieben, kann in der Eigenſchaft als Publikum gewußt werden.

Was iſt das, *Formloſigkeit*? Es iſt die aufgehobene Diſtinktion der Leidenſchaft zwiſchen Form und Inhalt, die deshalb wohl, im Unterſchied von Verrücktheit und Dummheit, Wahrheit zum Inhalt haben kann, aber das Wahre, das ſie enthält, kann niemals weſentlich wahr ſein. Extenſiv wird ſie ſich ausbreiten können, allumfaſſend oder alles antaſtend, im Gegenſatz zum weſentlichen Inhalt, der intenſiv in Selbſtvertiefung ſeiner Beſtimmtheit, wenn man ſo will, enge Begrenzung hat.

Die Allgemeinheit der Formloſigkeit in einer leidenſchaftsloſen aber reflektierten Zeit drückt ſich übrigens, außer durch den tändelnden Umgang des Verſchiedenſten mit dem Verſchiedenſten, durch ihren Gegenſatz aus: einen überwiegenden Hang und Luſt zum Handeln „aus Prinzip“. Prinzipium iſt, wie das Wort ſagt, das Erſte, d. h. das Subſtantielle, die Idee in der uneröffneten Form des Gefühls, der Begeiſterung, die durch ihren inneren Trieb das Individuum vorwärts treibt. Dieſes fehlt dem Leidenſchaftsloſen; für ihn wird das Prinzip ein Aeußeres, um deſſen willen er ſowohl das eine wie das andere wie das Gegen-

teil von beidem tut. Des Leidenschaftslosen Leben ist nicht ein sich offenbarendes und ausfaltendes Prinzip, im Gegenteil, sein inneres Leben ist ein geschwindes Etwas, das beständig auf dem Weg ist und darnach jagt etwas „aus Prinzip" zu tun. Das Prinzip in diesem Sinne wird ein ungeheures Etwas, ein Abstraktum gleich dem Publikum. Und wenn das Publikum so ein ungeheures Etwas ist, daß selbst alle Nationen auf einmal aufgestellt und selbst alle Seelen der Ewigkeit zusammen nicht so zahlreich sind wie das Publikum, und doch jeder, sogar der betrunkene Matrose, ein Publikum hat, so ist es genau so mit dem Prinzip. Es ist ein ungeheures Etwas, das selbst der unbedeutendste Mensch zu der unbedeutendsten Handlung hinzusetzt, und der dabei sich selber unendlich wichtig wird. Ein braver unbedeutender Mensch wird plötzlich ein Heros „aus Prinzip", und das Verhältnis bringt im Grund eine ebenso lächerliche Wirkung hervor, wie wenn ein Mann, oder wenn das Mode würde, überhaupt ein Jeder mit einer Mütze ginge, deren Schirm dreißig Ellen lang ist. Wenn ein Mann „aus Prinzip" einen kleinen Knopf an die Brusttasche seines Rockes nähen ließe: so würde diese unbedeutende und recht zweckmäßige Vorsichtsmaßregel plötzlich eine ungeheure Bedeutung erlangen — es wäre nicht unwahrscheinlich, daß aus dem Anlaß eine Gesellschaft gegründet würde. — Gerade dieses „aus Prinzip" hebt wieder die leidenschaftliche Disjunktion des Dekorums auf; denn das Dekorum liegt in der Unmittelbarkeit (der ersten oder der gewonnenen), im Gefühl, in der Begeisterung innerem Trieb und innerer Konsequenz mit sich selber. Aus Prinzip kann man alles tun und es bleibt im Grunde gleichgültig, gleichwie eines Mannes Existenz unbedeutend bleibt, selbst wenn er „aus Prinzip" alles unterstützt, was des Tages Forderung heißt, selbst wenn er dadurch, daß er Statist ist, in dieser Eigenschaft als „Träger der öffentlichen Meinung" genau so bekannt wird, wie jene

Perſonen am Leierkaſten, die herauskommen und ſich mit dem Teller verneigen. Aus Prinzip kann man alles tun, an allem teilnehmen und ſelber ein unmenſchliches Unbeſtimmtes ſein. Ein Mann kann aus Prinzip ſich dafür intereſſieren, daß ein Bordell angelegt wird; und derſelbe Mann kann aus Prinzip ſich für ein neues Geſangbuch intereſſieren, das die Forderung des Tages ſein ſoll. Und ſo ungerechtfertigt es wäre, aus dem erſten zu ſchließen, daß der Mann ausſchweifend ſei, ſo übereilt wäre es vielleicht, aus dem letzten zu ſchließen, daß er in dem Geſangbuch leſen oder aus ihm ſingen wolle. Auf die Weiſe wird alles zuläſſig aus Prinzip, und wie die Polizei „auf Amtswegen" an manche Orte kommt, wohin kein anderer kommt, und wie man mit Rückſicht auf eine Polizeiperſon aus ihrem Zugegenſein nichts zu ſchließen berechtigt iſt, ſo kann man alles aus Prinzip tun, und jeder perſönlichen Verantwortung ſich entziehen. Man reißt nieder, was man ſelbſt bewundert, aus Prinzip, was Unſinn iſt, denn das Gebärende, das Schaffende iſt immer latent polemiſch, weil es Platz haben muß, aber das bloß Niederreißende iſt ja Nichts, und ſein Prinzip iſt Leerheit, was ſoll das mit dem Platz? Scham oder Reue oder Verantwortung können indeſſen ſchwieriger Fuß faſſen auf ſolchem Grund; denn es geſchah ja alles „aus Prinzip".

Was iſt das, Oberflächlichkeit und ihre Luſt: die Luſt am Repräſentieren? Oberflächlichkeit iſt die aufgehobene Disjunktion der Leidenſchaft zwiſchen Verſchloſſenheit und Offenbarung, ſie iſt eine Offenbarung der Leere, die doch extenſiv den Vorteil blendender Vorſpiegelungen gewinnt über die wirkliche Offenbarung, die die einsartige Weſentlichkeit der Vertiefung hat, während Oberflächlichkeit den Schein vielfältiger Möglichkeiten bietet. Und die Luſt am Repräſentieren iſt Selbſtvergafftheit der Einbildung in Reflexion. Die Verſchloſſenheit der Innerlichkeit bekommt nicht Zeit

ein Wesentliches anzusetzen, das zur Offenbarung kommen kann, sondern trübt sich lange vor der Zeit, und zum Ersatz zieht die Reflexion der Selbstsucht Aller Augen wenn möglich hin auf diesen mannigfachen Schein.

Was ist das, Liebelei? Es ist die aufgehobene Distinktion der Leidenschaft zwischen wesentlich lieben und wesentlich ausschweifend sein. Weder der rechte Liebhaber noch der entschieden Ausschweifende machen sich der Liebelei schuldig, die mit der Möglichkeit tändelt. Die Liebelei ist deshalb eine Indulgenz, dem Bösen nahe kommen zu dürfen, und ein Ablaß von der Realisation des Guten. Aus Prinzip zu handeln ist somit auch Liebelei, weil sie das sittliche Handeln zu einer Abstraktion verpfuscht. Aber extensiv hat die Liebelei den Vorteil, denn man kann mit allen Möglichen liebeln, aber wesentlich kann doch nur ein Mädchen geliebt werden, und erotisch richtig verstanden (selbst wenn die Lust in der Zeit der Verwirrung den Flüchtigen verblendet) ist alles Addieren doch nur ein Subtrahieren, je mehr einer hinzufügt, umso mehr zieht er ab.

Was ist das, Räsonnieren? Es ist die aufgehobene Disjunktion der Leidenschaft zwischen Subjektivität und Objektivität. Als abstraktes Denken ist das Räsonnieren nicht dialektisch tief genug, als Meinung und Ueberzeugung ist es ohne die individuelle Vollblütigkeit. Aber extensiv geht der Räsonnierende mit dem Scheinvorteil ab; denn ein Denker kann seine Wissenschaft umfassen, ein Mann kann eine Meinung über das haben, was zu seinem bestimmten Fach gehört, kann eine Ueberzeugung haben auf Grund einer bestimmten Lebensanschauung, aber der Räsonnierende räsonniert über alles und jedes.

Anonymität hat in unserer Zeit eine weit prägnantere Bedeutung als man vielleicht denkt, sie hat fast epigrammatische Bedeutung. Man schreibt nicht bloß anonym, sondern man schreibt anonym mit seinem Namen drunter, ja

man redet anonym. Wie ein Verfaſſer ſeine ganze Seele im Stil konzentriert, ſo konzentriert ein Menſch weſentlich ſeine Perſönlichkeit in der Art ſeiner Rede, doch muß dies mit der einſchränkenden Ausnahme verſtanden werden, welcher Claudius in einem ähnlichen Verhältnis gedenkt, wenn er ſagt, daß wenn man ein Buch beſchwöre, ſo komme der Geiſt heraus — es ſei denn daß gar keiner da iſt. Heutzutage kann man wirklich mit Menſchen reden, und muß ſagen, daß ihre Aeußerungen über die Maßen verſtändig ſind, während die Unterredung doch den Eindruck macht, als redete man mit einem Anonymus. Derſelbe Menſch kann das Entgegengeſetzte ſagen, kann ruhig äußern, was in ſeinem Mund die bitterſte Satire auf ſeine eigene Exiſtenz iſt; die Aeußerung ſelbſt iſt ſehr verſtändig, ließe ſich gut in einer Generalverſammlung anhören, um mit einzugehen in eine Diskuſſion, durch die irgend etwas fabriziert würde, wie in der Fabrik Papier aus Lumpen gemacht wird. Aber alle dieſe vielen Aeußerungen machen doch nicht zuſammen eine perſönlich menſchliche Rede aus, ſo wie ſie ſelbſt vom Einfältigſten geführt werden kann, der nur über ſehr wenig reden kann, aber doch redet. Die Aeußerungen werden ſo objektiv, ihr Umfang ſo allumfaſſend, daß es zuletzt ganz gleichgültig bleibt, wer ſie macht, ein Verhältnis, das in Hinſicht auf menſchlich Reden ganz dem Handeln aus Prinzip entſpricht. Und wie das Publikum eine reine Abſtraktion iſt, ſo wird es zuletzt die menſchliche Rede auch, da gibt es keinen mehr, der redet, ſondern eine objektiv gewordene Reflexion ſetzt allmählich eine Atmoſphäre ab, erzeugt ein abſtraktes Tönen, das die menſchliche Rede überflüſſig macht, wie die Maſchine den Arbeiter. In Deutſchland hat man ſogar Handbücher für Liebende, ſo wird es wohl damit enden, daß ein Liebespaar da ſitzen und anonym mit einander reden kann. Zu allem hat man Handbücher und die allgemeine Bildung beſteht bald darin,

mehr oder weniger Betrachtungen aus ſolchen Handbüchern auswendig zu wiſſen, und man exzelliert im Verhältnis zu ſeiner Fertigkeit, das Einzelne hervorzuholen, wie der Setzer die Lettern vornimmt.

So iſt unſere Zeit weſentlich verſtändig, ſie hat vielleicht ein Durchſchnittswiſſen wie keine Generation vor ihr, aber ſie iſt leidenſchaftslos. Jeder weiß vieles, wir wiſſen alle, welcher Weg gegangen werden ſoll, und die vielen Wege, die man gehen kann, aber keiner will gehen. Uebertwände endlich einer die Reflexion in ſich ſelbſt und käme zum Handeln, ſo würden im ſelben Augenblick tauſend Reflexionen von außen her ihm einen Widerſtand bilden, denn nur Vorſchläge zu weiterer Ueberlegung werden mit aufbrauſender Begeiſterung entgegengenommen, Handlung aber mit Indolenz. Einige würden in vornehmer Selbſtzufriedenheit des Handelnden Begeiſterung lächerlich finden, Andere würden neidiſch werden, weil er es war, der den Anfang machte, da ſie doch gerade ſo gut wie er wußten, was zu tun ſei — aber es doch nicht getan hatten. Andere würden den Umſtand benützen, daß doch einer da war, der gehandelt hatte, um eine Menge kritiſcher Betrachtungen anzubringen und ein Lager von Räſonnements los zu werden, wie viel verſtändiger man noch hätte handeln können; andere wären geſchäftig im Erraten des Ausfalls und möchten am liebſten auf die Tat in der Richtung ihrer Hypotheſe Einfluß nehmen. Man erzählt von zwei engliſchen Lords, daß ſie beim Spazierritt einem verunglückten Reiter begegneten, der im Begriff war vom Pferd zu fallen, das im Galopp vorwärts ſtürmte, während der Reiter um Hilfe ſchrie. Der eine Lord warf dem andern einen Blick zu und ſagte: Hundert Guineen, daß er fällt; gilt, erwiderte der andere. Darauf gaben ſie ihren Pferden die Sporen und ritten voraus, um alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. So würde die Verſtändigkeit unſerer Zeit, nur mit weniger

heroischem Millionärsspleen, einer Person gleichen, die neugierig, kritisch und weltklug im Maximum die Leidenschaft hätte, eine Wette einzugehen. Des Lebens existentielle Aufgaben haben das Wirklichkeits-Interesse verloren, keine Illusion umfriedet das göttliche Wachstum der Innerlichkeit, die zu Entscheidungen heranreift; der eine ist neugierig auf den andern, alle warten unentschlossen und in Ausflüchten erfahren darauf, daß einer kommen solle, der etwas will — um dann auf ihn zu wetten.

Es kann keine Rede davon sein, daß die Idee des Sozialismus und der Gemeinschaft die Rettung der Zeit werden wird, sie ist im Gegenteil die Skepsis, die dazu gehört, damit die individuelle Entwicklung richtig vor sich gehen kann, indem jedes Individuum entweder verloren geht oder in der Zucht der Abstraktion religiös sich selber gewinnt. Das Assoziationsprinzip (das höchstens seine Gültigkeit im Verhältnis zu den materiellen Interessen haben kann) ist in unserer Zeit nicht affirmativ sondern negativ, ist eine Ausflucht, eine Zerstreuung, ein Sinnesbetrug, dessen Dialektik ist: indem es die Individuen stärkt, enerviert es dieselben, es stärkt durch das Numerische im Zusammenschluß, aber das ist, ethisch, eine Schwächung. Erst wenn das einzelne Individuum ethische Haltung trotz der ganzen Welt gewonnen hat, erst dann kann die Rede davon sein sich in Wahrheit zu vereinigen, sonst wird die Vereinigung der, jeder für sich, Schwachen etwas genau so Unschönes und Verderbliches, wie wenn Kinder heiraten. Einst hatten der Herrscher, der Ausgezeichnete, die Hervorragenden jeder eine Meinung, die andern hatten die Geschlossenheit und Entschiedenheit, daß sie eine Meinung nicht haben durften oder konnten; jetzt kann jeder eine Meinung haben, aber sie müssen sich numerisch zusammentun, um sie zu haben. Fünfundzwanzig Unterschriften unter dem Dümmsten sind eine Meinung, des eminentesten Kopfes gründlichst durchgedachte

Meinung gilt als Paradox. Die öffentliche Meinung ist ein unorganisches Etwas, eine Abstraktion. Aber wenn der Kontext sinnlos geworden ist, helfen große Uebersichten auch nichts und es ist das beste, man nimmt der Rede einzelne Teile vor, wenn der Mund nur Geschwätz vorbringt hilft es nichts einen zusammenhängenden Vortrag halten zu wollen, man tut am besten jedes einzelne Wort vorzunehmen — und so auch mit dem Verhältnis der Individuen untereinander. Die Veränderung wird auch diese sein. Während in den älteren Formationen (aus dem Verhältnis zwischen Geschlecht und Individuum) die Unteroffiziere, die Offiziere, die Hauptleute, die Generale, die Helden (d. h. die Ausgezeichneten, die Hervorragenden nach ihren verschiedenen Graden, die Führer), kenntlich waren, und jeder (im Verhältnis zu seiner Autorität) mit seinem kleinen Detachement malerisch und organisch sich in das Ganze ein- und unterordnete, selber gestützt vom Ganzen und es wieder stützend: so werden jetzt die Ausgezeichneten, die Führer (nach ihren respektiven Graden) ohne Vollmacht sein, gerade weil sie den göttlichen Sinn des diabolischen Prinzips der Nivellierung verstanden haben, sie wollen unkenntlich sein, wie die Polizei zivil ist, und ihre entsprechende Distinktion verborgen tragen, und nur negativ unterstützen: d. h. abstoßend, während der Abstraktion unendliche Gleichheit jedes Individuum richtet, es in seiner Isolation examiert. Diese Formation ist der genaue dialektische Gegensatz zu jener von Propheten und Richtern; und wie deren Gefahr war, nicht respektiert zu werden im Verhältnis zu ihrer Autorität, so ist der Unkenntlichen Gefahr, erkannt zu werden, sich zu Ansehen und Bedeutung als Autoritäten verlocken zu lassen, wodurch sie ihre höchste Entwicklung aufhalten würden. Sie sind nämlich unkenntlich oder gleichsam geheime Agenten nicht in Folge einer privaten Instruktion durch die Gottheit, denn das ist ja gerade

der Propheten und der Richter Verhältnis, sondern sie sind unkenntlich (ohne Vollmacht), weil sie selber das Allgemeine in Gleichheit vor Gott erfaßt haben, und weil sie in jedem Augenblick dies unter Verantwortung fassen. Diese Formation ist der dialektische Gegensatz zu der organisierenden, die das Geschlecht hervorbringt, und die präformiert ist in den Ausgezeichneten zum Stützpunkt der Individuen, während sie jetzt wie eine Abstraktion, negativ unterstützt von den Unkenntlichen, sich polemisch gegen die Individuen wendet — um jeden einzelnen religiös zu retten.

Und wenn so das Geschlecht, das ja selber nivellieren, sich emanzipieren und die Autorität und zugleich sich selber vernichten gewollt hat, in der Skepsis des Sozialismus den trostlosen Waldbrand der Abstraktion angefacht hat, wenn das Geschlecht durch die Skepsis des Sozialismus nivellierend die Individualitäten und alle die organischen Konkregationen beseitigt und an deren Stelle die „Menschheit" und die zahlenmäßige Gleichheit zwischen Mann und Mann bekommen hat; wenn das Geschlecht so einen Augenblick sich an der weiten Aussicht einer abstrakten Unendlichkeit ergötzt hat, die nichts Hervorragendes, auch nicht das mindeste, begrenzend stört, sondern da ist nur „eitel Luft und Wasser", so beginnt die Arbeit, da die Individuen sich selber helfen sollen, jedes für sich. Denn es wird nicht so sein wie früher, als die Individuen, wenn es ihnen vor den Augen etwas zu schwindeln begann, nach dem zunächst stehenden Ausgezeichneten sahen, um sich zu orientieren. Das ist jetzt vorbei; sie sollen entweder verloren gehen im Schwindelgefühl vor der abstrakten Unendlichkeit, oder unendlich gerettet werden in der Wesentlichkeit der Religiosität. Viele, viele werden vielleicht schreien in Verzweiflung, aber das wird ihnen nichts helfen, jetzt ist es zu spät. Sind die Autorität und die Macht einst mißbraucht worden in der Welt, und haben sie eine Revolutions-

Nemesis über sich gebracht, so waren sie ja eigentlich die Ohnmacht und die Schwachheit, die selber auf eigenen Füßen stehen wollten und deshalb nun diese Nemesis über sich brachten. Und keiner der Unkenntlichen darf sich unterstehen direkt zu helfen, sich direkt zu äußern, direkt zu lehren, an der Spitze der Menge in die Entscheidung zu gehen (statt negativ unterstützend dem Individuum hinaus in die Entscheidung zu helfen, in der er selber ist); das würde seine Entlassung sein, weil er in kurzsichtigem menschlichem Mitleid pfuschen wollte anstatt Gottes Befehl zu gehorchen, dem zürnenden aber doch so gnädigen Gott, denn die Entwicklung ist doch ein Fortschritt, weil alle die Individuen, die gerettet werden, der Religiosität spezifisches Gewicht gewinnen, deren Wesentlichkeit aus erster Hand von Gott selber erhalten. Da wird es also heißen: siehe alles ist bereit, siehe die Grausamkeit der Abstraktion macht die Endlichkeit in ihrer Täuschung als solcher offenbar, siehe der Unendlichkeit Abgrund öffnet sich, der Nivellierung scharfe Sense läßt alle, jeden besonders, über die Klinge springen — siehe, Gott wartet! So spring zu in Gottes Arme. Aber ob der Unkenntliche auch der am meisten Betraute ist, ob es auch das Weib ist, das ihn unter dem Herzen getragen hatte, ob es das Mädchen ist, für das er freudig sein Leben geben würde, der Unkenntliche soll ihnen nicht helfen dürfen und können, sie müssen den Sprung selber machen, und Gottes unendliche Liebe soll für sie nicht eine Gabe aus zweiter Hand sein. Und doch sollen die Unkenntlichen (im Verhältnis zu ihrem Rang) doppelte Arbeit haben im Vergleich mit den Ausgezeichneten (vom selben Rang) einer älteren Formation; denn die Unkenntlichen müssen beständig arbeiten — und zugleich arbeiten um es zu verbergen, daß sie arbeiten.

Aber der Nivellierung trostlose Abstraktion wird beständig von ihren Dienern fortgesetzt, um zu verhindern, daß

es doch nicht damit enden solle, daß eine ältere Formation wieder hervorkommt. Diese Diener der Nivellierung sind die Diener des Bösen, denn die Nivellierung selbst kommt nicht von Gott, und jeder gute Mensch wird Augenblicke haben, wo er über ihre Trostlosigkeit weinen möchte, aber Gott erlaubt es nicht, und will mit den Individuen, d. h. mit jedem besonders, das Höchste herausbringen. Der Nivellierung Diener werden erkannt von den Unkenntlichen, aber Macht oder Autorität gegen sie dürfen die Unkenntlichen nicht gebrauchen, denn dann geht die Entwicklung zurück, weil es im selben Augenblick für einen dritten Mann offenbar sein würde, daß der Unkenntliche eine Autorität war, und so wäre ja dieser dritte Mann im Höchsten behindert. Nur durch eine leidende Handlung wird der Unkenntliche der Nivellierung hervorhelfen dürfen, und wird durch dieselbe leidende Handlung das Werkzeug richten. Er darf nicht die Nivellierung geradeswegs überwinden, denn das bedeutete seine Entlassung, da dies in Richtung auf Autorität handeln hieße, sondern er wird sie leidend überwinden, und deshalb wieder das Gesetz seiner Existenz ausdrücken, das nicht herrschen, lenken, leiten ist, sondern leidend dienen und indirekt helfen. Die, welche den Sprung nicht gemacht haben, werden der Unkenntlichen leidende Handlung für deren Niederlage halten, und die, welche den Sprung gemacht haben, werden eine Vorstellung davon haben, daß sie deren Sieg war, aber sie werden keine Gewißheit haben, denn Gewißheit könnten sie nur von ihm bekommen, und gibt er sie einem einzigen Menschen direkt: so bedeutet das seine Entlassung, weil er Gott untreu wurde und Autorität spielen wollte, weil er nicht Gott gehorchend lernte, die Menschen unendlich zu lieben, indem er sich selber bezwang, und nicht mit Macht sie zwang und betrog, auch wenn sie ihn darum baten.

Man muß immer wieder daran erinnern, daß nicht die

Reflexion selbſt oder in ſich ſelbſt etwas Verderbliches iſt, daß im Gegenteil das Sichhindurcharbeiten durch ſie die Bedingung für ein intenſiveres Handeln iſt. Die Arten begeiſterten Tuns ſind ja dieſe: zuerſt kommt die unmittelbare Begeiſterung, ſo folgt die Zeit der Klugheit, die, weil die unmittelbare Begeiſterung keine Berechnung kennt, infolge der Erfindſamkeit der Berechnungen den Schein erweckt, als ſei ſie ein Höheres; und dann folgt endlich die höchſte, die intenſivſte Begeiſterung, die nach der Klugheit kommt, und die deshalb wohl einſieht, was das Klügſte iſt, aber verachtet es zu tun und gerade dadurch die Intenſität der unendlichen Begeiſterung gewinnt. Dieſe intenſivſte Begeiſterung wird bis auf Weiteres vollſtändig mißverſtanden werden, und die Frage iſt, ob ſie jemals populär werden kann, d. h. ob die Klugheit in dem Grad unter den durchſchnittlichen Menſchen vorauszuſetzen ſein wird, daß ſie in deren Augen das Verführeriſche und Lockende verloren hat, und die Menſchen ſie alſo nicht bloß bewältigen könnten, ſondern in der höchſten Begeiſterung mit ihr gleichſam Verſchwendung trieben, indem ſie ſich mit der Befriedigung der unendlichen Begeiſterung begnügten, denn gerade weil ſie gegen die Klugheit geht, wird eine Tat ſolcher Begeiſterung niemals in die Augen fallend ſein. Sokrates war ſo kein unmittelbar Begeiſterter, er war im Gegenteil klug genug, um einzuſehen, was er tun müßte um freigeſprochen zu werden, aber er verſchmähte es, ſo zu handeln, wie er es auch verſchmähte die angebotene Verteidigungsrede anzunehmen. Gerade deshalb war ſein Heldentod nicht Aufſehen erregend ſelbſt im Tode ſetzt er ſeine Ironie fort, indem er den Klugen die Aufgabe ſtellt: ob er doch auch wirklich die Klugheit gehabt haben ſollte, da er das Gegenteil davon tat. Hier iſt die Stelle, wo die Klugheit im eigenen und der Umwelt Reflexionsurteil hängen bleibt, man fürchtet, daß die Tat gegen die Klugheit verwechſelt werde mit der Tat ohne Klugheit. Die unmittel-

bare Begeisterung kennt nicht diese Gefahr, deshalb braucht es der höchsten Begeisterung impetus um hindurchzudringen. Und diese höchste Begeisterung ist nicht rhetorischer Schnick-Schnack von einer höheren, noch höheren und einer allerhöchsten, sie ist kenntlich an ihrer Kategorie: daß sie gegen den Verstand handelt. Die unmittelbare Güte kommt so auch nicht in die Reflexionsgefahr, daß Güte mit Schwachheit verwechselt werde, gerade deshalb braucht es aber, nach der Reflexion, eines religiösen impetus um die Güte von neuem flott zu machen.

Jedoch ich breche ab. Das alles kann natürlich nur interessieren wie ein Narrenstreich, denn ist es so, daß jeder Mensch an seiner eigenen Rettung arbeiten soll: so wird alle Prophetie über den Fortgang der Welt höchstens erträglich und erlaubt sein als Unterhaltung, als Scherz, wie das Kegelschieben oder das Kartenspielen.

* * *

Nachwort von Theodor Haecker

„En literair Anmeldelse" erschien im Jahr 1846 als Anmeldung und überaus anerkennende Besprechung einer im selben Jahr erschienenen Novelle: „To Tidsaldre", deren Verfasser oder vielmehr Verfasserin Frau Gyllembourg ihre Pseudonymität bis zum Tode wahren konnte und also auch Kierkegaard nicht bekannt war. Der erste Teil der Anmeldung geht genau und bis in Kleinigkeiten auf die Novelle ein, im zweiten Teil ist diese für Kierkegaard nur noch Anlaß zu einer Kritik der Zeit. Dieser zweite Teil ist hier übersetzt worden; die wenigen und ganz kurzen Anspielungen auf die Novelle und deren Helden, die auch er noch enthält, sind, soweit sie unverständlich wären, weggelassen worden.

Der deutsche Geist hat ein Recht auf Kierkegaard, denn dessen Bildung war durch und durch deutsch. Lessing, Hamann, Jacobi, die großen Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel — die beiden letzten lehnte er freilich sehr rasch ab — die großen Dichter Goethe, Schiller, die Romantiker, namentlich E. T. A. Hoffmann und mit großer Liebe Jean Paul, Schopenhauer, als er in Deutschland noch nicht gelesen wurde, deutsche klassische Philologie und Theologie: die Tübinger Schule, sie alle kannte er. Ja sogar seinen „Dichter der Dichter", bei dem er alle Kollisionen menschlicher Leidenschaften, mit einziger Ausnahme der letzten religiösen, mit Freude und Dankbarkeit wiederfand — Shakespeare, las er in der Schlegelschen Uebersetzung. Die deutsche Sprache ist nun aber auch bei weitem die glücklichste: wie viel auch verloren gehen möge, sie kann doch Shakespeare wiedergeben, sie versteht auch Kierkegaard. Die französische Sprache kann mit beiden nichts anfangen; gleich das erste Wort, mit dem Kierkegaard beginnt: enten — eller, was entweder — oder heißt, kann sie nicht übersetzen, sie muß dafür sagen: ou bien — ou bien. Klingt das nicht verdammt nach sowohl — als auch? Sie hat auch kein Wort für Inderlighed — Innerlichkeit, und sie hat keines, das so immerzu auf dem Weg und auf der Fahrt in das Ewige und Göttliche ist, wie dieses Er-indring — Er-innerung.

Kierkegaards Stellung zu Staat und weltlicher Herrschaft ist die aller großen Christen und der meisten großen Philosophen, die sich immer auf das Wort des Evangeliums berufen konnten: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. „Ich bin niemals ‚Opposition' gewesen, die die ‚Regierung' abschaffen will, sondern gab, was man so nennen kann, ein Korrektiv ab, das will, daß doch um Gottes und Himmels willen von denen regiert werden soll, die dazu tauglich und berufen sind, daß sie, Gott fürchtend, fest stehen möchten,

nur Eines wollend, das Gute". Weil in der Politik keine Vollkommenheit und kein Gleichgewicht und keine absolute Gerechtigkeit möglich sind — aus metaphysischen, nicht aus historischen oder sozialen Gründen — so gilt es in der Regel zwischen zwei Vergewaltigungen zu wählen. Die Wahl jener großen Führer des Geistes entscheidet sich nun viel leichter für das Uebermaß an Autorität, ja an Strenge und Gewalt, als für Laxheit, Sichgehenlassen, Nivellieren und Anarchie. Um der geistigen Werte und deren ewiger Hierarchie willen, die in einer liberalen Demokratie unendlich viel mehr gefährdet sind als unter irgend einer absoluten Herrschaft. Ich möchte nicht das Mißverständnis verschulden als sei damit gesagt, daß irgend eine konservative Partei ohne jede Zwischenbestimmungen und ohne daß sie selber freiwillig sich einem noch viel strengeren Gesetz unterwirft als das ist, das sie anderen auferlegt, sich auf Augustinus, Pascal, Schopenhauer, Kierkegaard, Nietzsche, Dostojewski berufen dürfte. Davon ist keine Rede. Was diese Männer sehen und erkennen, ist, daß ein geistiges Leben sich in autoritativ regierten Staaten immer noch besser entfaltet als in liberalen, und außerdem sind sie alle des Glaubens, daß der Mensch nicht zum Spaß auf der Welt und deren Sinn und Zweck nicht ist, daß das Intelligenzgesindel „behaglich lächelt". Durch Rousseau kam eine maßlose Verwirrung in das europäische Geistesleben. Für Kierkegaard bedeutete sie keine Gefahr, denn er stand jenseits dieser Bewegung unerschütterlich fest, aber einen anderen großen Mann drohte sie manchmal mit sich zu reißen: Tolstoi. Der Zwiespalt in der Seele dieses Mannes offenbart sich in seinem Schwanken zwischen politischen Reformen und Religion. Solange Tolstoi Dichter ist, sieht und erkennt er die religiösen Wirklichkeiten mit erschütternder Klarheit und Deutlichkeit. Kann man das Leben und den Sinn der Evangelien klarer und deutlicher erkennen als in den Volkserzählungen in Herr

und Knecht, im Tod des Iwan Iljitsch? Aber hier spielt sich das neue innerliche Leben trotz der Politik und über ihr, trotz der natürlichen und sozialen Unterschiede, die bestehen bleiben, und über ihnen ab. Und das allein ist der Sinn der Religion; daß diese dann, wenn sie wirklich da ist, auch das politische und soziale Leben durchwirkt, das ist gewiß, aber es ist das Zweite, ist die Folge. Sobald Tolstoi nicht mehr Dichter ist, sondern nur Theoretiker und geradeswegs Reformator, umdämmert sich sein Blick, er sieht nicht mehr klar, er tritt das Rousseau'sche Erbe der Verwechselung und der Verworrenheit an, nur immer und in jedem Augenblick unendlich viel größer als Rousseau, weil er unter der Verwechslung und unter der Verworrenheit immer wieder maßlos litt. So verschieden ist die Begabung des Dichters von der des Philosophen, daß ein und derselbe Mensch als Dichter eine Wahrheit klar und lichtvoll sehen und darstellen kann, während er sie als Philosoph und theoretischer Denker nicht mehr zu fassen vermag, sie verwirrt sich oder entgleitet ihm ganz. In dem Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis" ist ein deutliches Beispiel für diese theoretische Unzulänglichkeit. Dort beruft sich der Held (also Tolstoi) im ersten Akt auf Renan. Für ein Ohr von feinerem philosophischem Gehör ist das ein fast unerträglicher Mißton, denn Renan, eine der zweideutigsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, hätte über Tolstois Gewissensqualen und religiöse Leiden nur gelächelt, genau so wie heute Herr Georg Brandes oder Herr Bernard Shaw darüber lächeln würden; immerhin habe ich Renan wegen dieser Vergleiche vielleicht doch um Verzeihung zu bitten. Gegen Tolstoi, soweit er den Charakter des öffentlichen Reformators annahm, wäre Kierkegaard aufgetreten, denn er schrieb: „Will Einer ethisch im Charakter des Reformators auftreten, ... werde ich augenblicklich zur Stelle sein und übernehmen, was ich vor Gott als meine Aufgabe verstehen

werde. Dieſe meine Aufgabe wird ſein: ihn, den Reformator zu begleiten, Schritt für Schritt, niemals weichend von ſeiner Seite, um zu ſehen, ob er Schritt für Schritt im Charakter und der Außerordentliche iſt. Sollte es ſich zeigen, daß er es iſt, ja da wird meine Begleitung eitel Bücken und Ehrerbietung ſein vor ihm, dem Außerordentlichen — und wahrlich, das darf ich über mich ſelber ſagen: er ſoll in der Gegenwart keinen finden, nicht einen Einzigen, der tiefer ſich zu bücken verſteht vor dem Außerordentlichen, das lernte ich nicht an irgend einem Hof, ſondern höher oben, im Umgang mit den Idealen, wo man lernt ſich unendlich tief zu bücken. Aber verleugnet er den Charakter: in der ſelben Sekunde ſtürze ich mich auf ihn; und das darf ich über mich ſelber ſagen: in der Gegenwart iſt keiner, der einen ſichereren Stoß führt als ich, wo es meine Aufgabe iſt, oder wo einer fälſchlich ſich für das Außerordentliche ausgibt — dieſen ſicheren Stoß, den lernte ich im Umgang mit den Idealen, wo man tief gedemütigt lernt ſich ſelbſt zu haſſen, aber, weil man doch den Mut hatte, der wagte ſich mit ihnen einzulaſſen, als Gnadengabe die Macht empfängt, dieſen Stoß zu führen."

Kierkegaard kann anſcheinend ſeine Unterſuchungen noch aus der Diſtanz einer in Wolken thronenden philoſophiſchen und religiöſen Weltanſchauung führen, manchmal in der Sprache der deutſchen Philoſophie, als entwickle er den Zuſtand der Welt aus Grundſätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahr 1846 ſchon ſo ausgeſehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Kierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es iſt ja auch wahrſcheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen ſich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geiſt entgegenhielt, da der Spiegel ſchon Dinge ſah, für die die neuen Augen erſt geſchaffen werden mußten.

Aber aus dem Jahr 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpanorama Europas und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten. An einem Punkte jedoch kann man sehen, daß nicht eine abstrakte Phantasie Kierkegaards Führerin war, sondern eine konkrete Wirklichkeit, nicht eine phantastische unpersönliche Selbstentwicklung des Gedankens, sondern ein persönliches Erlebnis, eine aus Leiden geborene Erfahrung. Ich meine natürlich die Stelle, an der vom Korsaren geredet wird: „die literarische Verächtlichkeit", „der Hund, den sich das Publikum hält", „der Hund, der in die Veterinärschule gebracht wird, um dort totgeschlagen zu werden". Ein guter Leser — gibt es noch gute Leser? — wird diesen Worten die Gegenwart und das Leben geben, er wird sich vorstellen, daß sie in einem kleinen Land, in einer kleinen Stadt gegen ganz bekannte, sehr talentierte Schriftsteller, deren Werke von rührigen deutschen Verlegern heute noch übersetzt und herausgegeben werden, geschrieben wurden, ein guter Leser also wird fühlen, ein wie furchtbarer Haß hinter diesen harten Worten gestanden sein muß. Hier war eine der Quellen der Erkenntnis für Kierkegaard. Nur Weiber und Schwätzer werden blind von Liebe und Haß, den Mann und den Denker machen sie sehend. Die Affäre mit dem Korsaren enthält übrigens auch ein Beispiel für die Macht der persönlichen Wirkung Kierkegaards. Es muß ja jeder, der den Begriff der Angst und die Krankheit zum Tode aufmerksam und mit etwas eingeborenem Verständnis gelesen hat, ahnen, daß im Verfasser dieser Bücher eine Gewalt der Persönlichkeit gewesen sein muß, die die Menschen — den Einzelnen — zwingen konnte, sich zu offenbaren, zu zeigen, was Gutes oder Böses in ihnen sei, ja

noch mehr, eine Gewalt, die den Dämonen im Menſchen die Zunge löſen und ſie zum Reden bringen konnte, oder doch, weil Reden ſelten deren Art iſt: zum Schreien und zum Schluchzen. Hier iſt jedoch ein Beiſpiel: Als der Literat Goldſchmidt, der die Hetze im Korſaren gegen Kierkegaard leitete und dieſem zu dem Martyrium verhalf, auf der Straße totgegrinſt zu werden, der auch reichlich über den von Kierkegaard und zur ſelben Zeit mit demſelben Wort von Schopenhauer verworfenen Witz Heine's verfügte, einmal mit Kierkegaard auf der Straße zuſammentraf, ging dieſer auf ihn zu und ſprach mit ihm mahnend, daß er auf dem Weg der Verlorenheit ſei, er ſprach mit ihm nach der Art der großen Chriſten, die auch im Feind, den ſie vernichten müſſen, noch Gott lieben, und Goldſchmidt — fing an zu weinen auf der Straße; er hielt es nicht allzulange aus, gab den Korſaren auf und verließ die Stadt. Uebrigens immerhin einer, der weil er ſich vom Geiſt vernichten ließ, auch wieder vor dem Geiſt beſtehen könnte. Die Goldſchmidts von heute würden bei weitem „fortſchrittlicher" ſein und — weiter grinſen, denn es iſt ja möglich, daß jetzt auch ein Judas, anſtatt ſich aufzuhängen, die Silberlinge auf die Bank trägt. Was kann er uns denn tun? würden ſie ſagen. Weltliche Macht hat er keine, will er keine haben, den Sparren im Kopf hat er nun einmal. Das Geld kann er uns auch nicht nehmen, alſo was kann er uns tun! Und es gibt ja auch genug Zeitſchriften, die wie z. B. der „März" im Namen der Freiheit auch die Frechheit aufnehmen. Das ſoll jetzt der März meiner Heimat ſein! Was habe ich Schwabe, der ſtolz war auf ſein ſchweigſames Land, plötzlich für ſchwatzhafte Landsleute bekommen! Den Traub, den Berliner Tageblatt-Traub! Iſt es, iſt es möglich? Und wer rauſcht jetzt in allen Blättern, wie nie die Bäume meiner Kindheit rauſchten? Ach anders hab ich euch im Gedächtnis, ihr Hügel meiner Heimat, die hochgewölbte Wäl-

der und helles Weinlaub tragen, denn euch beſchritt liebend, träumend in Schwermut der gottgeplagte Knabe Hölderlin. Warum blieb das Sudelwetter nicht in München?

Die Kritik der Gegenwart iſt 1846 erſchienen. Und 1848? Wiewohl man in Kierkegaards Schriften nicht ein einziges Wort findet, das mit der eigentlichen Politik etwas zu tun hat, ſo folgt daraus doch keineswegs, daß er ſie nicht verfolgt, daß er nicht genau gewußt hätte, wie es in ihr zuging. Dabei vergeſſe man nicht, wovon eben geſprochen wurde, daß ihm in außerordentlichem Maß die Macht der perſönlichen Wirkung gegeben war. Und weil in ſeinem Herzen und in ſeinem Kopf alle die Gedanken waren, die ein Menſch haben kann, die guten wie die böſen, und die guten den Sieg immer erſt erkämpfen mußten, ſo iſt kein Zweifel, daß ihm auch zuweilen der Gedanke oder deſſen Möglichkeit in den Sinn kam, plötzlich aufzutreten und die Menge irgendwohin mitzureißen. Wer will zweifeln, daß er die Kraft dazu gehabt hätte, er der ſpäter wirklich als „Aktor gegen die Zeit“ auftrat und mit einem religiöſen Thema ganz Skandinavien in leidenſchaftliche Spannung brachte. Als Höffding im vorigen Jahr ſeinen Studenten an der Univerſität in Kopenhagen erklärte, daß kein anderer däniſcher Dichter die Heide und die Wälder ſeiner Heimat und das Meer, das das Land umſpült, in beſchwörenderen Worten beſungen habe als Kierkegaard, erzählte er ihnen auch, ſich erſchüttert auf ſeine Kindheitstage beſinnend, wie plötzlich die Welt ganz anders ausgeſehen habe, wie die Luft rein und durchſichtig wurde und die Ideale dem Alltagsleben näher gerückt ſchienen, in den paar Monaten, als Kierkegaard den Augenblick herausgab: „wer das nicht erlebt hat, kann es ſich nicht vorſtellen“. Ich glaube das, ich glaube, daß das mächtigſte Schauſpiel der Natur, ein Gewitter auf freiem Feld, nur ein ſchwaches Bild für die Großartigkeit jenes

geistigen Schauspiels ist, aber auch das einzige: es gibt Gewitterwolken, die nur einen Blitz zu schleudern haben, doch zuweilen sieht man eine, aus der flammt Blitz auf Blitz und sie geht unter in Feuer und Donnerschlag. In der Politik läßt sich nun die Leidenschaft eines Volkes und einer Menge doch noch am leichtesten erregen. So ist vielleicht Kierkegaard beim Anblick der Regierungen und der Könige auch zuweilen der Gedanke gekommen, dem der junge Napoleon gegenüber dem Schwachsinn Ludwigs XVI. das Wort gab: che coglione. Jedoch den guten und ganzen Gedanken über den bösen und halben, den einen über die vielfältigen siegen lassend ging Kierkegaard unerschütterlich an der Politik vorbei, und über das Jahr 1848 finden sich diese Sätze: „Das Jahr 1848 hat meine Kritik der Zeit nicht Lügen gestraft“. . . „Sie zerrissen den Faden der Klugheit; man hörte das Heulen, das Chaos ankündigt! ‚Mit dem Jahr 1848 trat der Fortschritt ein‘ sagen sie. Ja — wenn nun nämlich wirklich eine ‚Regierung‘ zustande kommt, wozu vielleicht nicht ein einziger neuer Beamter oder die Entlassung eines früheren nötig ist, sondern nur eine innerliche Umwandlung mit der Richtung: Fest zu bleiben und Gott zu fürchten. Der Fehler oben war sicherlich der, daß im Ganzen der Regierung von vorne bis hinten die Stärke wesentlich nur weltliche Klugheit war, was just wesentlich Mangel an Stärke ist; die Schuld unten war die: alle Regierung weg haben zu wollen: die Strafe — denn der Sünde Maß ist immer der Strafe Maß — die Strafe ist: was am bittersten entbehrt werden wird, wird just sein: Regierung. Niemals so wie in unserem Jahrhundert haben sich das Geschlecht und die Einzelnen in ihm (der Befehlende — der Gehorchende; der Vorgesetzte — der Untergebene; der Lehrer — der Schüler usw.) so vollkommen befreit von aller Rücksicht darauf, daß etwas fest steht und unbedingt fest stehen soll; niemals fühlten ‚die Meinungen‘ sich so

in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ungeniert und fidel unter dem Freipaß ‚bis zu einem gewissen Grad'. Niemals wird wohl das Geschlecht so tief zu dem Geständnis kommen müssen, daß ihm — und in ihm jedem Einzelnen — dieses not tut, daß etwas fest stehe und unbedingt fest stehen soll, das, was Gott der Liebende und aus Liebe erfand, das Unbedingte, an dessen Stelle der Mensch, der kluge, zu seinem eigenen Verderben, sich selbst bewundernd dieses bewunderte ‚bis zu einem gewissen Grad' setzte ..... Ist — um bei dem Meinen, dem Religiösen, zu bleiben, ist das Geschlecht, oder ein großer Teil Einzelner in ihm, dem Kindlichen entwachsen, daß ein anderer Mensch für sie das Unbedingte repräsentiert, gut, deshalb kann trotzdem das Unbedingte nicht entbehrt werden, ja sogar, umso weniger kann es entbehrt werden."

„Die Nivellierung kommt nicht von Gott". „Viele, viele werden schreien in Verzweiflung, aber jetzt ist es zu spät." — Wer regiert heute die Welt? Jedes Kind, jede Tänzerin und namentlich jeder Minister weiß, daß es die Presse ist, wenn sie auch nicht fassen, was das zu bedeuten hat, wiewohl es der Minister eigentlich fassen sollte. Ein europäisches Volk erkennt man an seinen Zeitungen, am besten an seinen erfolgreichsten. Ich bin Deutscher, also her mit dem Berliner Tageblatt! Auflage 230.000.

Die komische Einheit der talentierten Schmierigkeit ist da, denn das Feuilleton ist in der Politik und die Politik im Feuilleton enthalten. Es kommt nämlich aufs gleiche heraus, ob oben in der Politik ein feuilletonistisch frisierter Wolff — daher die zwei f — die deutschen Schafe hütet, oder ob unter dem Strich die deutsche Kunst ein demokratisches Schlenderdasein führt. Es könnte auch umgekehrt sein: der Wolff im Feuilleton, der Schlenther in der Politik: Wer

weiß, vielleicht wechseln sie auch ab, die ungenierten Tausendkünstler. Es ist dasselbe, ob oben von irgend einem Gebildeten, Professor gar, Fichte zum Schutzpatron des Berliner Tageblatt-Liberalismus ernannt wird, eine Dummheit wiewohl eine Frechheit — aber auch jede Dummheit geht ihnen ungestraft hin, weil nämlich die Gegner immer noch dümmer und dazu wesentlich faul sind — oder wenn unter dem Strich ein den böhmischen Wäldern entlaufenes und ursprünglich für eine Bartwuchsmittel-Reklame bestimmtes Haarphänomen mit der lohnenden Aufgabe betraut wird, beständig und ohne Unterlaß das Dasein liberal-skeptisch anzugrinsen. Es schadet auch nichts, wenn die Weisheit Sombarts, freilich etwas liberal korrigiert, abgedruckt wird, denn dieser prachtvolle Denkertypus paßt ganz gut in die Zeit und in die Zeitung. Mit Hilfe einer kindischen Unterscheidung zwischen objektiver Wissenschaft und subjektiven Zwecken, einer Unterscheidung, mit deren fadenscheiniger Logik und durchsichtigen Motiven ein Student im ersten Semester sich eigentlich genieren müßte aufzutreten, bringt es dieser Forscher fertig, zwar den jüdischen Liberalismus und dessen kulturzerstörerische Nivellierung zu verachten, aber gleichzeitig, weil die liberalen Blätter doch noch die höchsten Honorare zahlen, seine Feuilletons im Berliner Tageblatt zu veröffentlichen. Wie, und da wagt man noch, die Namen Kant, Fichte, Schopenhauer in den Mund zu nehmen! Keinem kommt der Gedanke, daß diesen Männern und auch den Geringeren um sie so etwas ganz und gar unmöglich gewesen wäre. Kann keiner mehr eine Viertelstunde lang mit innerlicher Sammlung einem Gedanken ins Gesicht sehen, und wenn er es tut, kann er die Schmiere ohne Schmerz ertragen? Kann er zweifeln, daß die erste Tat, die ein Fichte heute tun müßte, die wäre: sich von einer Kulturwissenschaft, die sich so liberal definieren muß, daß ein Berliner Tageblatt sie erträglich findet und bezahlt, aufs

schroffste loszusagen, denn in der Anweisung zum seligen Leben steht neben vielen ähnlichen Sätzen auch dieser: „eine höhere Weltansicht duldet nicht etwa neben sich auch die niedere, sondern jede höhere vernichtet ihre niedere und ordnet dieselbe sich unter.“ Uebrigens ist die deutsche Philosophie in ihrer heroischen Zeit mit Recht darauf bestanden, daß auch die abstraktesten und vom Zentrum des Lebens entferntesten Wissenschaften sich nicht vollkommen und absolut von der Einheit einer religiösen oder philosophischen Anschauung und Idee emanzipieren dürfen. Heute ist dieser Unsinn der Emanzipation Gemeingut geworden, und jeder Scherenschleifer schreit für das Recht der freien Forschung, und die Wissenschaften torkeln wie Besoffene durcheinander. Und was ist wohl heute von der deutschen Philosophie zu erwarten? Die weitaus Ehrlichsten, die Marburger, sind Epigonen und deshalb im tiefsten Sinne schwach und beschränkt, die seichten Charlatanismen und geschickten Jongleurkünste Simmels sind im tiefsten Sinn unehrlich; daneben so viel Mageres, Dürres und Trockenes. Ganz zu schweigen von denen, die so tun *als ob* oder gar von den sprachkritischen Affen, die über jeden Ernst des Daseins grinsend hinwegturnen. Bliebe nur noch Max Scheler, der viel begabt und vieles zu sagen fähig wäre, aber er weiß nicht, was er will, ist vieler oberflächlicher Strömungen Beute und rafft nie seine Kräfte zusammen in einem Ganzen. Wohin die Emanzipation auf dem gefährlichen Gebiet der Kulturwissenschaften führt und führen wird, diese Untersuchung gäbe ein besonderes Buch und wäre die Aufgabe für den, der mit dem reinen Willen und Gedanken die nötigen Kenntnisse verbände. Denn allgemeine bedauernde Redensarten auf Grund einer vagen Einsicht und eine gewisse kontemplative Vornehmheit, oder besser eine feige Vornehmtuerei, die sich mit so subalternen Dingen nicht einlassen will, helfen gar nichts. Nein, man müßte den Herren Schritt auf Schritt nach-

gehen, den Geſcheiteſten wie den Dümmſten, genau ſo wie Karl Kraus den Herren der Wiener Preſſe nachging und jeden Tag nachſah, was ſein die Welt beherrſchendes Viechszeug über Nacht wieder angeſtellt hatte. Es iſt die Idealität des Mannes und des Denkers (zum Unterſchied von der des Jünglings und Dichters), die ſich energiſch mit dem Werktag beſchäftigt und mit reſoluten Händen auch in den Schmutz greift, wenn es nötig iſt, denn die Hände werden wieder gewaſchen und wieder rein. Nur hüte man ſich vor jenen, die um ſich nicht waſchen zu müſſen immerzu die Redensart: ‚dem Reinen iſt alles rein' im Munde führen; denn ſie ſtinken ganz ſicher. An Stoff für Pathos und Komik fehlte es nicht, denn was für gigantiſche Ochſen brüllen ihre wiſſenſchaftlich geſicherten Ergebniſſe in die Welt! Und mit Vorliebe auf Gebieten, die der Wiſſenſchaft überhaupt ein für alle Mal verſchloſſen ſind. Und welcher Art zuweilen die perſönlichen Vorausſetzungen derer ſind, die der vorausſetzungsloſen Wiſſenſchaft zu „dienen" vorgeben, das weiß buchſtäblich der Teufel. Aber her mit dem Berliner Tageblatt. Es iſt immer dasſelbe, ob oben in der Politik die Militärgewalt als etwas Mittelalterliches gebrandmarkt und doch zugleich gejammert wird, daß die Juden nicht Offiziere werden, oder ob unter dem Strich der tanzende Holländer Felix einen Roman veröffentlicht, von dem man nur hin und wieder einige Zeilen zu leſen braucht, um zu wiſſen, daß er an hundsföttiſcher Verlogenheit der Geſinnung nicht leicht ſeinesgleichen finden wird. Werden nicht viele, viele in Verzweiflung ſchreien? Oder wird nicht einmal das geſchehen? Wird keiner verſtehen, wenn ich ſage, daß in meinem platoniſchen Staat der tänzeriſche Burſche, der mitten in ſeinen von Freiſinns-Rotz triefenden Sätzen ein Kapitel aus den Korintherbriefen abdruckt, mit Ruten geſtrichen würde, und daß ich wüßte — ach nichts auf der ganzen Welt wüßte ich ſo ſicher — daß dieſe Tat

dem Geiſte wohlgefälliger wäre als das Wohlergehen des Berliner Tageblatts.

Wenn der Papſt eine neue Enzyklika herausgibt, die mir auch nicht zu gefallen braucht, die aber immer noch mehr Kenntnis der menſchlichen Seele verraten kann, als die Pſychologieen der Herren Wundt oder Lipps, dann darf ſie der „Satiriker“ des Simpliziſſimus als Kloſettpapier anſprechen, und es geſchieht weiter nichts, als daß ſich wahrſcheinlich die Auflage erhöht. Das iſt freilich kein Wunder, denn ein Papſt, der den Mirakelſchänder empfängt, nicht aus Spaß wie einen Zirkusclown, ſondern mit dem Bürgerernſt des Jahrhunderts, nachdem er ſich zuvor „informiert“ hatte — aber die großen Päpſte informierte ihr Inſtinkt . . . Schluß, zu ſpät! Aber es ſollte jenen „Satirikern“ wenigſtens das eine geſchehen, daß man ihre Lächerlichkeit erkennt, dieſe maßloſe, nie aufgedeckte, nie mit einem Witz geſtrafte Lächerlichkeit, wenn ſie ſich immerzu mit Hus, mit Galilei oder Giordano Bruno verwechſeln und ſich ſelber und hunderttauſend Dummköpfen ebenſo mutig und „zornig idealiſtiſch“ vorkommen wie Männer, die für ihre Reden und Schriften den Scheiterhaufen zu gewärtigen hatten, während ſie doch ganz behaglich leben und ihre Phraſen der Empörung, die genau ſo in jedem linksliberalen Blatt ſtehen könnten, davon zeugen, daß auch Kampf und Leiden der Innerlichkeit nicht vorausgingen. Wenn ein Biſchof ſagt, daß es von Natur Herren und Knechte gebe, eine zwar unbegreifliche aber beſtehende Wahrheit (alle Angriffe der Zeit gehen gegen das Unerforſchlich-Verſchiedene, die ſinnlich-ſeeliſchen Unterſchiede zwiſchen Mann und Weib werden rundweg geleugnet, mit den anatomiſchen geht es nicht ſo leicht, aber dieſe haben ja ihren Grund in jenen, die *zuerſt* ſind), ſo wird er in allen ſozialiſtiſchen und liberalen Zeitungen verſpottet oder aufs frechſte beſchimpft. Und von wem?

Das ist das überaus Wichtige! Es sind nicht die Knechte, die vor den Palast eines Bischofs ziehen und diesem in Leidenschaft widersprechen, denn das hätte Sinn und solche Empörer brauchen nicht gottverlassen zu sein. Nein, der „dritte Mann“ kommt. Irgend welche weiß Gott woher gelaufene meist jüdische Literaten, ohne innern und äußern Zuchtmeister, die unter dem Wort des Bischofs nicht l e i d e n, denen auch der Bischof gar nichts getan hat, oder tun kann, wollen Geld verdienen. Sie entdecken eine satirische Ader in sich; sie entnehmen der blutigen Menschheitsgeschichte Worte und Begriffe, die einmal wirkliches Leiden, aus wirklicher Unterdrückung und Empörung hervorgegangen, geboren hat, und machen daraus eine Satire gegen den Bischof. Und diese Satire von irgend einem Karlchen oder andern Kerlchen oder Ferkelchen wird von Hunderttausenden gelesen, von denen viele sterben werden ohne auch nur geahnt zu haben, was für eine ungeheure Schamlosigkeit und ethische Dummheit hinter solcher „Freiheit“ steckt. In Wahrheit ist heute der Oeffentlichkeit gegenüber niemand wehrloser als die angeblich herrschenden und unterdrückenden Mächte und niemand wehrfähiger und gesicherter als ein Freidenker, der ein großes Maul und eine große Zeitung hat. Wenn dem das Ende eines Härchens gekrümmt wird, entsetzen sich morgen Millionen, denn es wird in einem Ton und mit einem Geschrei bekanntgegeben, daß man meinen könnte, nicht nur alle Gesetze und die ganze Verfassung seien verletzt worden, nein: die kosmische Ordnung sei in Gefahr, und daß Mond und Erde nicht aufeinanderstürzen, sei rein nur noch das Verdienst der Wissenschaft, die ein Einsehen und ein Mitleid hat. Hier liegt auch jeden Tag das Komische in Fülle da. Und nur die einzige Fackel sieht es, niemals der Simplizissimus. Narren, die meinen zur Erkenntnis des wahren Komischen gehöre nur ein vifer Intellekt und nicht auch ein reines Herz,

Schufte, die meinen, es gehöre Frechheit dazu und nicht im Gegenteil Scham.

Ward solcher Wirrwarr je erlebt. Und ahnt ihn vielleicht die hohe Literatur? Ach, alle Worte, Begriffe und Gefühle gehen ein in Mauthners Riesenwörtermaul und werden dort zu Brei. Und jedes Maul gleicht diesem Maul, und wo es sich auch auftue, es fließt Brei, dicker und dünner, in allen Blättern, Rundschauen und Revuen und auf jedem Forum der Zeit, das in Wahrheit ein Reinhardt'scher Zirkus ist, in dem das Mirakel nach Belieben geschieht, daß sich Nietzsche und Sozialdemokraten als gute Europäer in die Arme fallen, denn sie wollen dort nicht Ontologie treiben, sondern Deontologie, aber siehe da, sie treiben Mä-äh-ontologie. Immer neue Reisende müssen den Brei hinaustragen in die Welt. Schon der alte Merkur war meiner Kinderphantasie äußerst unsympathisch, sie ahnte in ihm eine Antizipation des modernen Menschen; immerhin er war der Bote der Götter und kam vom Olymp herab. Aber der neue, wessen Bote kann er sein und was seine Botschaft? Haben die Banken ihn angestellt, sendet das Chaos ihn aus, sich zurückzugewinnen die Welt? Ach schließt und bewahrt euer Haus vor diesen Gestalten. Ihrer sind viele und immer sind sie unterwegs und von den Mundwinkeln trieft ihnen der Brei, den sie sich eingequirlt haben aus allen östlichen und westlichen Kulturen, die waren und verwest sind. Nein ich mag ihnen nicht begegnen, ich mag ihnen nicht gegenübersitzen im D-Zug, wenn sie gerade auf der Tour sind, so zwischen den Zentren deutschen Geistes-lebens: Wien-München-Fürth-Berlin und retour. I don't like. Will einer bieten? Tausend Kellermänner für einen Dunkelmann. Geht nicht. Hundertzehntausend Kellermänner und tausend Wassermänner für einen Dunkelmann! Geht nicht, geht nicht. Hilft nichts. Zu spät. Vor 1846 schon war in Europa der dritte Hammerschlag gefallen.

Doſtojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die weſteuropäiſchen Völker vollſtändig dem Judentum verfallen ſeien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen geſtraft, wie Herr Samuel Saenger, commis vojageur ès sciences politiques et metaphysiques meint, der Moſſe und Ullſtein für den wahren Tag hält, und Scherl für die Nacht; ſo ſcharf ſcheiden heute die Kulturwarenhaus-Inhaber Licht von Finſternis. Im Gegenteil, Doſtojewski ſah vielleicht noch grau, wo doch ſchon ſchwarz war, und ſein eigenes Volk wird wohl demſelben Schickſal entgegengehen. Das iſt nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man ſuche die Schuld nur immer zuerſt im eigenen Haus — wohl aber eine Anklage gegen die weſteuropäiſchen Völker. Denn wenn ſie für jüdiſches Geld ſich dem jüdiſchen Geiſt verkauft und dieſen durch die unbeſtechliche Gerechtigkeit des Daſeins als Zugabe bekommen haben, ſo daß heute kein Unterſchied mehr iſt, ſo war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechaniſchen Geſetzen zuſtieß, ſondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geſchah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wiſſen, alle Ethik ſoll in der Zeit und in der Sorge für die nächſte Generation beſchloſſen, ſoll „biologiſch“ ſein. Gut, aber glauben ſie wirklich, das was ſie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinder ſorgen? Kurzſichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt iſt es zu ſpät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiöſen Vorausſetzungen geſchehen; nur ſo kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce iſt.

Bei Pascal heißt es: abêtissez-vous, bei Kierkegaard um einen ganzen Grad ſtärker: werdet klüger als der Klügſte und — handelt gegen die Klugheit. Beide Sätze ſind polemiſch gegen die Welt und ſtellen darum die Negation

in den Vordergrund und verstecken die Position, so daß es für die Welt so aussehen muß, als bleibe überhaupt nichts übrig als — Unsinn und Wahnsinn, Aergernis und Torheit. Die Trennung zwischen der Welt und dem Geist der Religiosität ist hier so schroff und absolut, daß sich beide nur im Paradox treffen können d. h. in einem Punkt, in dem sie sich, anstatt sich zu vereinigen, am stärksten abstoßen. Jedoch ist ein Unterschied, indem der Geist gleichsam ein Auge mehr hat als die Welt und hinter dem, was für sie Nichts oder Wahnsinn oder Torheit ist, eine neue Ordnung der Dinge erkennt. Um zu einigermaßen tieferen Erkenntnissen zu kommen braucht das Denken in steigenden Graden immer konkretere Voraussetzungen. Eine Philosophie kommt genau bis dorthin, wo sie angefangen hat. So kann natürlich nur ein Ketzer der voraussetzungslosen Wissenschaft und Philosophie reden, aber es sei so. Dieu principe et fin sagt Pascal. Ich ehre den Denker, der erst die ganze Welt braucht, um ein Atom denken zu können, ich ehre jenen noch mehr, der wie Descartes erst Gottes sicher sein muß um die Wahrheit eines Satzes der Geometrie einzusehen, aber staunend stehe ich vor dem Denker, der ohne den Glauben an die Liebe Gottes und an die Sündigkeit des Menschen ein lallender Irrer würde, nun aber mit diesen für den Verstand ungeheuerlichen Voraussetzungen, auf die er von selber nie gekommen wäre, in das Innere von Welt und Mensch eindringt, wie unbedingt keine andere Art von Denkern, die mit weniger paradoxen Voraussetzungen philosophieren. Daß übrigens die drei genannten Voraussetzungen nur Erfindungen müßiger Gehirne seien, ja wer behauptet das? Doch nur die Voraussetzungslosen! In Wahrheit sind sie alle drei gegründet: die erste auf den Verstand, die zweite auf die Vernunft, die dritte auf den Glauben an eine Offenbarung.

Hinter jeder bloßen Metaphyſik, die aus der dichteriſchen Unmittelbarkeit und aus dem noch ungeläuterten Einsſein mit ihrem Objekt und ihrer Welt nicht zur Ethik und zur Vergeiſtigung übergeht, das will alſo heißen: zur Subjektivierung, denn nichts anderes iſt die Vergeiſtigung, lauert ein undurchſichtiges, lichtſcheues Element: eine Feigheit. Liebenswürdig wie immer, aber auch naiv — eigentlich dürften doch nur Frauen, Kinder und Dichter ſo naiv ſein — ſagt Bergſon einmal in „Le Rire“, daß die Natur auch in den beſten Menſchen noch einen Fond von Bosheit gelaſſen habe, und fährt fort: peut-être vaudra-t-il mieux que nous n'approfondissions pas trop ce point. Nous n'y trouverions rien de très flatteur pour nous. Ach das iſt faſt das Räſonnement eines Boulevardiers und könnte auch in einem Buch von Anatole France ſtehen. Man iſt doch ſonſt recht neugierig, warum hört gerade hier die Neugierde auf? Unintereſſant wäre die Sache doch nicht, gar nicht langweilig! Iſt man einfach zu wohlerzogen? Oder iſt die Philoſophie erfunden, um den Menſchen zu flattieren? Ginge Bergſon um einen qualitativen Grad tiefer in ſeiner Philoſophie, ſo würde er doch zugeben, daß der Gedanke der Geiſtigkeit geradezu gebieteriſch verlangt, daß dieſer Fond von Bosheit ans Licht und zur Offenbarung komme. Oder wie denken ſich das die Metaphyſiker? Glauben ſie, daß er von ſelber verſchwinde oder daß er der Menſchheit geſchenkt werde? Aber wir ſind hier doch wohl im Reiche der Ethik und der Freiheit, und da geſchieht nichts von ſelber, das iſt nun einmal ſo. Oder ſollte es nicht Quackſalberei ſein, wenn ein Arzt die Wunde ſich ſchließen läßt, unter der noch ein „Fond“ von Eiter weiterfrißt? Aber laſſen wir das, ein zu langes Kapitel, das vom ſchwachen Punkt einer jeden Metaphyſik handelt. Auch Schopenhauer, der doch von anderem Kaliber war, hat dieſer Feigheit der Metaphyſik ſeinen Tribut abzahlen müſſen. Es kann nämlich

nicht Mangel an Hirnkraft geweſen ſein, der den großen Denker dazu führte, über die letzte, unzerſtörbarſte und tiefſte Wirklichkeit — die Individuation — die ſchwächſten und oberflächlichſten Gedanken gehabt zu haben, ſondern der Grund dafür muß im Moraliſchen liegen. Selbſtverſtändlich rede ich hier nicht vom Moraliſchen im bürgerlichen und konventionellen Sinn, ſondern im ewigen und religiöſen, dem jeder ſich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen hat, alſo auch der, der hier ſchreibt und der, bei Gott, nicht behaupten will, daß er mutiger ſei als Schopenhauer. Jedoch habe ich nie begriffen, daß Schopenhauer es fertig bringen konnte, wiewohl ſonſt ſo glücklich in der Wahl von Bildern und Vergleichen, ſich für die Tatſache der Individuation mit dem bis zur Lächerlichkeit unzulänglichen und falſchen Vergleich der Facettenſpiegelung zu begnügen und ihn immer von neuem zu wiederholen. Freilich lag ihm hier ſeine ganze Metaphyſik im Weg, weil er dem Willen den Geiſt nicht ließ und Raum und Zeit zu Prinzipien der Individuation machte, während doch Raum und Zeit zehntauſendmal vergehen können, ehe am Prinzip der Individuation, das im Geiſt ruht, auch nur ein Partikelchen zerſtört werden kann. Trotzdem, es iſt vom Verſtand her nicht zu begreifen, und einmal in den Parergen hat ſich Schopenhauer vergeſſen: da redet er vom individuum ineffabile ſogar eines Tieres. Man könnte faſt auch hier ſagen: „der Sünde Maß iſt der Strafe Maß“, denn Schopenhauer wird auf grauſame Weiſe beſtraft, indem dieſe ſeine oberflächlichſte und falſcheſte Lehre ſolchen Philoſophaſtern wie Mauthner, noch etwas indiſch aufgeputzt, am beſten zuſagt. Zwar wird Schopenhauer auch hier gründlich mißverſtanden, da er an einer moraliſchen Verantwortlichkeit über den Tod hinaus natürlich nie gezweifelt hat. Aber einem gewiſſen neuerdings in die Philoſophie und in die Wiſſenſchaft eingebrochenen Geſindel täte es ſo paſſen, 60 oder 70 Jahre lang die mit Blut und

Opfern und den Leiden der Verantwortung geschaffenen Anlagen der Menschheit „behaglich lächelnd“ zu verpissen und dann verantwortungslos zu verschwinden. Das tät' ihnen so passen, aber nicht einmal sie entgehen der Ewigkeit.

Das Weltbild, das Kierkegaards Kritik für den Einzelnen übrig läßt, findet also seine volle Erklärung nicht in einer historischen Entwicklung, die nur den Anlaß abgibt, sondern in der Metaphysik und in der Religion. Gesetzt es käme wieder irgend ein frisches Volk mit unmittelbaren Kräften zur Herrschaft, wiewohl ich nicht weiß, wo ein solches Volk sein sollte, so würde das Weltbild Kierkegaards verdeckt sein und nur offen für den Auserwählten, für die absolute Ausnahme, den Heiligen oder den Religionsstifter, so lange als jenes Volk in Staat, Kirche und Familie eine einheitlich geschlossene organisierende Macht hätte, die die Richtung nach einem geistigen Ideal hat und sich Autorität und innere Zustimmung verschaffen kann. Das ist der Gedanke, den Dostojewski hatte, wenn er vom Gottesvolk sprach, und ursprünglich hat ja gewiß jedes Volk diese Unmittelbarkeit besessen und hat sie mit vollem Recht immer auf Gott bezogen. Aber sobald sich dieser Fond an unmittelbar gemeinsamer, die Verschiedenheiten der Menschen und Stände schaffender und anerkennender Kraft erschöpft hat, und zwar durch Schuld der Menschen, oben durch Mißbrauch und Ueberhebung, unten durch Neid und Ressentiment — bislang hat sich ja noch jedes Volk, wenn es nicht überhaupt in Lethargie und geistigen Todesschlaf verfiel, auf solche Weise zu Grunde gerichtet — dann steht jenes Weltbild wieder da als die alleinige Möglichkeit der Rettung für den Einzelnen.

In Fichtes Anweisung zum seligen Leben wird auch eine Weltanschauung gegeben, die die sinnliche Welt nur als „die Sphäre der Freiheit“ betrachtet, als den Tummelplatz des

ethiſchen Willens. Dieſe Welt iſt noch nicht die Kierkegaards. Sie iſt farbloſer und ungefährlicher; ihr fehlt das letzte discrimen. Sie kennt noch nicht den abſoluten Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, noch nicht das Wunder der Sünde auf der einen und der Gnade auf der andern Seite, in ihr exiſtiert noch nicht die letzte, total gedachte Gefahr, die bei Kierkegaard in jedem Augenblick da iſt: daß ein Menſch ganz verloren gehen könne. Das drückt ſich am ſchärfſten darin aus, daß für Fichte die Reue eine überflüſſige Zeitverſchwendung, ein vollkommen fruchtloſer Kraftaufwand iſt, während ſie für Kierkegaard das auch — denn immer läßt er erſt der Natur ihr Recht geſchehen, ehe das Leben des Geiſtes beginnt — aber dann zugleich ein notwendiger Weg und ein Akt der Rezeptivität für die Gnade iſt. Eines freilich kennt Fichte doch: den Selbſthaß, eine Medizin, von deren Exiſtenz und Heilkraft die Zeit keine Ahnung zu haben ſcheint; aber nähme ſie nur einige Tropfen von ihr, ſie bekäme bald eines reineres Geſicht.

Das iſt das Große und Ewige an Kierkegaard, daß ſein Gedanke immer die Totalität will. So iſt ſein Weltbild die vollkommene restitutio in pristinum. Jetzt ſteht der Menſch wieder an ſeinem Platz; jetzt iſt das Leben wieder gefährlich wie am Tag, als es zum erſten Mal dem Tod ins Geſicht ſah, und iſt es nach unerforſchlichem Ratſchluß immer und in jedem Augenblick in dieſer Welt. In jeder Minute und allzieht ſieht für den alſo Lebenden und Wachenden die Welt ſo aus wie am Tag, als zum erſten Mal die Erkenntnis den zarten Kindertraum zerriß und die Welt nackt war. In dieſer entblößten Welt wird Chriſtus nicht zufällig und einmal gekreuzigt, ſondern notwendig und für alle „Zeit", ſo daß der alſo Wachende und Lebende die tiefen Worte Pascals verſtehen muß: Jesus sera en agonie jusqu' à la fin du monde: il ne faut pas dormir pendant ce temps-là. Was für ein Feuer

muß in einem Menſchen brennen, daß er dieſe Worte ſchreiben kann. Und wo iſt der Mann, der ein ſolches Leben zu führen vermag. Ich neige mich vor ihm als dem größten Helden. Dagegen habe ich bis zum Ekel die Narren ſatt, die dieſes Lebens majeſtätiſche Größe nicht einmal faſſen und ſich vor ihm nicht wenigſtens beugen. Sie leugnen lieber das Heilige, als daß ſie ſich im Vergleich mit ihm gering vorkommen, ſie meinen, weil ein Jahr ganz von ſelber zum andern ſich fügt und weil Zeitſchriften und Zeitungen ihren Dreck drucken und weil ihre „Dichter" ſo „ſchöpferiſch" ſind, daß ſie aus dem puren Nichts einen Haufen Gold erſchaffen, werde der ewigen Dinge ewige Rangordnung plötzlich geſtürzt und es gebe kein Oben und kein Unten mehr, zwiſchen denen ein Menſch zu wählen hat. Aber wer ſich nur einmal in einer Stunde der Innerlichkeit das Leben eines Kierkegaard anſah, weſſen Auge einmal im Zuſtand der Empfängnis war, ſo daß er in jedem Geſicht, auch dem ſchönſten noch, den bibliſchen Fluch las und erkannte, und hinter jedem Auge, auch dem reinſten und klarſten noch eine dunkle Angſt lauern ſah, für den kann das Leben wieder gefährlich ſein wie am Tag, als es zum erſten Mal dem Tod ins Geſicht ſah, er hat es in ſeiner Macht, die Welt wieder ſo zu ſehen, wie ſie ausſah am Tag, als zum erſten Mal die Erkenntnis den zarten Kindertraum zerriß und die Welt nackt war. Und ſolche Erkenntnis gräbt ihm ein geheimes Zeichen in die Stirn, das ihn kenntlich macht für ſeine Brüder im Geiſt, die die verloren gegangene Melodie wieder ſuchen, und in ſeinem Weſen wird eine Fremdheit liegen, gegen die die Welt ſelbſt dann noch mißtrauiſch iſt, wenn er mitten in ſie verloren und verſtrickt wäre.

Gedichte / von Georg Trakl

Das Gewitter

Ihr wilden Gebirge, der Adler
Erhabene Trauer.
Goldnes Gewölk
Raucht über steinerner Oede.
Geduldige Stille odmen die Föhren,
Die schwarzen Lämmer am Abgrund,
Wo plötzlich die Bläue
Seltsam verstummt,
Das sanfte Summen der Hummeln.
O grüne Blume —
O Schweigen.

Traumhaft erschüttern des Wildbachs
Dunkle Geister das Herz,
Finsternis,
Die über die Schluchten hereinbricht!
Weiße Stimmen
Irrend durch schaurige Vorhöfe,
Zerrissne Terrassen,
Der Väter gewaltiger Groll, die Klage
Der Mütter,
Des Knaben goldener Kriegsschrei
Und Ungebornes
Seufzend aus blinden Augen.

O Schmerz, du flammendes Anschaun
Der großen Seele!
Schon zuckt im schwarzen Gewühl
Der Rosse und Wagen
Ein rosenschauriger Blitz
In die tönende Fichte.

Magnetiſche Kühle
Umſchwebt dies ſtolze Haupt,
Glühende Schwermut
Eines zurnenden Gottes.

Angſt, du giftige Schlange,
Schwarze, ſtirb im Geſtein!
Da ſtürzen der Tränen
Wilde Ströme herab,
Sturm-Erbarmen,
Hallen in drohenden Donnern
Die ſchneeigen Gipfel rings.
Feuer
Läutert zerriſſene Nacht.

Der Abend

Mit toten Heldengeſtalten
Erfüllſt du Mond
Die ſchweigenden Wälder,
Sichelmond —
Mit der ſanften Umarmung
Der Liebenden,
Den Schatten berühmter Zeiten
Die modernden Felſen rings;
So bläulich erſtrahlt es
Gegen die Stadt hin,
Wo kalt und böſe
Ein verweſend Geſchlecht wohnt,
Der weißen Enkel
Dunkle Zukunft bereitet.
Ihr mondverſchlungnen Schatten
Aufſeufzend im leeren Kriſtall
Des Bergſees.

Dich ſing ich wilde Zerklüftung,
Im Nachtſturm
Aufgetürmtes Gebirge;
Ihr grauen Türme
Ueberfließend von hölliſchen Fratzen,
Feurigem Getier,
Rauhen Farnen, Fichten,
Kriſtallnen Blumen.
Unendliche Qual,
Daß du Gott erjagteſt
Sanfter Geiſt,
Aufſeufzend im Waſſerſturz,
In wogenden Föhren.

Golden lodern die Feuer
Der Völker rings.
Ueber ſchwärzliche Klippen
Stürzt todestrunken
Die erglühende Windsbraut,
Die blaue Woge
Des Gletſchers
Und es dröhnt
Gewaltig die Glocke im Tal:
Flammen, Flüche
Und die dunklen
Spiele der Wolluſt,
Stürmt den Himmel
Ein verſteinertes Haupt.

Wedekind

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag

(24. Juli 1914)

Keines Zwanzigjährigen Wirken ist so von Nebeln umhüllt, mag sie nun das Lob oder der noch häufigere Tadel herangeweht haben, wie das Werk dieses Fünfzigjährigen, dem man noch immer so gar nichts von jenen Symptomen konventioneller Reife, d. i. des allmählichen Anlegens im Hafen der Allgemeinverständlichkeit anmerkt. Wie gesetzt sind doch alle Fünfziger der letzten Zeit, deren posthumes Verständnis die deutsche Publizistik im Laufe der letzten Jahre noch zu Lebzeiten der Jubilare begehen konnte, diesem Jüngsten gegenüber. Und der Verständnislosigkeitstaumel, der den just in diesem Jahre erstaufgeführten Simson begleitete, läßt es vollends aussichtslos erscheinen, daß dieses Jubiläum die versöhnliche Grundstimmung der übrigen zeige.

In der Tat fällt es auch dem Begeisterten schwer, die logische Formel für seine Begeisterung zu finden, und zwar nicht nur deshalb, weil die Lebendigkeit des Respekts vor dem Anlegen ästhetisch-germanistischer Maße zurückschreckt, sondern auch ganz einfach deshalb, weil die unmittelbare Kraft dieser Intuition ihresgleichen bedürfte, um ins Essayistisch-Ueberzeugende übersetzt werden zu können. Auch die begründete Begeisterung ist dem begeisterungsunfähigen Raffinement gewisser „Sachverständigen" gegenüber stets im Nachteil, da die momentane Benommenheit dem mit der geläufigen Zugkraft des Schlagworts motivierten Nein höchstens die unmotivierte Bejahung entgegensetzen kann. Denn der oppositionelle Kritiker hat alle Beweisregeln des Herkommens auf seiner Seite, die auf den nicht angewendet werden können, der dieses Herkommen verläßt. Für diesen sprechen nur die Tatsachen des intuitiven Erfassens, dem nachträglich und meist sehr spät die auch nicht immer untrügerische Gewöhnung durch den Lauf der Entwicklung beitritt. Denn der Kunstwert steht jenseits des logischen Beweises. Wo die historische Betrachtung zur Würdigung eines Kunstwerks herangezogen werden muß, ist das Urteil über seinen lebenden Wert bereits gefällt. Wo aber der Kunstwert zeitlos und ungeschmälert lebt, bleibt der kon-

ventionelle Tadel auch dann, wenn er nicht gehandhabt wird, anwendbar wie beim Werk, dessen kritische Unantastbarkeit noch nicht historisch garantiert ist. Shakespeares Größe scheint heutzutage auch rein äußerlich festgelegt in dem Verzicht der Zeit auf die Anwendung der kritischen Tabulatur, die ihr zur Verfügung steht, seine Ausnahmsstellung, an sich unanfechtbar, behauptet sich heute (da das Bild der Gegenwart der Annahme einer verständnisvollen Apperzeption jener Zeiten, die ihn zuerst und ehrfurchtsvoll auf ihren Schild hoben, widerspricht) vornehmlich auf Grund der autoritären Deckung durch die großen Namen unserer Klassiker. Dieses elementare Mißverständnis eines Wohlwollens, das die Autoritäten zu desavouieren scheint, indem es sich ihrer Weisung unterwirft, hat nun gleichwohl soviel eigene Instinktsicherheit, um sich der Ungerechtigkeit dieses Zwanges zur Gerechtigkeit in entscheidenden Momenten bewußt zu werden, und so hält es sich am lebenden Geist schadlos, der schon in Zeiten eines geregelten Geisteslebens einen genug schweren Stand hat. Frank Wedekind aber hat außer der normalen Entwicklung des Kunstbegriffes mit ihren mannigfachen Unterschiebungen von Kunstzwecken noch fünf Jahrzehnte journalistischer Geistesverluderung gegen sich, fünf Jahrzehnte einer eklektischen Mittelstandspolitik in geistiger Beziehung, die unter dem phrasenhaften Vorwand der Hebung des allgemeinen Niveaus einen bisher nie erreichten Tiefstand etablierte, die Relevanz der Verständnislosigkeit auf intellektueller Grundlage dem Geist gegenüberstellte und, die nachahmerische Handfertigkeit ins Ungeahnte steigernd, die von Gottsched vorausgesehene Organisation der „gelernten" Künstler in umfassender Weise konstituierte. Hand in Hand mit der Polizei (auch dort, wo es scheinbar gegen sie ging), wurde ein dialektisch-logisches, sittlich-religiöses, gefühlsmäßig-sentimentales Monstrum als Kunst assentiert, das, dem demokratischen Zug der Zeit folgend, der allgemeinen, gleichen und direkten Begriffsstützigkeit zugänglich war. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Frank Wedekind die obere oder untere Grenze dieser mystisch angeordneten Kunstbegriffsrastrierung jemals überschritten hätte. Nicht ein Federstrich von ihm, wenn man von der stofflichen Verwendung absieht, wohnt in diesem Rahmen. Sein ganzes Kunst-

werk basiert auf einer Weltanschauung, die jenseits dieses Rahmens sich aufrichten mußte, wenn sie künstlerisch sein sollte.

Denn er ist originär. Und diese künstlerische Wurzellosigkeit ist nicht hoch genug zu werten, da er kraft jenes irdischen Verhängnisses, demzufolge wir alle unter Zeitgenossen geboren und erzogen werden, auch an die Zwangsvorstellungen dieser Zeit geschmiedet sein mußte. Jeder, der in ihrer Atmosphäre seine ersten Kunsteindrücke empfangen hat, weiß, welche übermächtige Willenskraft erforderlich ist, sich ihren faulen Konventionen zu entreißen. Und die Vorstellung eines intuitiv-naiven Schaffens, die bei Wedekind eigentlich nur durch seine überaus große Bescheidenheit vollständig unmaßgeblichen Faktoren gegenüber Nahrung erhält, ist zu billig, um als Erklärung dafür zu dienen, daß jede Zeile von ihm außerhalb des Rahmens literarischer Konvention steht. Auch ist das Wort „Naivetät" ein gefährliches Wort, weil das, was es ausdrückt, sobald es sich um Beispiele einer schöpferischen Fülle handelt, sofort in die Vorstellung einer höchsten, sublimiertesten Schaffensbewußtheit (also eigentlich in das Gegenteil) umschlägt.

Ursprünglichkeit beweisen ist so unmöglich, wie eine Brücke ins Uferlose schlagen. Ursprünglichkeit muß empfunden werden, und wer sie behauptet, hat keine andere Last zu tragen als die der Verantwortung hiefür. Wären die Zeiten nicht so verwirrt, und nicht nur das Talent, sondern, was viel unheilvoller ist, auch die kaprizierte Null dem Nachweise aller nur möglichen Derivationen ausgesetzt, man könnte die Verschiedenheit der Stammbäume, die man Frank Wedekind vom extremen Symbolismus bis zum extremen Naturalismus, von der Theatralik Dumas'schen Stiles bis zur bühnenfremden Buchdramatik nachgewiesen hat, als symptomatisch für seine Ursprünglichkeit ansehen. So aber bleibt man auf den persönlichen Instinkt angewiesen, höchstens noch auf das grenzenlose Befremden, welches das Wedekind'sche Drama selbst im gutwilligen Philister auslöst. Denn der Entwicklung der Dinge, die vom Komplizierten ins Einfache strebt, stemmt sich der menschliche Konservativismus, der den geraden Weg übersieht, wenn er einen Umweg gewöhnt ist, entgegen. In diesem Sinne liegt die Ursprünglichkeit We-

dekinds in der Rekonstruktion des Begriffes „Weltanschauung", in der die Welt das Hauptsächliche und Ursprüngliche, die Anschauung das Zufällige und Resultierende ist, während der Konservativismus die Welt mit mehr oder minder höflicher Geste zum Platznehmen in der fertigen Anschauung auffordert. Das Leben entwickelt sich daher bei Wedekind nie aus dem Problem, sondern umgekehrt die Probleme aus dem Leben, und zwar gerade immer soviel Probleme, als das von ihm zur Darstellung gebrachte Leben nötig hat. Also nicht einzeln und ausgeschält, wie etwa bei Ibsen. Diese triebhafte und alles Triebhafte umspannende Objektivität, aus der eine persönliche Weltanschauung, weil sie eben nichts anderes ist als Welt-Anschauung, so wenig offenbar wird wie die Gottes in der Schöpfung, hat keinerlei Anhaltspunkte für geradlinige Meinungen, nur für vielverästelte und widerspruchsvolle Gedanken und hat ihm den Vorwurf der Philisterfopperei eingetragen, weil der verwirrte Bürger unbeschwert von jeglicher ausgesprochenen Moral das Theater verlassen muß. Frank Wedekind mißbraucht das erhöhte Postament nie, um seine, geschweige denn irgendeine Meinung zu protegieren, und vereinigt in seiner Person den furchtbarsten Anwalt von Spieler und Gegenspieler. Er verschmäht es, kleine Wahrheiten und Weisheiten des engen Rahmens durch Verallgemeinerung in große Lügen und Dummheiten umzufärben. Der Aberglaube an die Allmacht subjektiver Logik ist ihm fremd und der objektiven sucht er durch objektive Gestaltung nahe zu kommen. Buridan zu Dr. Prantl: „In keiner meiner Arbeiten habe ich das Gute als schlecht oder das Schlechte als gut hingestellt. Ich habe die Folgen, die den Menschen aus seinen Handlungen erwachsen, nirgends gefälscht. Ich habe diese Folgen überall immer nur in ihrer unerbittlichen Notwendigkeit zur Anschauung gebracht."

Nur mit demselben Recht, mit dem man den Dichter der „Ratten" und der „Pippa" einen Naturalisten nennt, kann man auch Wedekind so bezeichnen, d. h. also mit keinem. Der Begriff des Naturalismus verdankt seine Aufstellung einer Verwechslung von Ursache und Wirkung, und die konsequentesten Naturalisten haben in Wahrheit auf die einzige Möglichkeit, durch künstlerische Stilisierung und Kon-

zentration echtes Leben vorzutäuschen, nie verzichtet. Es ist leicht einzusehen, daß das Geschaute dem wirklich Erlebten gegenüber immer einer erhöhten Plastik bedarf, eines verstärkten Nachdruckes, um mit der selbstverständlich intensiveren Wirkung des wirklich Erlebten konkurrieren zu können. Die Vorsehung hat mehr Raum und Zeit zur Verfügung als der Dichter auf dem Theater. Deshalb erfordert dargestelltes Leben, um die Wirkung „Leben" zu erzielen, jene harmonische Verquickung von Naturalismus und Romantik, die bisher nur in Shakespeare zu großartiger Vollendung gediehen erscheint. Auch Wedekind ist kein Naturalist, aber er hat die naturalistischeste Phantasie, die sich denken läßt, einen Phantasienaturalismus, der sich am reinsten im sparsamen, aber desto wirkungsvolleren Anschlagen mystischer Untertöne äußert. Seine Phantasie spielt nicht mit erdenfernen Möglichkeiten, sondern mit kühnen Wirklichkeiten, äußersten Falls mit den Möglichkeiten unerforschter Wirklichkeiten. Von dem verzweifelten Versuch, die Sozialpolitik dramatisch zu beleben, hielt ihn der natürliche Takt, eine Plage des Lebens künstlerisch in Permanenz zu erklären, ab.

Nicht aus der naturalistischen Gestaltung, sondern aus der künstlerischen Gestaltung primitivster Natürlichkeit macht ihm die Moral die schwersten Vorwürfe, weil in vielen seiner Stücke ihre gefährliche Neigung, falsche Wechsel auf Kosten der Ethik auszustellen, entlarvt wird. Tendenzlos freilich; denn der erschütternden Tragödie der kristallklaren, ethisch einwandfreien, nur moralisch unzugänglichen Eingeschlechtigkeit der Lulu, einem offensichtlichen Idealfall, steht das aus dem heftigen Ringen geschlechtlichen Dualismus' — eine Art Weininger'scher Normalfall — triumphierende Mutterglück Franziskas gegenüber.

In dem Vorwurf der „Bordellatmosphäre", die für das Werk Frank Wedekinds charakteristisch sei, richtet sich diese Gegnerschaft selbst, da sie zwar nicht durch das Vorhandensein, wohl aber durch die anklägerische Gestaltung derselben beunruhigt wird, weil der Nachweis erbracht ist, daß man nur Personen, aber nicht die Atmosphäre kasernieren kann. Diese Verständnislosigkeit erhält leider einen Schein von Berechtigung durch jene Anhängerschaft, die, die Objektivität

Wedekinds geflissentlich übersehend, in ihm noch immer den „Verherrlicher raffiniertester Lüste“ sieht, oder mindestens den „Dichter der sexuellen Sphäre“, dessen Werke „eine einfache, ja primitive Sexualphilosophie predigen“. Für sie gilt, was Delila zu den Philisterfürsten sagt:

„Ist das ein Mißverständnis! Tief beklag' ich
Daß meine übermüt'ge Laune auf
Solch einen Irrweg euch gelockt. Wenn schamlos
Ich mich gezeigt, geschah das, meine Kunst,
Gefallen zu erwecken, die ihr lästert,
In ihrer vollsten Macht euch zu beweisen.
Nun preist ihr mein Vergehen statt meiner Kunst,
Für die ich's auf mich nahm. Und meine Kunst,
Die euch besiegt, scheint euch erst recht verächtlich.“

Die Romantiker aber reklamieren Wedekind für sich, indem sie auf das Aeußerliche seiner Szene hinweisen. Denn wie bei Shakespeare, der von allen Richtungen als Erzvater ausgerufen wird, gibt sich bei Wedekind das Drama als reines Spiel, das zum wirklichen Leben, welches der Zuschauer mit sich bringt, äußerlich in einen phantastischen Gegensatz tritt. Eine eigentümliche, fast märchenhaft unwirkliche Stimmung, eine Verschärfung von Kontur und Beleuchtung, wie sie etwa durch das verkehrt an die Augen gesetzte Opernglas erzielt wird, bricht unmittelbar hinter dem Vorhang in den Zuschauerraum. Diese scheinbare und vielleicht raffiniert erscheinende Absichtlichkeit ist in Wahrheit eine Folge der intensiven Konzentration wirklichen Lebens in einem engen Rahmen. Denn wie bei Shakespeare stoßen und kreuzen sich die unbegrenzten Möglichkeiten menschlichen Geschehens in äußerlich belanglosen, teils lustigen, teils traurigen Handlungen. Die Erweiterung dieses engen Rahmens zur Gewinnung von Perspektiven auf die größere Welt rings um Bühne und Zuschauerraum erfordert häufig genug das Aufgeben der Einheit von Ort und Zeit selbst innerhalb der einzelnen Akte, und eine Technik, die das Detail um der Hauptsache willen vernachlässigen mußte und notwendig war, den Konflikt unter der Patenschaft des Weltgeschehens zu Ende zu führen. Dieser scheinbar saloppe Dialog, von dem man in einem tieferen Sinne sagen könnte, daß er sich gehen läßt, ist stets auf die äußersten Resultate zugespitzt und kann

sich nicht mit ihrer minutiösen Motivierung abgeben. „Seien wir uns nur klar darüber, daß wir auf einem Dachfirst wandeln und jede unvorhergesehene Erleuchtung uns das Genick brechen kann". Diesen „unvorhergesehenen Erleuchtungen" begegnet ein Dialog, der oft genug ein wahnwitziges Voltigieren auf jenen äußersten Möglichkeiten vorstellt, deren dialektische Ersteigung nur ganz schwindelfreien Gemütern möglich ist. Allerdings scheint in seinen Stücken dadurch das Gerüst des Theaters bis in die Milchstraße zu wachsen. Und zwar aus einer lebensvollen dritten Dimension. Die „zweidimensionalen Schemen seiner Gestalten" existieren nur in der preziösen Phantasielosigkeit von Hampelmännern. Schon daß „Wedekind in der Wedekindrolle" eine schauspielerische Erfüllung dichterischer Aufgaben zum Ausdruck bringt, beweist die dramatische Lebensfähigkeit seiner Kunst. Und wer sich an die Reduktion des Dichters durch den Berufsschauspieler gewöhnt hat, wird der dramatischen Wucht Wedekinds, die auch aus der schlechtesten Darstellung elementar hervorbricht, immer erliegen.

Freilich ist vor solchen Anfechtungen ein Philisterium bewahrt, das, weit entfernt von der kräftigen Brutalität des biblischen, aus dessen Schicksal gelernt hat und sich durch schlaue Selbstblendung mindestens um die subjektive Vernichtung herumschwindelte. Der Literaturhimmel liegt auf dem Mist. Begraben unter seinen Trümmern haben sich die Leichen organisiert, um die Existenz jeglichen Lebens außerhalb des Grabes zu leugnen. Leo Branczik.

Berichtigung. Im ersten Teil von Kierkegaards „Kritik der Gegenwart", Heft 19, wurde auf S. 818 die 13. Zeile v. u. unrichtig wiedergegeben. Die Stelle muß lauten: „deren Absicht keine geringere ist, als alle Verlorenen zu retten. Die Zeit der großen und guten Handlungen ist vorbei". Auf S. 826 ist in der Zeile 15 v. o. statt „Die Innerlichkeit selbst": „Die Innerlichkeit fehlt" zu lesen.

SOEREN KIERKEGAARD

Demnächst erscheinen

DER PFAHL IM FLEISCH

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen
und mit einem Vorwort versehen von
THEODOR HAECKER

Preis 1 Mark (K 1.20)

* * *

KRITIK DER GEGENWART

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen
und mit einem Nachwort versehen von
THEODOR HAECKER

Preis 1 Mark (K 1.20)

Von Theodor Haecker ist früher erschienen:

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

Verlag J. F. Schreiber in München. Preis 2 Mark

Bestellungen bei jeder Buchhandlung oder direkt beim

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO

Soeben erschienen

DIE BÖSE SIEBEN

Essays

Der Philister gegen Nietzsche / Siderische Geburt / Die Seele des fernen Ostens / Verfall / Laotse und ich / Wie wir leben / Menschendämmerung / Nachwort

Preis brosch. Mk. 3.— (K 3.60), geb. Mk. 4.— (K 4.80

* * *

UEBER EINE SCHRIFT SÖREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

Preis brosch. Mk. 1.— (K 1.20)

Früher erschienen:

PHILISTER / Essay. Geh. 80 hl (70 Pfg.)

OTTO WEININGER UND SEIN WERK / Studie Geh. K 1.— (85 Pfg.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen od. direkt vom

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der vierfachen Nummer 400, 401, 402, 403:

Franz Ferdinand und die Talente / Glossen / Die Fackel, März, Muskete und der Simplizissimus / Notizen / Glossen / Sehnsucht nach aristokratischem Umgang

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

Ein bisher unveröffentlichtes Manuskript von Grillparzer

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
   Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**
2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. **Preis K 75.—**
3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) . geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig

schroffste loszusagen, denn in der Anweisung zum seligen Leben steht neben vielen ähnlichen Sätzen auch dieser: „eine höhere Weltansicht duldet nicht etwa neben sich auch die niedere, sondern jede höhere vernichtet ihre niedere und ordnet dieselbe sich unter.“ Uebrigens ist die deutsche Philosophie in ihrer heroischen Zeit mit Recht darauf bestanden, daß auch die abstraktesten und vom Zentrum des Lebens entferntesten Wissenschaften sich nicht vollkommen und absolut von der Einheit einer religiösen oder philosophischen Anschauung und Idee emanzipieren dürfen. Heute ist dieser Unsinn der Emanzipation Gemeingut geworden, und jeder Scherenschleifer schreit für das Recht der freien Forschung, und die Wissenschaften torkeln wie Besoffene durcheinander. Und was ist wohl heute von der deutschen Philosophie zu erwarten? Die weitaus Ehrlichsten, die Marburger, sind Epigonen und deshalb im tiefsten Sinne schwach und beschränkt, die seichten Charlatanismen und geschickten Jongleurkünste Simmels sind im tiefsten Sinn unehrlich; daneben so viel Mageres, Dürres und Trockenes. Ganz zu schweigen von denen, die so tun *als ob* oder gar von den sprachkritischen Affen, die über jeden Ernst des Daseins grinsend hinwegturnen. Bliebe nur noch Max Scheler, der viel begabt und vieles zu sagen fähig wäre, aber er weiß nicht, was er will, ist vieler oberflächlicher Strömungen Beute und rafft nie seine Kräfte zusammen in einem Ganzen. Wohin die Emanzipation auf dem gefährlichen Gebiet der Kulturwissenschaften führt und führen wird, diese Untersuchung gäbe ein besonderes Buch und wäre die Aufgabe für den, der mit dem reinen Willen und Gedanken die nötigen Kenntnisse verbände. Denn allgemeine bedauernde Redensarten auf Grund einer vagen Einsicht und eine gewisse kontemplative Vornehmheit, oder besser eine feige Vornehmtuerei, die sich mit so subalternen Dingen nicht einlassen will, helfen gar nichts. Nein, man müßte den Herren Schritt auf Schritt nach-

gehen, den Geſcheiteſten wie den Dümmſten, genau ſo wie Karl Kraus den Herren der Wiener Preſſe nachging und jeden Tag nachſah, was ſein die Welt beherrſchendes Viechszeug über Nacht wieder angeſtellt hatte. Es iſt die Idealität des Mannes und des Denkers (zum Unterſchied von der des Jünglings und Dichters), die ſich energiſch mit dem Werktag beſchäftigt und mit reſoluten Händen auch in den Schmutz greift, wenn es nötig iſt, denn die Hände werden wieder gewaſchen und wieder rein. Nur hüte man ſich vor jenen, die um ſich nicht waſchen zu müſſen immerzu die Redensart: ‚dem Reinen iſt alles rein' im Munde führen; denn ſie ſtinken ganz ſicher. An Stoff für Pathos und Komik fehlte es nicht, denn was für gigantiſche Ochſen brüllen ihre wiſſenſchaftlich geſicherten Ergebniſſe in die Welt! Und mit Vorliebe auf Gebieten, die der Wiſſenſchaft überhaupt ein für alle Mal verſchloſſen ſind. Und welcher Art zuweilen die perſönlichen Vorausſetzungen derer ſind, die der vorausſetzungsloſen Wiſſenſchaft zu „dienen" vorgeben, das weiß buchſtäblich der Teufel. Aber her mit dem Berliner Tageblatt. Es iſt immer dasſelbe, ob oben in der Politik die Militärgewalt als etwas Mittelalterliches gebrandmarkt und doch zugleich gejammert wird, daß die Juden nicht Offiziere werden, oder ob unter dem Strich der tanzende Holländer Felix einen Roman veröffentlicht, von dem man nur hin und wieder einige Zeilen zu leſen braucht, um zu wiſſen, daß er an hundsföttiſcher Verlogenheit der Geſinnung nicht leicht ſeinesgleichen finden wird. Werden nicht viele, viele in Verzweiflung ſchreien? Oder wird nicht einmal das geſchehen? Wird keiner verſtehen, wenn ich ſage, daß in meinem platoniſchen Staat der tänzeriſche Burſche, der mitten in ſeinen von Freiſinns-Rotz triefenden Sätzen ein Kapitel aus den Korintherbriefen abdruckt, mit Ruten geſtrichen würde, und daß ich wüßte — ach nichts auf der ganzen Welt wüßte ich ſo ſicher — daß dieſe Tat

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30*m*-1,'69(J5643s8)2374—3A,1